





THE UNIVERSITY OF CHICAGO

LIBRARY

PHILIP L. BARON

1968

1968

1968

1968

1968

1968

1968

1968

5864.

Ph. sp. 904²

Unterhaltungen

Philos. Opera varia. 242.

~~Var. 383.~~

Miscell.

Opp. var. arg.

German.

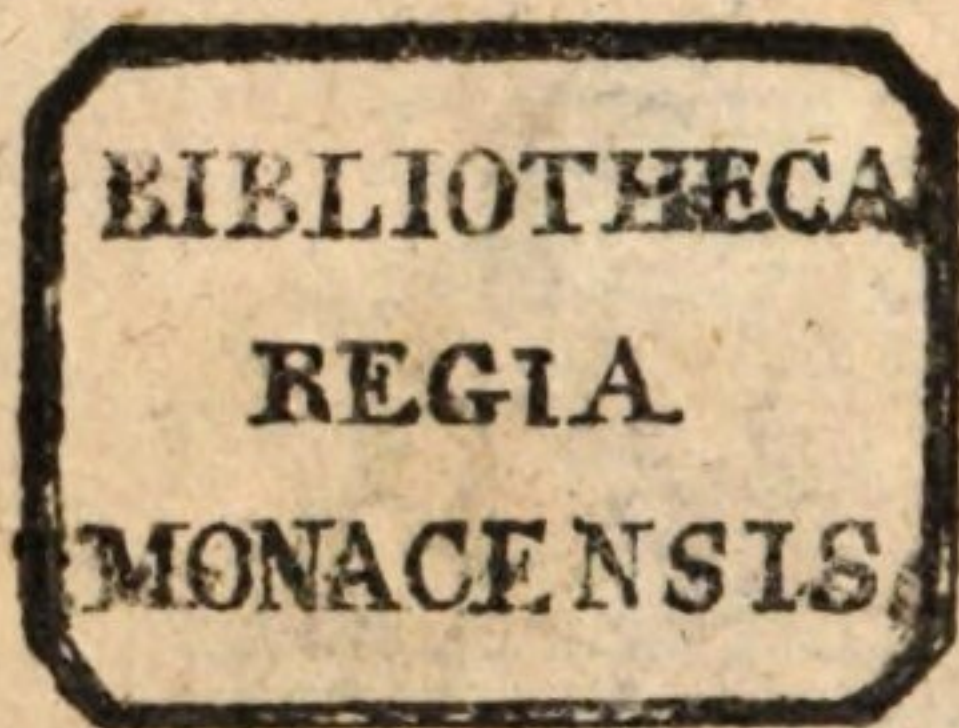
Unterh.

PHILOSOPHISCHE UNTERHALTUNGEN.

ERSTER BAND.



J E N A ,
IN DER ACADEMISCHEN BUCHHANDLUNG.
1 7 9 0.





VORREDE.

Es ist in unserm aufklärenden Jahrhundert beinah so weit gekommen, daß man philosophische Unterhaltungen mit einer Schuzrede der Philosophie öffnen müßte, ja, es ist nothwendig, wenn die mehrsten Stimmen entscheidend find. Wohl denn! Diese Nothwendigkeit ist mir kein Gesetz, denn die

Mehrheit der Stimmen ist ein gewaltsamer Eingriff in die Vorrechte der Vernunft. Sey sie immer noch die letzte, oder leider die gewöhnliche Zuflucht der bürgerlichen Sicherheit! Sie mag sich dort, wenn sie kan, mit der Vernunft wieder ausöhnen, vor dem Tribunale der Vernunft gilt sie nichts. In dieser beruhigenden Betrachtung werde ich durch einen Zweifel überrascht, der, obgleich leicht und nichts weniger als unüberwindlich, dennoch ein wenig befremdend ist. Zimmerman spricht in seinem beliebten Buche über die Einsamkeit im zwölften Capitel also — „Joseph hat in seinen Staaten in wenig Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philosophen Deutschlands
seit

seit dem Kaiser Leopold., Solte ein
Weiser, dessen Stimmfädelein nicht unter der
Menge der Mehrheit, sondern unter den
wenigen gültigen zu suchen ist, ein Ver-
ächter der Philosophie seyn? Nimmer-
mehr. Er schmälerte seine eigene Wür-
de, so ungerecht gegen sich selbst, das
ist er nicht, er gäbe dem Kaiser ein Lob,
welches der vortrefliche Kaiser ver-
schmähte, ein Schmeichler, ein unglük-
licher Schmeichler konte Zimmerman
nie werden. Und dennoch wie redet er
da? Die Stelle mus erkläret werden.
Man hüte sich auch bei der Erklärung,
dass man ihr nicht einen falschen Sin bei-
lege. Der erste wird nicht der beste
seyn. Zimmerman, könnte man meinen,
hat es mit den Philosophen, nicht mit

der Philosophie zu thun ; die Philosophen, spricht er, haben seit dem Kaiser Leopold Schulen genug errichtet, sie haben auch darin so was gelehrt, das sie Weisheit nanten, aber das war nur sogenannte Schulgelehrsamheit, Speculation, Zänkerei, kurz, sie machten kein Licht, konte also auch kein Licht durch sie verbreitet werden. Ich bin gut dafür, das diese Stelle von vielen, wo nicht von den mehrsten Lesern der Einsamkeit so ausgelegt wird, behauptete aber auch, das alle, die sie so erklären, nicht in der Seele des Verfassers lesen. Man hat sich ein Ding geträumt, das man Philosophie für die Welt nent, und vorgegeben, dieses Ding, das man unter Herren und Damen studiere, erleuchte die

die Welt, die Schulphilosophie sey ein dunkler Körper, der nicht einmal Licht annahme, geschweige denn verbreite. Dieses kindische Vorurtheil mögen andere hegen, bei einem Zimmerman kan es nicht vermuthet werden. Wir müssen einen andern Weg nehmen, wenn wir den wahren Sin finden wollen. Joseph, spricht er, hat in seinen Staaten in wenig Monaten mehr Licht verbreitet, als — — Joseph hat also in wenig Monaten Licht verbreitet in seinen Staaten? Ist das wahr? Das ist unmöglich. Das geistige Licht hat mit dem materiellen grose Aehnlichkeiten, der Ausdruck ist eine gute Metapher, allein im verbreiten sind sie sich desto unähnlicher. Dieses ergießt sich mit einer Geschwindigkeit,

keit, die ihres gleichen nicht hat, jenes erweitert sich mit einer sichtbaren Langsamkeit. Man müßte die Natur der denkenden Kraft des menschlichen Geistes gar nicht kennen, wenn man das nicht schon wüßte. Die schnellen Flügel der Gedanken geben hier keinen Einwurf. Die Geschwindigkeit, mit welcher in der Seele ein Gedanke den andern verfolgt, ist die größte, und dennoch lange währet es, eh diese Gedankenfolge ein schwaches Nachtlicht wird, lange, o wie lange währet es, eh sie ein Tag wird, der sich umher verbreite. So hätte denn Joseph in wenig Monaten kein Licht verbreitet in seinen Staaten. So ist es. Ist folchemnach Zimmerman nicht ein Schmeichler? Keinesweges. Man reise
fe

fe die Stelle nur nicht aus ihrem Zusam-
 menhange. Man gehe zurück, sehe sie
 entspringen. Sie ist ein Ausgus einer
 sehr regen Begeisterung in metonymi-
 scher Sprache. Zimmerman sieht, mit
 was für einer musterhaften Thätigkeit
 der vortrefliche Kaiser die Hindernisse
 wegreißt, die bisher die Verbreitung des
 Lichtes in seinen Staaten vereitelt hatten,
 er wird innig dadurch gerührt, sieht
 schon im Geiste, was für ein schönes
 helles Licht sich nach und nach verbrei-
 ten wird, wo es bisher finster war,
 wünscht herzlich, daß es doch ja ge-
 schehen möge, und sein Ausdruck wird
 ein Trop. In diesem Sinne ist das Lob
 nicht einmal eine Hyperbel, denn nur
 der Philosoph auf dem Throne konte

thun wollen, was Joseph in seinen Staaten gethan hat.

Unbekümmert also um alle, die lieber Tag und Nacht schreiben, als eine Stunde denken, oder lieber ein ganzes Lescabinet auswendig lernen, als einen Bogen lesen, wende ich mich unmittelbar zu den Unterhaltungen, die ich hiermit geöfnet habe, um ein Wort von ihrer Bestimmung zu sagen. Sie sollen sich nicht unter die Magazine und Quartalschriften eindringen, sollen ganz und gar nicht, obgleich — das ist wenigstens Vorsatz — eine Folge erscheinen wird, eine periodische Schrift seyn. Jedesmal wird ein Band von ohngefähr sechzehn Bogen erscheinen. Sie werden sich über das Gebiet der Philosophie
und

und des Schönen erstrecken, neue Untersuchungen der Wahrheit, und ganze Gedichte enthalten, auch dann und wann eine Beurtheilung, jedoch ohn alle Rücksicht auf das Jahr der Ausgabe der beurtheilten Schrift. Eine Schrift, besonders eine philosophische, kan im vorigen Jahrhunderte erschienen seyn, und sich noch durch Neuheit empfehlen. Der vierte Artikel sind Prüfungen. Diese sollen sich nur an das Neueste halten. Die Urtheile unserer gelehrten Zeitschriften heischen nicht selten eine genaue Prüfung, wenn sie nicht höchst nachtheilig werden sollen. Solche Prüfungen sind es, die einen Hauptartikel dieser Unterhaltungen ausmachen werden. In dem gegenwärtigen ersten Bande sind
die

die drei Gespräche *Liebo und Wilmar*, über die *Sitlichkeit des Zweikampfes*, von dieser Art. Ich habe mir dabei eine solche Wendung gegeben, daß ich, indem ich das Urtheil eines andern prüfe, zugleich die Frage selbst vollständig auflöse. Auch die schöne Kunst wird in diese philosophischen Unterhaltungen eingehen. Was hierüber vorkommen wird, wird größtentheils von einem Künstler herühren.

Wir sind eine Gesellschaft von — drei Personen, die dieses Werk, das sich selbst empfehlen mag, unternommen haben. Weder ein Verleger hat uns durch ein Honorarium, noch ein hoher Gönner durch einen vorausgezahlten Wohlgefallen dazu ermuntert. Der Ent-
 schlus

schlus ist , wie der Inhalt , unser ganz unabhängiges Eigenthum. Wir sind dabei auch unter uns selbst unabhängig. Keiner ist Herausgeber , sondern alle drei sind der Herausgeber. Jeder wird sich unter die Stücke , wovon er Autor ist , durch den Anfangsbuchstaben seines Namens unterschreiben , und jeder ist Man für das Seinige. Wer darum hier und da etwas zu erinnern findet , der halte sich an den Verfasser , und schreibe nicht eine Sylbe davon auf die Rechnung der andern. Dafs manche Autoren , und die Beurtheiler der Werke des Geistes fast alle sich so tief verstecken , dafs es nicht möglich ist , sie zu finden , ist zwar Sitte , aber eine verwerfliche Sitte , ich hätte beinah gesagt , ein Kinderspiel.

Wir

Wir verbergen uns nicht. Unabhängig von allen andern Beziehungen, lassen wir auch die eilende Zeit auf unsere Unterhaltungen keinen Einfluß haben. Nichts wird darin vorkommen, es sey so klein oder so gros als es wolle, was nicht bei voller Muse vollendet worden wäre.

W.



INHALT.

I N H A L T.

Die wesentliche Kraft der menschlichen Seele Seite **I**

Liebo und Wilmar, über die Sitlichkeit des
Zweikampfes, erstes Gespräch **47**

— — — zweites Gespräch **78**

— — — drittes Gespräch **111**

Ueber Kants Prolegomena zu einer jeden
künftigen Metaphysic **122**

Sin-

XVI

Singedichte Seite 134

Ueber den Sulzerischen Grundsatz der schönen
Künste 139

Ueber die bunten Kupfer 203



DIE
WESENTLICHE KRAFT
DER
MENSCHLICHEN SEELE.

Es ist sonderbar, daß die Vernunft in den Verdacht gekommen ist, sie liebe die Geheimnisse nicht, denn sie selbst ist sich ein großes Geheimnis. Eine Philosophie über die Entstehung der Vernunftwissenschaft ist möglich, aber hier auch ist es, wo der Philosoph sehr leicht unter die Ausnahmen fallen kan, so daß die Vernunft mit al ihrer Weisheit durch ihn verliert. Ich wil diesmal eine Untersuchung über die Kraft anstellen, um, wenn es möglich wäre, der Vernunftwissenschaft von dieser Seite einige Vervollkommnung zu geben. Man vereinigt noch immer in der menschlichen Seele Legionen von Kräften, und läßt sie wider einander

A

strei-

streiten, wie Cäsar und Pompejus. Pope weis zwar einigen Gebrauch davon zu machen; aber was sind Verzierungen ohne Wahrheit, wo die Täuschung ästhetische Sünde ist? Und der Philosoph, was sol der mit den niedern und hohen, finlichen und nicht-finlichen, denkenden und wollenden Kräften?

Die Materialisten, die uns bereden wollen, sie hätten die Seelenkraft in der Anatomie kennen gelernt, können uns nicht zumuthen, daß wir dieses ihr Vorgeben für Wahrheit halten solten, denn theils leben sie noch, theils sind sie, alle, die gestorben sind, eines natürlichen Todes gestorben. Fürwahr es ist gut, daß der Materialist nicht einmal weis, wenn er beobachten muß, um nach der Kraft der Seele zu forschen. Die Materialisten also vom größten bis auf den subtilsten, der immer der gefährlichste ist, gänzlich ausgeschlossen, auch diejenigen, die noch an zwei Menschenseelen, eine finliche und eine geistige, glauben, mit und ohne unterstützenden Dämon, abgezogen, kan man die Philosophen in Ansehung dieses Gegenstandes auf zwei Classen bringen. Die
einen

einen geben der Seele zwei Hauptkräfte, denkende und wollende Kraft, die andern fügen die dritte, die Freiheit, hinzu. Beide Schulen stimmen darin überein, daß die denkende Kraft der Seele und auch die wollende von doppelter Art sey, eine finliche und eine geistige. Und wozu, frage ich, dieser Aufwand? Solte die geistige Natur weniger vollkommen seyn, als die körperliche? Warum mehrere Kräfte glauben, wo alles durch eine einzige gewirkt wird? Alle Wirkungen meiner Seele sind Wirkungen einer einzigen, *einer vollkommen freien Kraft zu denken*. Alle ihre Gedanken, man mag sie mit alten oder mit neuen Namen nennen, werden durch eine einzige Kraft, alle ihre Empfindungen, die Hoffnung und die Furcht, die Liebe und der Haß, die Freude und die Traurigkeit sind, nicht mittelbare, unmittelbare Wirkungen der Denkkraft. Ich bin von dieser Behauptung nicht für mich allein, sondern so überzeugt, daß ich sie jedem, der sich den Weg der Vernunft führen läßt, annehmlich machen kan.

Den Anfang mache ich mit demjenigen Character der Geisteskraft, der die Art und

Weise ihrer Wirkungen und das Innerste ihrer Natur unterscheidet, mit der Freiheit. Der Beweis für die Freiheit erhält, wie er auch immer geformet werde, seine Stärke einzig und allein durch ein inneres Zeugnis. Aber welche unserer geistigen Wirkungen müssen wir denn beobachten, um auf die Spur der Freiheit zu kommen? Bei dieser Frage herrscht eine allgemeine der Wahrheit nachtheilige Uebereinstimmung. Man hält sich, wenn die Rede von Freiheit ist, einmüthig an die Entschliefungen, wie sie in Handlungen übergehen, behauptet oder verwirft den Zustand des Gleichgewichtes, und führt auf jeder Seite Beweise für die Freiheit der Seele. Ob der Zustand des Gleichgewichtes eine Grille sey, oder ob er ohne Widerspruch behauptet werde, darüber könnte man, wenn man ja in den Entschliefungen der Freiheit nachspürt, gleichgültig seyn, denn die Entschliefungen sind nicht auf diesen Fall eingeschränkt, jedoch die Freiheit wird erhöht, wenn er behauptet wird. Allerdings wäre es schon verlorne Sache, wenn es wahr wäre, daß in dem Zustande des Gleichgewichtes kein Entschlus in Handlungen übergehen würd.

würde, und hinwiederum Freiheit von hohem Range wär unfere Geisteskraft, wenn es wahr wäre, daß sie allein es sey, die das Gleichgewicht heben, und bei der vollkommensten Gleichheit der Bewegungsgründe wählen und der Wahl gemäs handeln könnte. Der Vertheidiger der Freiheit verliert sich darum doch nicht in einer unnützen Ausschweifung, wenn er über die Möglichkeit eines solchen Zustandes Untersuchungen anstellt. Solte ich mich darüber erklären, so würde ich frei bekennen, daß ich die Möglichkeit als ein Naturale annehme, sicher, daß mir die Unmöglichkeit nicht bewiesen werden wird. Man hat schon Ernst und Scherz darüber verschwendet, und nichts geleistet. Die letzte Zuflucht ist der Saz des Nichtzuunterscheidenden; allein wer wird noch auf einen erschütterten schwankenden Grundfaz bauen wollen? Und überdies was will man mit diesem Grundsätze hier? Ich kan ihn hingeben. Er sey wahr, sey es in dem Umfange, den man ihm so gern geben wolte, dennoch wird man in dieser Streitfrage keinen Gebrauch davon machen können. Der Zustand des Gleichgewichtes

ist, was er ist, durch die Gleichheit der Bewegungsgründe. Die Bewegungsgründe geben die Vorstellungen der Seele von den Gegenständen, nicht die Gegenstände selbst. Diese, die Gegenstände mögen auffallend, oder, bis zur Täuschung einerlei, durch ein Ich weis nicht was unterschieden seyn, die Seele kann sich diese als himmelweit abstehende und jene als vollkommen gleiche und ähnliche Dinge denken. Wer die Möglichkeit des Gleichgewichtes mit Leibniz leugnet, mus auch das Herz haben, ihm nachzusprechen, *) „dass ein Engel oder doch wohl Got von der Parthei, die der Mensch ergriffen hat, immer Rechenschaft geben könnte, und eine Ursache oder neigenden Grund angeben, der ihn eigentlich bewegt hat, sie zu ergreifen, solte auch gleich dieser Grund oft sehr zusammengesetzt und uns selbst unerkenbar seyn — dass wir unsere Unabhängigkeit nicht empfinden können, und nicht immer die oft unmerklichen Ursachen gewahr werden, von welchen unsere
Ent-

*) Essais de Theodicée, Premiere Partie, 49, 50.

Entschliesung abhängt. Wenn solche Aussprüche nicht System sind, so sind sie Verzweiflung. Leibniz spricht sie, und ja, sie sind System. Ich verfolge diese Sache nicht weiter, weil ich nicht von denen bin, die die Entschliesungen zu dem Mittelpuncte der Untersuchungen über die Freiheit machen. Dafs Freiheit in den Entschliesungen ist, Freiheit in ihrem Uebergange zur That, Freiheit vom ersten Range in der Wahl bei dem Gleichgewichte; wer könnte das leugnen? Das tadle ich, dafs man, um die Natur der Freiheit kennen zu lernen, sie nicht in ihren stillen und einfachern Wirkungen beobachtet. Bei den Entschliesungen ist alzu viel Täuschung. Schleicht sich überdies noch eine Lieblingshypothese in die Untersuchung, so ist es geschehn. Bei dem besten Vorfatze, die Wahrheit zu finden, wird der fleisigste Beobachter irre geführt, und seine Wahrheit ist ein Phantom. Leibniz könnte hierin allen ein warnendes Beispiel seyn. „Kurz, spricht er, *) wenn die freie Kraft auch nicht

A 4

durch

*) Remarques sur le Livre de l'origine du mal.

durch die Gegenstände bestimmt würde, dennoch wäre sie niemals gleichgültig gegen die Handlung, indem sie im Begriff ist zu handeln, weil die Handlung in ihr durch eine Stimmung zu handeln entspringen mus, sonst könnte man alles aus allem machen, und nichts wäre so ungereimt, was man nicht annehmen könnte. Aber schon diese Stimmung kan die bloße Gleichgültigkeit aufgehoben haben, und wenn die Seele sich diese Stimmung giebt, fodert die Handlung, sie zu geben, eine andere Vorbestimmung, und folglich, so weit man auch zurück gehe, kömt man nie an eine bloße Gleichgültigkeit in der Seele gegen die Handlungen, welche sie üben sol., Damit man den wahren Sin dieser Stelle fasse, erinnere ich, dafs man den Ausdruck *gleichgültig* nicht in der Bedeutung nehme, die er in den neuern Systemen hat, wo man den Zustand der Gleichgültigkeit von dem Zustande des Gleichgewichtes unterscheidet. Gleichgültigkeit und Gleichgewicht sind hier einerlei. Leibniz ging von den Entschliefungen aus, ging, geleitet durch seine Hypothese vom zureichenden Grunde, in das Innere der Geisteskraft, und entfernte sich bei jedem Schritt

Schritte von der Natur der Freiheit. Die Untersuchung wird weit ficherer, wenn man bei den frühern Geschäften der freien Kraft anfängt. Eh noch die Seele den Vorsatz faßt, hat sich schon die Freiheit in der Reihe der Wirkungen, aus welchen endlich der Vorsatz entspringt, in voller Thätigkeit geäußert. Die Aufmerksamkeit auf mich und auf meinen Zustand, die Beleuchtung des Gegenstandes außer mir von allen Seiten, die Beziehung, die ich ihm gegen mich gebe, das sind die größern Theile der zusammengesetzten Wirkung, die vor unserer Entschlie- sung vorhergeht, und jeder ist reich an Man- nigfaltigkeiten, die alle für die Freiheit zeu- gen, ein Zeugnis, das keiner Zweideutig- keit fähig ist. Auch dann, wenn die Uebun- gen unserer Geisteskraft nicht Wille werden, bestätigen sie ihr dieses Eigenthum, kurz, jeder Gedanke, den wir denken, ist ein Argument für die Freiheit unserer Seele. Ge- gen alle möglichen Handlungen in vollem Gleichgewichte stehen, dieses Gleichgewicht durch sich selbst heben, das ist die Natur der Freiheit. Wer eine dieser Eigenschaften aufhebt, und noch von Freiheit redet, der

braucht ein leeres Wort. Wenn die freie Kraft das Gleichgewicht hebt, ist die Anwendung, wodurch sie das thut, ein letzter Grund. Ich wundere mich, daß Leibniz seine verunglückte Freiheit durch das arme unschuldige Wörtgen *incliner* noch zu retten suchte. Bei diesem äußersten Ende ist der Unterschied unter *incliner* und *necessiter* ein Spiel mit Worten und nichts mehr. Dieses Wortspiel hat dennoch denen, die so gern auf des Meisters Worte schwören, ungemein gefallen, denn sie haben ihm bald diese bald jene Gestalt gegeben, und gemeint alles dadurch gut zu machen. Es kömt darauf an, die freie Kraft für unabhängig von aller innern Nothwendigkeit zu erklären. Der Verfasser der Theodicee giebt zu, daß das geschehen müsse, er äußert es bei jeder Gelegenheit, aber seine Hypothese vom zureichenden Grunde erlaubt es nicht. In dieser Collision mus eine Ausnahme gemacht werden. Er überredet sich, bey der Aufrechterhaltung seiner Hypothese auch die innere Unabhängigkeit der Freiheit behaupten zu können, wenn er in dieser gewisse ins Unendliche fortlaufende Vorstimmungen annähm, die
den

den zureichenden Grund der jedesmaligen Anwendung der Kraft enthielten, denen man aber einen sanftern Namen geben möchte, Neigungen oder Veranlassungen oder wie man sonst das Leibnizische *incliner* übersetzen will. Man mus sich in der That wundern, wie sich der durchdringende Geist eines Leibniz bei dieser Vermittlung beruhigen konte, denn sie ist im Grunde nichts anders als ein analogischer Schlus, dem nichts fehlt als — die Aehnlichkeit. Wenn man den Antheil bestimmen will, den Dinge aufer uns an den Wirkungen unserer Freiheit haben können, da mag man immerhin von Veranlassungen reden, die auf die Kraft einen gewissen Einflus haben können, ohne ihr darum ein Gesetz zu werden; aber Vorstimmungen in dem Innern der Kraft, die den zureichenden metaphysischen Grund von der unmittelbar folgenden Thätigkeit enthielten, und dem Erfolge seine Gewisheit gäben, wer könnte diese denken und nicht eine mit innerer Nothwendigkeit wirkende Kraft? Könnte man von einer solchen Kraft eine richtigere Definition geben? Es ist also Pflicht für den Determinist, frei zu bekennen, daß er unserm Geiste

ste

ste eine Freiheit gar nicht anerkenne. Führt er eine solche Sprache, so giebt er zu erkennen, daß er sein System verstehe. Ich erinnere mich einer kleinen Schrift, in welcher man unlängst über das Unschädliche der Lehre von der Nothwendigkeit einen Versuch gewagt hat. Es ist eine gegründete Wahrheit, daß die Sitlichkeit der Handlungen und alle Religion durch diese Lehre untergraben wird, nun hat man, wenn ich nicht irre, gewisse Klugheitsregeln vorgeschlagen, bei welchen diese so schrecklichen Folgen in etwas gemildert werden könnten. Das ist sonderbar. Da die Nothwendigkeit ein grundloses System ist, darf sie ja ohne dies nicht gelehret werden. Diese kleine Schrift aber ist ohne Zweifel eine Frucht des Bewußtseyns, daß das deterministische System keine Freiheit, sondern reine Nothwendigkeit lehrt. Schon der bildende Verstand, wenn er den Begriff der Kraft durch die Grade ihrer wesentlichen Vollkommenheit durchführt, erlaubt da noch keinen Stillstand, wo der Determinist still steht. Daß eine Kraft möglich sey, die nicht anders als vermöge einer Vorstimmung thätig werden kan, das wird zuge-
ge-

geben; nun zeige man aber den Widerspruch wenn ich noch einen Grad annehme, eine Kraft, die, wenn sie thätig wird, es ohne Vorstimmung wird. So lange man nicht gezeigt hat, daß der allgemeine Begriff durch diesen neuen Character aufgehoben werde, so lange hat man den verlangten Widerspruch nicht dargethan, und so lange ist alles, was man wider die Natur der Freiheit vorbringt, eitel. Ich könnte alles aus allem machen, spricht Leibniz, wenn ich bei der freien Kraft keine Vorstimmungen annehm. Das ist eine galante Wendung. Der Philosoph giebt aber doch dadurch zu verstehen, wie er wohl wisse, daß grad hier der Mittelpunkt der Entscheidung seyn würde. Er läßt sich nicht darauf ein, und fügt vielmehr ganz freimüthig hinzu, daß diese Vorstimmungen sich freilich ins Unendliche ziehen würden, und überhebt uns also der Mühe, sie apagogisch zu widerlegen. Dieses Geständnis sollten doch die Vertheidiger des Systems beherzigen, wenn sie sich unter andern überreden, sie allein könnten das Vorherwissen des Unendlichen so behaupten, wie es der höchsten Vollkommenheit entspreche.

„Die-

„Diejenigen Weltweisen, spricht Moses Mendelssohn, *) die nirgend anders, als in einer völlig unbestimmten Wahl, in einer indifferentia aequilibrii, wie man sie in Schulen nennet, eine wahre Freiheit zu finden glauben, diese Weltweisen, sage ich, behaupten, daß die freien Handlungen, ohne die Natur der Freiheit aufzuheben, nicht vorherbestimt werden können. Daher sie auch kein Bedenken tragen müssen, dem Allerhöchsten die untrügliche Präscienz in Ansehung unserer freien Handlungen, und alles dessen, was von ihnen abhängt, abzusprechen.“ Das ist eine Meinung. Sie entspringt zunächst aus einer ganz unächtten Art, das Vorherwissen Gottes zu erklären. Unterdeß, wenn ja Folgerungen gemacht werden sollen, dünkte ich, die unendliche Reihe der Vorherbestimmungen führte ihren Vertheidiger entweder von dem Allerhöchsten so weit zurück, daß er nach einer Präscienz gar nicht fragte, oder so nah zu ihm, daß er ihn zum Urheber selbst der verruchtesten

*) Philosophische Schriften, zweiter Theil.

testen Handlungen machte. Ueberzeugt demnach, daß die Bestandtheile meines Begriffes in der innigsten Uebereinstimmung sind, suche ich meine Freiheit da, wo sie Daseyn und Leben hat, und nichts ist mir dabei unbegreiflich, als die Möglichkeit, sie zu verkennen, denn sie verleugnet sich nicht. Die Art und Weise, wie der Urstoff unserer Gedanken in meinen denkenden Geist überkömmt, unterstehe ich mich, einen einzigen Fal ausgenommen, nicht anzugeben. Nennet mir immerhin die Häupter der Schulen, die auf diese Frage einen Preis gesetzt haben. Sie sind doch alle dabei verunglückt. Ich seh hier eine äußerste Grenze. Und o, wie gros und wie fruchtbar ist das Feld auch diesseits dieser Grenze noch! Lasset uns lieber Aufklärung darüber erwarten, denn der endliche Geist geht aus einer Volkommenheit über zu der andern, und solche Erwartungen sind Würde. Wo der Geist anfängt, dem Urstoffe Bildung zu geben, da fängt es an Licht zu werden, da kan die Beobachtung anheben. Siehe da, die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände, und die noch größere Mannigfaltigkeit der Bearbeitung! Der bildende Geist

Geist weilet jezt bei diesem, jezt bei jenem Gegenstande; diesem giebt er Licht, jenem Klarheit; einen andern verläßt er in dem Augenblicke, da er anfang Gedanke zu werden; sind das nicht die unleugbarsten Spuren einer Kraft, die ohn alle Vorstimmung thätig ist? Könnte die Geisteskraft nicht anders als durch Vorstimmungen wirken, so wären die Vorstellungen der Seele gar keiner Mannigfaltigkeit fähig, sie selbst könnte unmöglich anders, als zusammengesetzt, Substanz seyn; und wie? Wäre nun nicht sogar die einseitigste Gedankenreihe über ihr Vermögen?

Wer so die ersten einfachen Geschäfte des denkenden Geistes beobachtet, gewis, der wird seiner Freiheit sich so sehr bewußt werden, daßs er die anatomischen Demonstrationen des Materialisten verlacht, und Mitleid hat mit denen, die es nicht wissen, daßs sie jenem zur Seite gehen. Ich wende mich daher zu dem zweiten Character der Geisteskraft. Der ist es, der ihren wesentlichen Endzwek bestimmt, und *Vermögen zu denken* genant wird. Die die Denkkraft und die Freiheit für zwei wesentlich verschiedene

schiedene Kräfte halten, mögen wohl den Grund wissen wollen, warum ich sie nur für Eigenschaften einer und der nämlichen Kraft erkläre, und ich finde unter den Vielen, die da wider mich sind, die ehrbarsten Männer, die ich alzu sehr verehere, als daß ich ihnen stat alles Grundes in das Angesicht sagen könnte, sie hätten mich von ihrer Meinung noch nicht überzeugt. Ich nehme daher die Aufforderung an, und gebe Rechenschaft von meinem Glauben. Die Freiheit äußert sich einzig und allein in den der Denkkraft eigenthümlichen Wirkungen, und die Denkkraft ist bei der ersten Bildung jedes einzelnen Begriffes sowohl als bei der Volziehung ihrer Wahl vollständig thätige Freiheit, daraus schliesse ich, daß es Charactere einer und der nämlichen Kraft sind. Wider das erste Glied meines Schlusses, nämlich daß die Freiheit sich nirgend als in den Wirkungen der Denkkraft äußere, wird man sich auf das Wahlgeschäft der Seele, auf die Entschlüssen und überhaupt auf die Freiheit des Willens berufen, allein ich erwiedere, daß Wille nur ein Kunstwort ist, und daß alles, was man dem Willen als efficienter Ursache

zuschreibt, unmittelbarer Ausfluß der denkenden Kraft ist, und verfolge meine Untersuchung. Das Vermögen zu denken bestimmt, spreche ich, den wesentlichen Endzweck unserer Geisteskraft. Und nichts ist gewisser. Aber auch dieser Wahrheit nimt das Luftgebäude der so genannten wollenden Kraft alles Licht. Doch wie? Dieses so schön ins Auge fallende Gebäude niederreißen; wär es nicht Schade? Die Empfindungen, angenehme und unangenehme, zwei vortrefliche Hallen, wären, dem Schutthausen zur Seite, der ganzen Welt ein Spot, und alle Leidenschaften, diese so geschmackvol wechselnden Luftfelder, würden von Stund an öde werden und verwildern — o Nein! meine sanfte Melancolie sollte ich lassen, um mich mit einem schwehrfälligen Begriffe zu belästigen? — Die Wollust meiner Vergnügungen ich um einen Vernunftschlus hingeben? — um alle Begriffe aller Denker, sie mögen leicht oder schwehr, dunkel oder hel seyn, tausch ich nicht eine einzige Wallung meiner holden Schwärmerei — um die Vernunft selbst ich meine Wollust nicht. Einwendungen dieser Art würden
 mir

mir allerdings viel zu schaffen machen. Ich will lieber allen auf einmal, den feichten und unlautern sowohl, als den stärkern zuvor kommen. Nicht die Neigungen und Abneigungen, nicht die Empfindungen und Leidenschaften, sondern nur die wollende Kraft suche ich aufzuheben. Diese, die Kraft, finde ich in den Lehrgebäuden, nicht in der Seele, und verwerfe sie; jene finde ich in der Seele und lasse sie ihr. Die Wirkungen lassen und die Kraft aufheben; wie reimt sich das? Freilich setzen die Empfindungen der Seele eine efficiente Ursache, eine Kraft voraus, aber nicht die eingeschobene, von der Denkkraft wesentlich verschiedene, sogenannte wollende Kraft. Diese, diese leugne ich, und erkläre die Empfindungen für Producte der Denkkraft, die von den reinen Vorstellungen nur durch Modification unterschieden sind. Ich halte mich, diese Wahrheit zu behaupten, an die Entstehung der Empfindungen, an die Abänderungen bei ihrer Dauer und an ihren Untergang. Keine Empfindung entspringt in der Seele ohne vorhergehende Vorstellung, keine Liebe ohne Bekanntschaft und kein Verlangen ohne Einla-

B 2

dung;

dung; das ist ein Ausspruch, dessen Gültigkeit diejenigen Philosophen, die eine wollende Kraft lehren, alle anerkennen. Wie konnte man doch den Wink verkennen, den die Natur bei einer so einleuchtenden Erfahrung giebt, und den Vortheil, den sie dem Beobachter darbietet? Ist vielleicht die Empfindung durch die Denkkraft nicht möglich, daß man, um ihr Daseyn zu erklären, seine Zuflucht zu einer neuen Kraft nimmt? Wie! Wenn es eine Wirkung wäre, die, nur in etwas anders modificirt, einmüthig der Denkkraft zugeschrieben würde? Und so ist es. Die Fortsetzung eines Gedankens ist ein Werk der Denkkraft, daran zweifelt niemand, die Empfindung ist nichts anders, als ein bleibender Gedanke, folglich darf auch niemand widersprechen, wenn ich sie in den Wirkungskreis der Denkkraft zurück führe. Die Modification, wodurch der bleibende Gedanke Empfindung wird, ist allenthalben und immer die nämliche, eine gewisse herrschende Stärke des Bewußtseyns. Wird das Bewußtseyn bald stärker bald schwächer, so leidet die Empfindung Abänderungen, hört jes auf herrschend zu seyn, so verliert sich
 auch

auch diese. Der Gegenstand der Empfindung ist folglich ein einziger, denn es ist der Gegenstand einer Vorstellung, die die Denkkraft ausschließend beschäftigt; alle Gedanken, die während der Empfindung beginnen, sind kleine fast unmerkliche Canälgen, die dem Strome ab und zu fließen. Sol die Empfindung eine Abänderung leiden, so muß eine neue Vorstellung eine merkliche Stärke gewinnen, und nicht vorübergehend, sondern von einiger Dauer seyn. Gelingt es der neuen Vorstellung, sich neben der Empfindung zu behaupten, das Bewußtseyn der Seele erst zu theilen, und endlich ganz an sich zu ziehen, so wird diese Empfindung und jene verliert sich. So hätte ich also die Wirkungen gerettet, die Kraft aber für ein Un-
ding erklärt. Ich wenigstens bin überzeugt davon, und unterstütze meine Erklärung nur noch mit einigen Anmerkungen.

Die Empfindungen sind von einer solchen Natur, daß, man mag sie studieren und erklären wie man wil, immer etwas übrig bleibt, das sich mehr empfinden als beschreiben läßt. Die Haupteintheilung, nach welcher

eher sie auf zwei Classen gebracht werden,
 die ihre ganze Familie enthalten, beruht auf
 einem solchen Geheimnisse. Was ist das An-
 genehme, was das Unangenehme in der Em-
 pfindung? Es ist unmöglich, diese Frage
 aufzulösen, demohnerachtet ist die Einthei-
 lung der Empfindungen in angenehme und
 unangenehme bewährt, denn das Gefühl giebt
 darüber ein untrügliches Zeugnis, und die
 dem Gefühle entsprechenden Aeuserungen
 werden bleibende unterscheidende Characte-
 re. Für diese nicht erdichtete und so erheb-
 liche Eintheilung finde ich bei einer ange-
 nommenen wollenden Kraft nicht den ge-
 ringsten Vortheil. Zwar ist und bleibt die
 Natur des Angenehmen und Unangenehmen
 unerklärbar, sie kan aber doch gewisser Er-
 läuterungen fähig seyn, wodurch die Fin-
 sternis in ein helles Dunkel verwandelt wird,
 und solche Erläuterungen erlaubt die neue
 Erklärungsart. Ja, was sage ich? Bei ei-
 ner angenommenen Begehrungskraft findet
 die Eintheilung der Empfindungen in ange-
 nehme und unangenehme gar nicht stat, denn
 da wären sie wesentlicher Endzwek, und
 folglich müste die Kraft einen doppelten sich
 wider-

widersprechenden wesentlichen Endzweck haben. Eine Unmöglichkeit! Unsere Empfindungen wären also, wenn es wahr wäre, daß wir einen von der Denkkraft verschiedenen Willen hätten, entweder alle angenehm oder alle unangenehm.

Es kann geschehen, daß die Empfindung von gewissen ihr gemäßen willkührlichen Bewegungen des Körpers begleitet wird, aber das mus nicht seyn, sondern der Körper kan, während der Empfindung, entweder, frei von jeder willkührlichen Bewegung, nur sein mechanisches Leben äußern, oder in solchen willkührlichen Bewegungen geschäftig seyn, an welchen die Empfindung nicht den geringsten Antheil hat. Das sind untrügliche Erfahrungen und von der größten Wichtigkeit. Wer sich je einer tiefen Traurigkeit überlassen hat, der denke nur zurück an diesen Zustand, und erinnere sich, wie da in seinem ganzen Gliederbau eine so gänzliche Ruh herrschte, daß er seine Athemzüge zählen und die Dauer eines jeden messen konte; der Wanderer ruhe im Schatten und freue sich innig der holden Erfrischung; der Schwelger

B 4

schlep-

schleppe die Gefäße der Unreinigkeit, seine entnervten Glieder, auf den Sopha, und liege nun dort wie ein lebendig Todter, eine Hölle in sich; es ist gar kein Zweifel mehr, daß die Empfindung in der Seele seyn und herrschen kan, indess jede wilkührliche Bewegung ihres Körpers ruht. Der sehnfuchtsvolle Liebhaber jage Hirsche oder binde Garben zur Zeit der Gerstenernde, seine Schöne verfolgt ihn im Walde und reicht ihm auf dem Acker das Geleg zur Garbe, und lehret uns daß die wilkührlichen Bewegungen manchmal sogar das Widerspiel der Empfindung sind. Doch wozu mehrere Beispiele? Die Erfahrungen leugnet niemand, das weis ich. Ich wil darum nur zeigen, wozu sie gut sind. Erstlich brauch ich sie, im Vorbeigehn, wider den Materialist — Ueberhaupt nichts kan leichter seyn, als die Ppsychologie des Materialisten — Zweitens wider die Vertheidiger der vorher bestimmten Harmonie. Diese Hypothese macht zwar nicht mehr Epoche, aber das System, wozu es eine Grundlage ist, hat doch in Kirchen und Schulen und vor den Tribunalen der Vernunftcritic noch immer seine Patronen; diese Herren

wer-

werden sich demnach gefallen lassen, daß man sie auf die Grundlagen des Gebäudes aufmerksam mache, welches sie zu erhalten suchen. Die Harmonisten konnten sich gar nicht rühmen, tiefe Blicke in die Geisteskraft gethan zu haben. Der Liebhaber, der Hirsche jagt, indess er sehnlich wünscht seine Schöne zu umarmen, widerlegt sie. Drittens — und das ist meine Sache — brauch ich die gegenwärtigen Erfahrungen, um einem Zweifel zu begegnen, der wider meine Lehre von den Empfindungen gehegt werden könnte. Die Empfindung sol ein mit herrschendem Bewußtseyn anhaltender Gedanke seyn, die willkührlichen Bewegungen werden durch Vorstellungen der Seele veranlaßt; wie können nun während einer Empfindung solche Bewegungen stat finden, an welchen sie keinen Antheil habe, da Vorstellungen, die in Handlungen übergehen sollen, eine Stärke haben müssen, zu welcher die Empfindung keine neben sich kommen lies? Folglich muß entweder die Empfindung nicht ein ausschließendes Bewußtseyn behaupten, oder es können, so lange sie dauert, keine willkührlichen Bewegungen stat finden, an welchen

sie keinen Antheil haben sollte. Durch die Beantwortung dieses Zweifels kan ich eine doppelte Absicht erreichen, meine Empfindungen vertheidigen und zu gleicher Zeit einiges Licht über die Vereinigung der Seele und des Körpers verbreiten. Unter den Vorderfätzen des Argumentes ist einer, der wohl eine Meinung, aber keine Wahrheit ist. Dafs die willkührlichen Bewegungen des Körpers durch Vorstellungen der Seele veranlasset werden, das ist wahr; dafs die Vorstellungen eine vorzügliche Stärke haben müssen, wenn sie in Handlungen übergehen sollen, das ist falsch. Beim schwächsten Bewustseyn kan der Gedanke die Hand heben, den Fus bewegen. Ich rede den sogenannten dunklen Gedanken ganz und gar nicht das Wort. Ein dunkler Gedanke ist ein Widerspruch, denn alles Bewustseyn fehlet ihm, und ohne Bewustseyn ist der Gedanke noch roher ungebildeter Urstoff. Beim schwächsten Bewustseyn, sage ich, kan die Vorstellung der Seele die Glieder des Körpers regen. Die Erfahrung bestätigt das. Und noch mehr! Nicht jede einzelne willkührliche Bewegung ist eine unmittelbare Wirkung der Geisteskraft; oft ist
eine

eine einzige Vorstimmung hinreichend, ein ganzes System willkürlicher Bewegungen zu veranlassen. Die Kunstfertigkeiten sind hierzu ein sehr einleuchtendes Beispiel. Der Zweifel wider meine Empfindungen wäre also eine Conclusion ohne Prämissen. Die Empfindung bleibt das, wofür ich sie erklärt habe, eine mit herrschendem Bewußtseyn anhaltende Vorstellung, und der Erfahrungssatz, daß während einer Empfindung willkürliche körperliche Bewegungen stat finden können, an welchen die Empfindung keinen Antheil hat, kan dabei in alles Licht gesetzt werden. Die Empfindung macht, daß, so lange sie herrschend ist, alle andern Vorstellungen im Schatten stehen, sie allein ist erleuchtet, das ist ihre Natur, das ist das herrschende Bewußtseyn; von willkürlichen ihr entsprechenden Bewegungen des Körpers kan sie begleitet seyn, auch nicht; jene andern schwächern Vorstellungen können solchemnach über den Körper gebieten, indess sie den Geist ganz unumschränkt beherrscht. So lächelt das Angesicht, und das Herz bluthet.

Die Empfindung verträgt sich mit der deutlichen Vorstellung nicht. Ein böser
Dä-

Dämon hat sich bei der Abenddämmerung in die Sommerlaube des Philosophen oder auf die Anhöf, wo er luftwandelte, ihm zur Seite geschlichen, um ihn von dieser menschenfeindlichen Unwahrheit zu überreden. Der Dämon war schlau. Er bediente sich bei seiner Vor Spiegelung nur der unangenehmen Empfindungen zu Beispielen, und der Philosoph schmeichelte sich, eine schöne Eroberung gemacht zu haben. Das ist, sprach er bei sich, das Geheimnis, das ist die Kunst stets fröhlich zu seyn! Ich mache, wenn sich ein Unmuth meiner Seele bemächtigen wil, daß sie zage, den Gedanken, der das widrige Gefühl wekte, deutlich und lichthel, und auf einmal ist alle Traurigkeit aus meiner Seele verscheucht. Jetzt sah der schlaue Dämon, daß es Zeit sey, seinen Sieg zu vollenden. Aber auch hüte dich, sprach er, du weiser Man, wenn du den milden Strahl der Morgen sonne grüest, wenn du am hohen Mittage in deinen Lustwald gehst, und das Gefilde vol wallender Saaten, die Au mit der herrlichsten Maiflor geschmückt, den spiegelnden Crystallus vor dir siehst, hüte dich auch da, deine Vorstellungen aufzuklären, beim Anblicke

blicke der Morgensonne zu sprechen; wer nähret dich, daß du nie versiegest, Quelle des Lichts? bei der Welle, die das Kornfeld schlägt, die einzelnen Halmen dir vorzustellen, und, wenn du erkant hast, warum sie sich neigen, auch einzusehn, warum sie sich wieder erheben, bei der Maiflor der grünen Au den Strahl der Sonne mit in das Spiel zu bringen, und zu der Blume zu sprechen, Blüthen du bist schön, aber am Abend schliefest du dich, dieser blendende Glanz ist nicht ganz dein, den Crystallflus dir wie unendlich kleine runde Kügelgen vorzutheilen, deren jedes undurchdringlich ist, sonst vereitelst du dir alle Freuden, allen Genus der schönen Natur. Der Dämon verschwand, und der Philosoph suchte Trost in der Geschichte seiner Brüder. Hebe dich weg von mir, Satan, soltest du sprechen, guter Philosoph. Je deutlicher die Vorstellung ist, desto stärker ist die Empfindung. Diesen Ausspruch setze ich allen Erscheinungen und allen Dämonen entgegen. Und nun, auf gut philosophisch die Sache behandelt; warum sollte die Deutlichkeit der Empfindung nachtheilig seyn? Bietet die Natur

tur der Empfindung oder der Begriff der Deutlichkeit einigen Grund dar, so etwas nur zu vermuthen?

Sollen die der angenommenen Meinung nachgeformten Beispiele Erläuterung und Beweis und alles seyn? Und, o die schönen Beispiele! Wenn Mendelssohns Euphranor dabei verunglückt, wird nicht leicht einer damit glücklich seyn. „Die Luft verschwindet, so schreibt dieser an Theocles, *) wenn wir unsre Empfindungen alzu sorgfältig aufzuklären suchen. Unzählige Beispiele bieten sich mir an, die diese Wahrheit bestätigen. Wenn du bei der Erblickung einer Schöne in Entzückung geräthst, so vereinigen sich unzählige Reizungen zu deiner Niederlage. Der harmonische Bau ihrer Glieder; ihre blendende Gesichtsfarbe, ihre feurigen Augen und ihre beredten Züge stimmen in einer angenehmen Verwirrung überein, und beheimeln sich deiner Seele. Danke es dieser Verwirrung, daß sie dir nicht Zeit läßt, sie zu ent-

*) Philosophische Schriften, Erster Theil, Erster Brief.

entwickeln. Hüte dich, anstat feuriger Augen die Beschaffenheit der Säfte im Auge, und anstat reizender Minen eine leichte Bewegung der Gesichtsmuskeln zu gedenken. Den Augenblick würde dein Vergnügen sterben, und du hättest, anstat einer süßen Wollust, eine Menge trockner Wahrheiten., Das Beispiel ist mit aller Sorgfalt ausgearbeitet, und hat dennoch seine Fehler. Wenn Theocles bei der Erblickung seiner Schöne durch den harmonischen Bau ihrer Glieder, durch ihre blendende Gesichtsfarbe, durch ihre feurigen Augen und beredten Züge in Entzückung geräth, so hat er von der Schöne fürwahr eine vortreflich deutliche Vorstellung. Dafs diese Reizungen in einer angenehmen Verwirrung übereinstimmen sollten, sich seiner zu bemeistern, seh ich nicht. Verwirrung ist gar nicht da, in Theocles nicht, denn er sol durch Verwirrung bemeistert werden, an der Schöne nicht, denn da ist alles in der schönsten Uebereinstimmung. Und wenn er nun, anstat feuriger Augen, die Beschaffenheit der Säfte im Auge, anstat reizender Minen die leichte Bewegung der Gesichtsmuskeln dächte, würde sein Vergnügen sterben,

ohne

ohne Zweifel; aber warum? Nicht darum, weil er jetzt seine Entzückung aufklärte, sondern weil er sich seine Schöne gar nicht mehr vorstellte. Das Beispiel erläutert also grad das Gegentheil. Ich würde den Vortheil, in welchem ich sitze, nicht verstehen, wenn ich nicht das Zutrauen hätte, daß das Natürliche meiner Wahrheit eben so einleuchtend sey, als das Unnatürliche der gegenseitigen Meinung.

Nun verlasse ich den Einwurf, der mir gemacht werden konte, da ich den ganzen wesentlichen Endzweck der Geisteskraft in dem Vermögen zu denken vereinigte, und strebe, auch dieses Vermögen kennen zu lernen, wie es ist.

Die gewöhnliche Lehre von diesem Vermögen ist folgenden Inhaltes — Man erklärt es für eine von der Freiheit und von dem Willen verschiedene Kraft der Seele, eignet ihm eine doppelte Fähigkeit zu, und nent die eine niedere, die andere höhere Denkkraft. Mit der niedern, spricht man, denkt die Seele die finlichen, mit der höhern die nichtfinlichen Gegenstände. Jene wird
Sen.

Sensation genant, sofern der sinnliche Gegenstand gegenwärtig ist, Einbildungskraft, sofern die Seele sinnliche Vorstellungen wiederdenkt; diese ist Verstand bei einzelnen Begriffen, Vernunft bei der Verbindung der Begriffe. Von diesem Inbegriffe bleibt sehr wenig, wenn man die Natur des Vermögens zu denken aufklärt. Dafs der Wille, als Kraft betrachtet, ein Nichts sey, habe ich dargethan, dafs Freiheit und Vermögen zu denken zwei wesentliche Bestandtheile einer und der nämlichen Kraft sind, das habe ich bewiesen, ich habe also nur noch zu untersuchen, ob die Natur dieser einzigen wesentlichen Geisteskraft die berühmte Eintheilung in niedere und höhere Denkfähigkeit erlaubt. Wenn es sinnliche und nichtsinliche Gedanken giebt, wird man doch wohl der Natur gemäs lehren, wenn man ein sinnliches sowohl als ein nichtsinliches Denkungsvermögen annimmt. Wider die Folge dieses Schlusses ist nichts einzuwenden, denn die Natur der Kraft wird aus den Wirkungen erkant, aber der Untersatz ist eine Ueberredung. Ein sinnlicher Gedanke wurde noch nie von einer lebenden Seele gedacht, ein sinnlicher Gedanke ist ein Widerspruch.

Alle unsere Gedanken sind nichtfinlich, und das Denkungsvermögen ist ganz geistiger Natur. Ich führe da eine Sprache, die man nicht leicht in einem Hörsale hören, nicht in dem ersten besten Lehrbuche lesen wird; das weis ich wohl. Wie lange ists, da man wieder mit vereinten Kräften angefangen hat — in der philosophischen Urwelt war es auch einmal Sitte — die Gedanken der Seele aufwärts aus der Herzgrube in das Gehirn zu führen, oder umgekehrt aus dem Gehirne hinunter bis ins äußerste Glied? Und dennoch ist mein Ausspruch die reinste Wahrheit, ich wiederhohle ihn — alle unsere Gedanken sind nichtfinlich und das Denkungsvermögen ist ganz geistiger Natur. Unter den Vertheidigern der gegenseitigen Meinung sind einige mehr einige weniger ausschweifend. Wenn diejenigen, die der Seele geistige Vorstellungen lassen, nebst diesen aber auch finliche annehmen, nicht Recht haben, so werden doch, denke ich, die ganz körperlichen Orakel von selbst verstummen. Ich frage daher die von der ersten Classe, was sie bewegen kan, nebst den geistigen Gedanken finliche zu glauben. Um alle Vorthelle aufzufuchen, die auch mich noch darzu bewegen

wegen

wegen könnten, wil ich die Materialien zu der Antwort, die allenthalben die nämlichen sind, selbst bearbeiten. Ich geh am Ufer des rauschenden Baches, und betrachte die alte gespaltete Weide, die, am Stamme ein Bild der Verwesung, den knotigen Kopf mit Sprösslingen jugendlich bedeckt hat, und unterscheidet die gespaltete Weide von der schlanken Pappel eben so gut, als das Rauschen des Baches von dem rollenden Donner; ich gehe zum Rosenstrauche und breche eine Rose, geh an den Brun und schöpfe, und weis, daß mich jetzt nicht die balsamische Nelke, nicht der Saft der Traube, sondern die Rose und die Quelle erquikt. Wo unmittelbare Folgen von Gedanken sind, da müssen auch Gedanken seyn, ich unterscheidet diese Gegenstände, folglich denke ich sie. Aber ich dachte den rauschenden Bach nicht, eh ich ihn hörte, die alte verjüngte Weide nicht, eh ich sie sah, den Wohlgeruch der Rose nicht, eh ich die Rose brach, die frische Quelle nicht, eh ich schöpfte und trank, und sobald mein Sin die Gegenwart des Gegenstandes fühlte, war ich mir der Vorstellung bewußt. Wie das sinnliche Gefühl sich von

dem ersten Berührungspuncte fortgezogen habe, wie es innerhalb der Hirnschale alles in Bewegung gesetzt habe, in der Medulla species impressa geworden sey, von da durch den activen Verstand in den passiven hinübergehoben worden, und nun endlich Species expressa geworden sey, über diese geheime Geschichte des finlichen Gedankens ist mir keine Beobachtung gelungen. Ich schliesse daher nur aus dem, was ich weis, und behaupte, daß es allerdings finliche Gedanken giebt, weil gewisse Gegenstände alsdann erst gedacht werden, wenn sie auf einen unserer Sinne einen Eindruck gemacht haben. So antwortet mir ein Vertheidiger der finlichen Gedanken, mit dem sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt. Ich erwiedre ihm, ganz in der Hofnung, daß wir uns vereinigen werden. Er schließt aus den Erfahrungen mehr, als sie erlauben. Die Erfahrungen aller Sinne, in allen Lagen, bestätigen, daß es denkbare Gegenstände giebt, die von der Seele dann erst gedacht werden können, wenn sie einen Eindruck auf einen unserer Sinne gemacht haben, das aber sagt uns keine dieser Erfahrungen, daß die Seele bei diesem Denken

ken nicht die nämliche Kraft anwende, mit welcher sie die abgezogensten Begriffe denkt, oder dafs sie da Gedanken bilde, die in Ansehung ihrer Entstehung nicht eben so geistiger Art wären, als die Idee der transcendentalen Einheit. Das wahre Leben des Gedankens ist das Bewußtseyn. Das Bewußtseyn beginnt, sobald die Vorstellung in der Seele sich an andere anschließt, oder als erste einer neuen Folge auftritt. Es sey dies oder jenes, sie ist nunmehr in der Seele im Daseyn. Sie behauptet da ihre Grenze, rückt fort und weicht, läßt sich verdrängen und erscheint wieder, ist jetzt schwächer jetzt stärker erleuchtet, diesem näher jenem ferner. Das ist die Aussicht des Geistes. Sobald die Vorstellung in diesem Bezirke erscheint, ist sie ein wahrer Gedanke, ohne Unterschied, ohne Rang, das Original mag Klopstoks Abaddon seyn oder die gespaltete Weide am Ufer, ein Maiblüthen mit grünlichen Glöckgen oder eine Kategorie. Gut, könnte mir ein anderer ins Wort fallen, wenn der finliche Gedanke einmal Erscheinung ist, mag er wohl mit den nichtfinlichen einerlei Rang und Würde haben, aber er wurde doch fin-

lich gezeugt. Ein bürgerlicher Herr kan ein himmelblaues seidenes Band mit einem silbernen Kreuze um den Hals haben, und einen Stern, von grüner und rother Seide gestickt, an der linken Seite des Rockes, und mit adlichen Rittern an einer Tafel speisen, er ist und bleibt doch ein bürgerlicher Herr, und hat folglich einen Unterscheidungscharacter, den ihm der adliche Herr, solte es auch nur durch eine Mine seyn, zu Gemüth führen kan; grad so verhält sich der finliche Gedanke zu dem nichtfinlichen. Die Zeugung des Gedankens, diese, diese ist es, worauf hier alles ankömt. Der finliche mag von der Zunge abstammen oder von dem Auge, von der Nase oder von dem Ohre, er wird als Embryo durch ein Sytem, das man mit dem Messer zerlegen kan, durchgeführt, wird befeuchtet, erwärmt, gestossen, erschüttert, empfangen und erkant, der geistige ist schon als Embryo in der Seele, kurz, dieser wird von der Geisteskraft selbst gezeugt, jener wird von ihr nur angenommen. Diese Zwischenrede hat mich gar nicht von meinem Wege abgeleitet. Ich beantworte sie, indem ich meine Untersuchung in gerader Linie

nie fortführe. Ich hatte den finlichen Gedanken in den ersten Augenblicken seiner Entstehung beobachtet, nun mußte ich mich, auch ohne Zwischenredner, von selbst um die Geschichte des Gedankens vor diesen ersten Augenblicken bekümmern. Dort fand ich lauter Licht, hier find ich lauter Dunkelheit. Und dieses Dunkel ist der Mittelpunkt aller Ungereimtheiten, durch welche die Seelenlehre zu der Väter Zeiten und in unsern Tagen verunstaltet worden ist. Dafs die finlichen Gefühle, als solche, nicht Gedanken sind, das ist ungezweifelt wahr. Wir sind täglich mit einer Menge körperlicher Dinge umgeben, die alle, wie es die Lage erlaubt, die wir gegen sie haben, mittelbar oder unmittelbar unsere Sinnen rühren, und die wenigsten dieser finlichen Berührungen werden von dem Geiste gedacht. Es wäre darum grad nicht eine Neugierde, die man verdammen müßte, wenn einer die Art und Weise, wie ein finlicher Eindruck Gedanke wird, gern wissen wolte, aber scheitern sollte doch ein Philosoph an dieser Klippe nicht. Diese Neugierde sich zu befriedigen, zergliedern sie die finlichen Werkzeuge, bemühen sich, die Be-

stimmung eines jeden kleinern Theiles genau
 anzugeben, bemerken den Zusammenhang,
 durch welchen das finliche Werkzeug mit an-
 dern Theilen des Körperbaues, besonders
 mit dem Hirne vereinigt ist, und glauben,
 so wissen und sagen zu können, wie der fin-
 liche Eindruck Gedanke werde. Das Zutrauen
 ist gros, die Sache ist nichts. Wer diesen
 Weg einschlägt, der hat noch nie einen ein-
 zigen Gedanken seiner Seele und noch nie ein
 einziges seiner finlichen Gefühle beobachtet.
 Durch jene Zerlegungen könnte über die al-
 mähliche Fortpflanzung des finlichen Ein-
 druckes einige Aufklärung gegeben werden,
 aber an einen Gedanken darf man dabei nicht
 denken, denn, und das lehren tägliche Er-
 fahrungen, das Gefühl kan stechen und küt-
 zeln, drücken und heben, stoßen und er-
 schüttern, ohne Vorstellung der Seele zu
 werden. Die Art und Weise, wie eine Sen-
 sation Gedanke wird, nicht wissen, ist Weis-
 heit. Dafs es durch die Geisteskraft selbst
 und auf eine solche Art geschehen müsse, die
 ihrer zwoten wesentlichen Eigenschaft, der
 Freiheit, gemäs sey, das versteht sich von
 selbst. Denken ist das Leben der Seele, der
 Trieb

Trieb zu denken ist ihr folglich ein natürlicher Trieb; was Wunder, wenn bei denjenigen finlichen Eindrücken, die wirklich Gedanken werden, der Uebergang so schnell geschieht, daß uns über die Art und Weise, wie er geschieht, keine Beobachtung möglich ist? Ich habe allerdings die Vernunft auf meiner Seite, wenn ich spreche, daß, wie der Wille, auch die finliche Denkkraft, zwar in den Lehrbüchern, aber nicht in der Seele gefunden werde. Und hier sey vor-
jetzt die Grenze meiner Untersuchung.

Die wesentliche Kraft der Seele ist eine einzige, eine vollkommen freie Kraft zu denken; das ist mir nun eine geprüfte und bewährte Wahrheit. — Sey sie noch so geprüft, und noch so bewährt! Was nützt sie? Gieb uns darüber Red und Antwort. Es hat sehr das Ansehn, als sey sie eine von den Grübeleien, die dem Staate eben so entbehrlich sind, als der Philosoph. — Ich verweile noch ein wenig bei meiner Untersuchung, um dieser Aufforderung zu begegnen. Daß man dem Staate und der Menschheit dient, wenn man Formulare zu Abolutions-
schei-

scheinen für alle Stände ausklügelt, oder wenn man dem Edlen Herrn vom Kleefelde darthut, daß er nur der schönen Ausichten wegen dem ruhenden Acker die Ruh misgönne, und daß folglich seine Landwirthschaft Tändelei sey, oder wenn man wenigstens den abgezogenen Urtheilen wieder einen Körper giebt, in der Luft schwebt, auf dem Wasser wandelt, oder wenn man, die Kriegskunst zu verfeinern, Carthaunen erfindet, die zehnmal mehr baumstarke untadliche Grenadiere niederschmettern, und zehnmal weniger Ladung fodern, als die gewöhnlichen, das — — o! Wohin? Ich gebe mir da eine Wendung, die mich alzu weit von meiner Geisteskraft abführen würde. Wenn meine Wahrheit bewährt ist, ist sie auch nützlich. Ich habe eine Wahrheit entdeckt, wenn es mir gelungen ist, einen gewissen Gegenstand so genau kennen zu lernen, daß meine Begriffe und Urtheile mir das Original, vor sich und in seinen Beziehungen betrachtet, treu darstellen. Schon das Streben darnach ist, auch ohne Rücksicht auf den Erfolg, Gewin, Gewin für die Geisteskraft, die dadurch ihrer Bestimmung gemäs in Thätig-

tigkeit erhalten und vervollkommen wird. Und wenn meine Bemühungen mir gelingen, wenn ich mich überzeuge, daß ich Entdeckungen gemacht habe; was für Vortheile! Ich kenne die Natur der Sache, die der Gegenstand meiner Untersuchung war, und hätte mich nunmehr, sie in irgend eine mittelbare oder unmittelbare Beziehung zu bringen, die ihrer Bestimmung widerspreche. So genau ist das Nützliche mit der Wahrheit vereinigt. Gewährte die betrachtende Vernunftwissenschaft auch nur den ersten Vortheil, schon darum könnte sie, die fast allgemein verachtete, Anspruch auf öffentliche Achtung machen. Die Anwendung meiner Untersuchung über die Natur der Geisteskraft läßt sich in den Schluß dieser Unterhaltung nicht zusammen drengen. Ich wil nur einige Hauptpuncte davon berühren, um auf ihren Nutzen aufmerksam zu machen.

Bei der Bildung des Menschen macht der Wille sehr viel zu schaffen, und der Mensch hat doch keinen Willen. In einer solchen Bildung mus doch ohne Zweifel etwas höchst widernatürliches herrschen. Ja, ja eine unglaublich-

glaubliche Wildheit herrscht darin. Die Geschichte dieser Wildheit ist gar kein Geheimnis. Wo die Wissenschaften gelehret werden, da wird der Wille für eine besondere Kraft der menschlichen Seele erklärt, vermöge welcher der Mensch sich neige oder abneige, je nachdem die Vorstellungen desselben beschaffen wären. Das Abhängen dieser Kraft von den Vorstellungen ist dem unstudierten Erzieher gelehrt Sprache, die er nicht versteht. Die Sache wird ihm selten erklärt, und macht, wenn sie ihm erklärt wird, das Uebel noch größer. Denn gesetzt, er schlägt den Weg der Vorstellungen ein, seine Bemühungen fruchten nichts, so wird er nur mehr erbittert. Was geschieht also? Die Meinung von dem Phantome haftet, wafnet den Lehrer mit Stöcken, und stärket den Arm der erzürnten Mutter wider das schwache Kind. Wenn sie wüßten, daß unsere Neigungen und Abneigungen und alle Empfindungen nur Vorstellungen sind, die sich durch ein stärkeres Licht heben, und so das Bewußtseyn vor andern gewinnen, überdies, daß die Kraft, die sie hervorbringt, in welcher sie leben und weben, eine freie Kraft ist,

ist, die guten Leute würden gewis die Schlagmethode verdammen, und sich um eine bessere bewerben. Man klagt, damit ich ein Beispiel gebe, über den Eigensin eines Kindes, und meint, das sey eine gewisse Härte in dem Willen, die weich geschlagen werden müsse. Und was ist natürlicher als Eigensin, wo die Seele noch Mangel an Vorstellungen hat? Im Grunde ist er nichts anders, als eine immer wiederkommende und leicht anhaltende Vorstellung, die sich durch ihre gewöhnlichen willkührlichen Bewegungen zu verrathen pflegt. Ohne ungerecht zu seyn kan man, wofern er nicht guter Art ist, kein anderes Mittel dawider anwenden, als die Ueberredung.

Die Geistesbildung ist vollendet, wenn die einzige wesentliche Kraft der Seele, die freie Kraft zu denken, zu dem Grade der Vollkommenheit, zu welchem sie Empfänglichkeit hat, gediehen ist. Sie zerfällt also in zwei Hauptgeschäfte, in die Bildung der Freiheit und in die Bildung des denkenden Vermögens. Zwar ist nie ein Gedanke ohne Freiheit und thätige Freiheit nie ohne Gedanken, demohnerachtet kan bei der Bildung

dung eine Eigenschaft Hauptsache und die andere untergeordnet seyn; so trennet man in dem Vortrage, um verständlich zu werden, was in dem Subjecte vereinigt ist. Durch die Bildung der Freiheit werden alle Erscheinungen, die zu der Annahme einer wollenden Kraft verleitet haben, vollständig aufgeklärt. Unsere Neigungen und Empfindungen sind lauter Freiheit, ob sie gleich die Lehrer des Willens für unfrei erklären müssen, denn ihr Wille der ist nicht frei. Unstreitig ist die Bearbeitung der Freiheit ein sehr zärtliches Geschäft, und kan nur von denen unternommen werden, denen es gelungen ist, von der wahren Natur dieses Vermögens sich zu unterrichten und zu überzeugen. Die Deterministen insgesamt dürfen an Bildung der Freiheit gar nicht denken. Was wolten sie? Sie behandelten den Geist ihren Vorstimmungen gemäs, und der Geist ist ganz anderer Natur; was würde daraus? Zudem wenn es wahr wäre, dafs die Freiheit nicht anders, als durch Vorherbestimmungen thätig würde, wäre sie einer Bildung gar nicht fähig.

W.

LIEBO

LIEBO UND WILMAR,
ÜBER
DIE SITTLICHKEIT DES ZWEI-
KAMPFES.

Erstes Gespräch.

Liebo.

Du soltest einen Preis gewinnen, Wilmar. Die Frage ist erheblich. Selbst Könige und Fürsten müssen an der Entscheidung Antheil nehmen.

Wilmar.

Fürwahr, Liebo, Deine Bewegungsgründe sind für mich. Wenn Könige und Fürsten Antheil daran nehmen, ist es ohne Zweifel ein Staatsproblem, und meine Grundsätze und die Maximen der Staaten — urtheile! Als ich hörte, daß drei mächtige Könige einer schönen Aussicht wegen sich mit Wassers- und Feuersnoth und mit theurer Zeit ängstigten, da sprach ich, wenn doch diese
mäch-

mächtigen Herren sich vereinigten, um das Meer dort herum rein zu halten und sicher, damit nicht nach wie vor ein Hundert ihrer Brüder um das andre in Ketten geschmissen würde, und um den Barbaren am Gestade ein vor allemal königlich zu sagen, daß Regenten Hirten der Völker, nicht Diebe und Mörder sind, so führten sie einmal einen Krieg, der einer Ode werth wär, und nun würden sie von selbst an Nigritien denken, und eilen, Schulen dort zu errichten und Gotteshäuser und auf jedem Sklavenmarkte eine Ehrensäule mit der Ueberschrift, *der geschändeten Menschheit*. Urtheile, Liebo! Kann man einer solchen Denkungsart einen Preis versprechen?

Liebo.

Zwar nicht holländische Ducaten, aber allerdings einen Preis.

Wilmar.

Schön! Du bist mein Man. Nu! Worüber willst Du daß ich ein Urtheil sprechen möchte?

Liebo.

Liebo.

In der A. L. Z. wurde die zweite Auflage von Titmans Christlicher Moral angezeigt. Der Recensent sprach von dem würdigen Verfasser mit Würde, und freute sich der sichtbaren Fortschritte der Aufklärung, als er auf einmal also einlenkte — „Nur hier und da war mehr Bestimmtheit und bei zu allgemein hingeworfenen Sätzen mehr Rücksicht auf einzelne Fälle, oder auf den wirklichen Zustand der Gesellschaft zu wünschen gewesen; z. B. alles, was über den *Zweikampf* und die *Nothwehr* §. 509, 510 gesagt ist, nimt nur zehn Zeilen ein. Aber es ist auch nichts über den Begriff weder des einen noch der andern gesagt, nichts über die besondern Verhaltensregeln im ersten Fal, nichts über die Frage, wie weit der Zweikampf bei allgemein herrschenden Vorurtheilen oder bei dem mit der Verweigerung verbundenen Verlust der Ehre, oft selbst des äußern Vermögens, der Nothwehr ähnlich oder gleich werde. Wenn man die menschliche Gesellschaft nimt wie sie wirklich liegt, so kan man schwerlich mit dem bloßen Auspruche des Verfassers, *der Duel ist für den Fürsten, der ihn duldet,*

D eine

eine Schande, in Ansehung der Duellanten eine Raserei wilder unbändiger Thiere, und für das Publicum Verderben und Unglück, sich befriedigen. Es ist fast die einzige Stelle des Lehrbuchs, die wie Declamation klingt, und grad hier hätten wir sie am wenigsten gewünscht. Der Weltman, der schon Parthei genommen hat, wird durch dergleichen in seiner Meinung, die Sittenlehrer schrieben in ihren Büchern, was in der wirklichen Welt nicht möglich sey, bestärkt, und der, welcher im Fal eines ängstlich zweifelnden Gewissens ist und Belehrung sucht, legt traurig das Buch weg, von dem er grade in so mislichen Fällen am meisten ruhigen Rath und Lebensweisheit zu lernen hofte. Hierüber wünschte ich dich zu hören.

Wilmar.

Das solst du. Wenn ich etwas zur Ausrottung dieser Pest beitragen könnte, das wäre mir eine große Belohnung. Die Frage selbst ist mit einigen Nebendingen verbrämt; von diesen zuerst! Der christliche Sittenlehrer hat sich entscheidend erklärt. Der Zweifler — zwar neigt er sich sichtlich genug auf die

die entgegen gesetzte Seite — ist mit dieser Erklärung darum nicht zufrieden, weil sie, wie er spricht, wie Declamation klingt. Was dachtest du dabei?

Liebo.

Dafs in einer christlichen Sittenlehre über einen solchen Gegenstand nichts sonst möglich sey als Declamation.

Wilmar.

Und ja; es ist Schonung, wenn da der Lehrer, das Naturrecht vorausgesetzt, den Zweikampf für eine Schande der duldenden Obrigkeit, für eine Raserei wilder Thiere, für ein Verderben der Gesellschaft erklärt, ohne diese gerechten Ausprüche zu einer pathetischen Rede zu erweitern. Zwar sind das nicht letzte Urtheile, sondern Folgen; aber was würde endlich aus der christlichen Sittenlehre werden, wenn darin Wahrheiten dieser Art auf ihre ersten Erkenntnisgründe zurück geführt werden solten? Ueber die Grenzen beider Sittenlehren, der philosophischen und der geoffenbarten, hat man sich noch nicht verglichen. Ein vortreflicher

Anfang ist gemacht worden. Jedoch genug hiervon, mein Freund. Unser Zweifler rührt eine andere Saite. Ihm ist wegen der Folgen bange, die die Declamation haben könnte, und ich mus gestehn, daß mir die eine durch etwas Sonderbares sogleich auffallend war. Der Weltman, spricht er, der Parthei genommen hat, könnte dadurch leicht in seiner Meinung, die Sittenlehrer schrieben in ihren Büchern, was in der wirklichen Welt nicht möglich sey, bestärket werden, und der ängstlich Zweifelnde würde noch trauriger, und legte das Buch weg. Siehst du wohl, daß er an eine vorausgesetzte Wissenschaft nicht denkt? Und so mag er in Ansehung des ängstlich Zweifelnden immer Recht haben. Der wird traurig und unzufrieden, wenn er nur Declamation findet, wo er Unterricht suchte, das ist natürlich. Wer aber heist ihn in einer christlichen Sittenlehre Unterricht über den Zweikampf suchen? Die erste Folge, diese, diese hat mir etwas Anziehendes.

Liebo.

Der Weltman?

Wil.

Wilmar.

Ja.

Liebo.

Jedoch, glaube mir, Wilmar; die Klage, die Sittenlehrer schrieben in ihren Büchern, was in der wirklichen Welt nicht möglich sey, ist eine herrschende Meinung.

Wilmar.

Das weis ich wohl. Und eben darum muß ein Man, der unter den Beurtheilern der Werke des Geistes auftritt, dieser altvettelischen Klage zu begegnen wissen. Dem Weltklugen, der diese dumme Meinung hegt, ist ein aufgeklärter Begriff eine sehr gleichgültige Sache. Begriff oder Declamation, das ist ihm einerlei, wenn nur der eine sowohl als die andere den Gebräuchen und den Vorurtheilen des Kreises, in welchem er athmet, gemäs geformet ist. Siehst Du nun, Liebo, was unserm Zweifler bei der Titmannischen Declamation am Herzen lag? Eine Raserei wilder Thiere, eine Schande der Obrigkeit, ein Verderben der Gesellschaft — diese Prädicate giebt man dem Zweikampfe? Sehet da, abermal ein Beweis, daß die Sittenleh-

rer nur Ideen aber keine Welt kennen! Man lasse sich doch aus seiner idealischen Welt herab, und sehe sich in der, wo man zu Hause ist, ein wenig um, bald wird man andere Saiten aufziehn. Unsere wirkliche Welt hat drei Stufen, die niedere, mitle und grose Welt genant. Diese drei Stufen sind zwar am Boden zusammen gefügt, werden aber durch starke Geländer getrent, damit die Eingebornen der verschiedenen Stufen einander nicht berühren. Diese Abtheilung ist so löblich, das vor nicht gar langer Zeit ein gewisser wackerer Man selbst die Würden der Gedanken darnach geordnet hat. Die grose Welt denkt erhaben, die niedre denkt niedrig, die mitle hält solchemnach das Mittel, eine Welt, die ungemein viel Verschlagenheit fodert, denn sobald der Gedanke sich hebt, mus er sich schlängeln wie eine Schlange, damit er nicht erhaben werde, und sobald er sinken wil, mus neue tragende Last untergerammelt werden. Umsehen kan man sich in allen drei Welten, man mag in dieser oder in jener gebohren seyn; und bald wird man gewahr, das der Zweikampf eine bedingte Nothwendigkeit ist, und das es kei-

nem

nem Gesetze möglich ist, ihn zu verhindern.
 In der niedern Welt giebt es keine Zweikämpfe. Wie diese zunächst an die Natur grenzt, schlagen sich dort die Leute auch mit den Waffen, die ihnen die Natur gegeben hat, oder wissen sich ohne Schlägerei Genugthuung zu schaffen, durch einen Herr Pfarrer, oder Schulmeister, Herr Schultheis oder Amtman, Landrichter und dergleichen. Der Zweikampf ist ein Eigenthum oder, genau zu reden, ein Vorrecht der großen Welt. Die ganze innere Verfassung macht ihn da nothwendig und sogar zur Wohlthat. Die Herren, die den Fürst auf die Jagd und zur Tafel begleiten, sind, idealisch betrachtet, Unterthanen wie der Bauer, nimt man die Gesellschaft wie sie liegt, so sind sie *fui juris* wie der Fürst; wer sollte ihre Sache schlichten, wenn zween solcher Herren am Spieltische oder auf dem Balle sich entzweien? Die Pistole ist der Richter, den sie anerkennen. Die Pistole kan sie also ausföhnen. Wird einer niedergeschossen, so kan er nicht mehr spielen und nicht mehr tanzen, genug, daß der andere wieder am Spieltische und auf dem Balle erscheinen darf, worauf er ohne Zweikampf

kampf auf immer Verzicht thun mußte. Wie kan man sichs nun noch einfallen lassen, den Zweikampf eine Schande der Obrigkeit zu nennen, die ihn duldet? Er sol und kan nicht verboten werden. Sind hier und da Verbote dawider ergangen, so waren es Einfälle idealischer Denker. Was haben sie auch gefruchtet? Was ist, das ist. Die Lage der Gesellschaft bleibt. Das Verbot wird heute von allen Kanzeln abgelesen, und morgen schiefen sich die Herren vom silbernen Sporn in dem Luftwäldgen des Königs die Kugeln vor die Köpfe, daß die Blätter der Bäume mit Bluth besprenget werden. Darüber stau-
net nur derjenige, der die Welt nicht mit leiblichen Augen ansieht. Das zweite Prädicat, das man dem Zweikampfe beilegt, ist eben so unwahr. Eine Raserei wilder unbändiger Thiere? O! Fürwahr das ist Beleidigung. Das wilde Thier reiset über Stok und Stein auf seinen Raub, und bricht das Genicke, oft eh das arme Längen sich um-
sah. Der Duel, wie ganz anders wird der geführt? Heut geschieht die Beleidigung. Ein guter Freund spricht zu dem andern, gute Nacht, Herr Bruder, mit einer lächelnden

den Mine, die der andre für Satire aufnimmt, morgen beim Aufstehn erhält er ein Briefgen, das ist die Ausforderung, nun hat er einen ganzen Tag und eine ganze Nacht Zeit, die Ritterkleidung anzulegen, und einen ehrlichen Secundanten anzuwerben, übermorgen erst fällt er durch die Hand seines Freundes und schwimmt auf einer schönen grünen Wiese in seinem Blute. Ist das Raserei wilder Thiere, wo alles methodisch hergeht? — Das, Liebo, müste die Denkungsart und die Sprache des Weltmannes seyn, der durch den gemisbilligten gerechten Ausspruch in seiner Meinung, die Sittenlehrer schrieben in ihren Büchern, was in der wirklichen Welt nicht möglich sey, bestärket werden sollte. Was dünket dir? Würde ein solcher bei der genauesten Entscheidung der Vernunft, bei den aufgeklärtesten Begriffen nicht die nämliche Klage führen?

Liebo.

Ich denke, ja, und das darum, weil der Man schon Parthei genommen hat.

Wilmar.

Freilich. Das ist das Sonderbare, was

D 5

mir

mir an ihm so auffallend war. Der Weltmann
nehme erst Unterricht bei der Vernunft, dann
nehme er Parthei.

Liebo.

Eine goldene Regel.

Wilmar.

Und köstlicher, denn viel feines Gold,
wenn sie befolget würde. Las uns die Gele-
genheit nutzen, und die berüchtigte Klage
selbst etwas näher beleuchten. Ich halte sie
für eine Beleidigung der Vernunft. Die
Weltklugheit ist ein so überkluges gebieten-
des Ding geworden, daß keine ächte Wahr-
heit mehr vor ihr aufkommen kan. Wenn
ein Weltman, der mit dem Strome fort-
schwimmt, an der lautern Vernunftwissenschaft
keinen Geschmack findet, das möchte noch
erträglich seyn, ein solcher Man ist ein Kind,
das zur Schule gehalten werden mus, aber
wenn solcher Erscheinungen wegen diejeni-
gen, die als Wächter auftreten, der unterfu-
chenden Vernunft zumuthen, sie möchte doch
ja bei ihren Aussprüchen, bei der Bildung
ihrer Begriffe und bei der Bestimmung der Sit-
sit-

Sittlichkeit die Menschen nehmen wie sie sind,
das ist unausstehlich.

Liebo.

Wilmar — doch nein, ich unterbreche
dich nicht; ich denke dir nach. Nur weiter!

Wilmar.

Der Philosoph nimmt die Menschen nicht,
wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten.
Die Tugend, die er lehrt, ist die Tugend
der Vernunft, und diese ist Pflicht für den
Mensch auf der Erde und für den Engel im
Himmel. Ob ein Mensch in einem monar-
chischen Staate lebe oder in einem Freistaate;
was geht das dem Sittenlehrer an, wenn er
Gesetze giebt? Alle gesellschaftlichen Ver-
bindungen sind seiner Tugend untergeordnet,
alle Regierungsformen und alle Gewohnhei-
ten, alle Unternehmungen ganzer Nationen
und alle Verrichtungen einzelner Glieder
müssen darnach geprüft, gebilliget oder ver-
worfen werden. Wenn mir jetzt, da ich im
Begriff bin, die Sittlichkeit des Zweikampfes
zu bestimmen, einer käm und spräch —
wenn dich die Vernunft verleiten wil, ein
To-

Todesurtheil zu sprechen, so thu es nicht, denke, daß Vorurtheile und Vorrechte dieser Sitte unter den Menschen ein ganz ander Ansehn geben, als die Vernunft vor ihrem Richterstuhle. Es giebt unter andern Abgesandte mächtiger Fürsten in der Welt. Diesen Herren ist das Duelliren Vorrecht und Pflicht. Sie müssen sich, wenn einer den andern beleidiget hat, Kugeln vor die Ohren brennen; thäten sie es nicht, so schändeten sie die Majestät, die sie an sich tragen. Man mus allerdings die Urtheile der Vernunft durch die Vorurtheile der Welt modificiren. So, und so allein wird man ein Philosoph für die Welt. — Wie glaubest du daß ich solch einen modischen Rath aufnehmen müste? Liebo, findest du etwas annehmliches darin, so entdek es mir.

Liebo.

Wer solche Gefinnungen äufert, der thät besser, er lieferte Beiträge zu dem Raupen-calender.

Wilmar.

Man mus erstaunen, wie sie der guten Menschheit zu ihren Fortschritten in der Auf-
klä-

klärung Glück wünschen, und dennoch alle Verhältnisse umkehren, alle Vernunftwahrheit untergraben. Je reiner die Wissenschaft der Vernunft von allen gesellschaftlichen Beziehungen ist, desto ächter, desto anwendbarer ist sie. Es giebt in dem menschlichen Geschlechte eine Majestät, der die Majestäten aller Völker untergeordnet sind; diese höchste menschliche Majestät ist die Vernunft. Das Meer brause, der Donner kündige sich mir durch feierliche Blitze an, der Gedanke, ich bin ein vernünftiges Geschöpf, ist mir erhabener als alle erhabene Natur. Die Vernunft ist das Bild der Gottheit, das ich an mir trage, das Geheimnis, das mich mit so viel Klarheit umleuchtet. Die Natur der Endlichkeit macht ihren Misbrauch sowohl möglich als ihre Bildung. Weil sich nun in das gesellschaftliche Leben der Menschen so viel Misbrauch der Vernunft, so viel Unvernünftiges eingeschlichen hat, so ist es das Amt der gebildeten Vernunft, die Gesellschaft davon zu befreien und die Menschheit in ihre Würde wieder einzusetzen. Das Laster frist um sich wie der Krebs. Das abscheulichste Uebel kan in seinem Ursprunge sehr
ge-

gering seyn. Der Philosoph also, der Priester der Vernunft, kan das schleichende Vorurtheil und die muthwillige unvernünftige Sitte eben so wenig dulden, als das herrschende Laster. Er sieht den Tiberius im Senate, und spricht, bindet dem Mörder Hände und Füße, begegnet der Maske, die auf den Fastnachtstanz springt, und spricht, peitschet den Knaben mit Ruthen, spricht zu der heiligen Stadt, die hundert Kirchen und eben so viel Hurenhäuser öffnet, werde ein Steinhäufen, und zu dem Hörsale, wo ein Permittent die Zulassung der Sünde an die Tafel schreibt, werde wüste und leer!

Liebo.

Wie unwürdig wird mir jetzt die Klage, die Sittenlehrer schrieben, was in der wirklichen Welt nicht möglich sey! Sie sol mir von nun an ein Probierstein seyn. Diejenigen, die sie am meisten trifft, wil ich für die besten halten.

Wilmar.

Und du wirst dabei nicht irren. Denn, glaube mir, Liebo, sie wird nur da geführt,

wo

wo man der reinen Tugend ein Opfer machen
 müste, einem ungerechten Gewinne fluchen,
 ein kränkendes Vorrecht von sich stoßen, ei-
 nen dummen Gebrauch abschaffen, eine un-
 anständige Mode nicht mitmachen, Aus-
 schweifungen verbieten, die der Gesellschaft
 eine Pest, der Rechnungskammer aber eine
 sichere Steuer sind. Heil dem Lehrer, der
 Pflichten lehrt, die solchen Sitten den Krieg
 ankündigen, und sich gegen sie verhalten wie
 Tag und Nacht. Jener, der mit seinem
 Täfelein umher schleicht, ganz leise auftritt,
 damit er ja keine Hure in ihrem Vormittags-
 schlaf stöhre, und auf einzelne Fälle lauscht,
 damit er sein Sittenbuch damit ausstaffire,
 und so der Welt ein annehmliches populares
 Werkgen in die Hände spiele, worin eine
 beträchtliche Anzahl einzelner Fälle nach
 Gliedern geordnet sey, wie ohngefähr ein
 Regiment Soldaten, und wo die wenigen all-
 gemeinen Sätze theils nur als Glossen, theils
 als Epifoden erscheinen dürften, jedesmal
 aber so in die Enge getrieben, daß keiner
 ein Haar breit mehr Umfang habe, als ein
 einzelner Fal, Liebo, der ist ein Miethling.
 Ich wünschte sehr, daß ich dir ein Werkgen
 die.

dieser Art in seinem Entwurfe vorlegen könnte, aber alle, so viel ihrer sind, haben keinen Entwurf, sind keines Entwurfes fähig, das ist ihr allgemeiner Unterscheidungscharacter. Lerne sie also an folgenden Proben kennen. Es sind ausgearbeitete Stücke, aus dem ersten besten ausgehoben.

Du solst keine andern Götter haben neben mir — eine Glosse — Das Volk, dem dieses Verbot gegeben wurde, war in einer Lage, in welcher keines vor ihm gewesen ist, keines mit ihm war, und keines je seyn wird. Got selbst kam vom Himmel und redete mit ihm, und führte es, wohin es wandern sollte; da wurde das Meer ein Fels und der Fels eine Wasserquelle. Dennoch hatte das Volk einen unwiderstehlichen Trieb, bald ein Kalb, bald einen glühenden Ochsen wie einen Got zu verehren, ein Beweis, daß das Verlangen nach fremden Göttern ein Naturtrieb sey. Diesen Naturtrieb zu ersticken, wurde dem Volke Gottes das Verbot gegeben. Die Phönicier, sehr kluge Erdesöhne, waren in ganz anderer Verfassung; sie mußten sich Schiffe bauen, wenn sie über das Meer wol-

wolten, und Brunnen graben, wenn sie Wasser trinken wolten; darum war auch die Götterei ihrem Wohlgefallen preis gegeben. Da schnitzte, gos, malte und drehte man sich Götter und Göttinnen nach Herzenslust. Dort stand in einem hohen Tempel dem Hauptthore gegen über ein erstaunlich großer eherner Man, der den Himmel auf seinen Schultern trug, und jederman, der ihn anschaute, schwindeln machte, hier in einer niedlichen Capelle eine marmorne Jungfrau, die alle, die sie sahen, frölich, und Greise wieder jung machte. So freute sich dieses Volk seiner Götter, die al ihre Gewalt und alle ihre Reize der Erfindsamkeit ihrer Anbeter zu danken hatten. Wir, Deutsche und Franzosen, Engländer, Italiäner und Russen, haben gegen das Verbot fremder Götter eine einzige, die Zeitverhältnis, und entledigen uns unserer Pflicht gegen dasselbe, wenn wir untersuchen, ob es vor Moses war oder nicht, und im ersten Falle ob als Volkslied oder als Märchen in Prose. Bei den Phönizischen Göttern tritt die Kunst ein, und wird noch anziehender als die Zeit. Unsere Dichter, Bildhauer und Maler sind bis zur

E Eifer

Eiferfucht stolz darauf, daß die Künfte, die sie üben, vor Jahrtausenden Götter schaffen konnten, und wetteifern, um den Künften jenen sonderbaren Glanz wieder zu geben. Jener schnitzt einen jungen schönen Man ohne Bart, und nent ihn Apollo, dieser malt einen nakten Buben und nent ihn Amor, und Frau K. thut mit der Venus so andächtig, daß man hofft, sie werde ihr noch ein Rosenwäldgen anpflanzen, und mit der Zeit ein kleines niedliches Capelgen darin bauen lassen. So wird bei uns die Götterei ein Werk des Geschmacks. Das Geheimnis der Kunst ist zwar verloren, aber es war doch einmal, und kan also auch wieder gefunden werden. Unterdeffen studieren unfre alten und jungen Köpfe die Ueberreste der Gotheiten, messen die Waden des großen ehernen Mannes, schließen von der Dicke auf die Länge, und finden, wer weis wie glücklich, nach dem Ebenmase den ganzen ehernen Man wieder, der den Himmel auf dem Kopfe tragen wird, wie die hessischen Bauermädgen ihre Graskörbe. Unfre ersten Dichter haben schon Hymnen genug geliefert, die ihm dann, wenn er in seinem Tempel aufgestellt seyn wird, gesungen werden können. Du

Du solst nicht ehebrechen — eine Episode — Zu der Zeit, da dieser Rath gegeben wurde, nahm ein Man so viel Weiber, als er ernähren konnte, und war ihr Gebieter. Es ist also wahrscheinlich, daß er die Männer allein angieng, denn die Weiber hatten keine Freiheit. Unter den gebildeten Nationen wüßte ich keine zu nennen, als die türkische, wo heutzutage dieser Rath anwendbar wäre, und ein nur nicht ganz verwilderter Türke wird die Befolgung desselben sehr möglich finden.

Du solst nicht töden — eine Glosse — ausgenommen, wenn ein Schifscapitän einen Sak vol Negerkinder in den heißen Sand wirft, daß die Armen zerquetscht werden, wie Würmer. Der Herr handelte eine Sklavin, ein starkes rüstiges Weib. Der Man war der Verkäufer, der die Frau sehr hoch hielt, doch nachlassen wolte, wenn die Kinder mitgenommen würden. Der Kauf ward geschlossen. Und was sol der Capitän mit den Kindern? Sein Auftrag ist, ein Weib zur Arbeit zu liefern. Er steckt also die Kinder in einen Sak, und wirft sie in den Sand,

wo sie liegen, eine *res nullius*, und zertreten werden, wie Würmer. Sind diese Kinder eine *res nullius*, so ist die Ermordung derselben keine Beleidigung, und der Fal ist eine gültige Ausnahme von dem Verbote. Ha! Würde den Pflichten der Menschen nicht solche Bestimmtheit gegeben; wie lange würde man in der Welt blühende Colonien und Vicekönige haben? Auch fällt der, den du zum Zweikampf herausforderst, wenn er kömt, unter die Ausnahmen. Gesezt, du streckest ihn ins Gras, und die Richter wollen dich für einen Mörder erklären, dann rede also; ihr Herren, warum kam der Nar? Ob mein Vorsatz, ihn zu töden, ein directer oder ein indirecter gewesen sey, das kan ich freilich besser wissen, als ihr, und ich sage euch in das Angesicht, mein Vorsatz war direct. Hätte mein Gegner mich getödet, auch der hätte es mit directem Vorsatze gethan. Indirecter Vorsatz ist gar nicht eine Grille, aber bei den Ermordungen im Zweikampfe darf er nicht vermuthet werden, denn da ist lauter directer Vorsatz. Warum begab sich der Nar in die Gefahr! Begrabet euern Todten und lasset mich in Ruh.

Bester

Besten Liebo, ich hoffe, diese drei Stücke werden dir die Sittenbücher, worauf ich dich gern recht aufmerksam machen möchte, kenbar genug machen.

Liebo.

Es ist mir angenehm, Wilmar, daß ich nunmehr weis, woran man sie alle unterscheidend erkennt.

Wilmar.

Algemeine Urtheile und Pflichten, die ganz rein aus der Natur der Geisteskraft und aus dem Begriffe der Handlung abgeleitet werden, suchst du, ohne daß sie verunstaltet wären, vergebens darin. Durch diese schöne verneinende Eigenschaft empfehlen sie sich alle. Und werden auch in Ernst darum empfohlen. Man kan es nicht laut genug sagen, wie dabei alle Verhältniß umgekehrt und alle Vernunftwahrheit untergraben wird. Der Philosoph geht von der Vernunft aus, und errichtet das System der Pflichten, unbekümmert, ob er es den Bewohnern des alten Uranus, oder den Söhnen der Erde vortragen werde; wenn er es nun vorträgt,

und auf die Ausübung der Pflichten dringt, und hier eine ostindische Gesellschaft antrifft, die sich ihm widersetzt, dort einen Sal vol gaukelnder Larven, die wider ihn murren und heulen, da ein Hurenhaus, das ihm höhrend zur Antwort giebt, es bringe dem Staate so viel ein, daß die hohe Obrigkeit mit den Abgaben der Huren allein, die andern Artickel abgezogen, ein kleines Gymnasium befolgen könnte, so beruft sich der Philosoph auf sein ehrwürdiges Amt, behauptet die Majestät, der er dient, sein Pflichtsystem wird angenommen, und die Gesellschaften der Menschen bilden sich darnach.

Liebo.

Das ist der Gang der Weisheit. Das ist die richtige Verhältnis. Es bleibt dabei; je reiner die Sittenlehre von aller wirklichen Welt ist, desto mehr ist sie Philosophie, desto ächter ist sie. Jedoch, Wilmar, einen Zweifel mußt du mir heben. Eine verjährte Ungerechtigkeit, ein beliebtes Vorurtheil, eine Lieblingsfünde kan dem Philosophen von Seiten derjenigen, die er nach dem Systeme der reinen Tugend bilden wil, alles erschweh-
ren

ren und alles erleichtern, erleichtern, wenn er duldet, erschwehren, wenn er nicht duldet; wil da nicht die Klugheit, dafs er, um Herzen zu gewinnen, der Lieblingsfünde eine Schmeichelei mache, was das beliebte Vorurtheil gern höret, rede, und bei der verjährten Ungerechtigkeit nicht sehe? Wil man uns doch versichern, selbst unser hochgelobter Erlöser habe die Sprache Jüdischer Vorurtheile geführt, und, das Volk zu gewinnen, sich das Ansehn gegeben, als sey er ganz von der Parthei seiner irrigen Lieblingsmeinungen.

Wilmar.

Das heist seinem Zweifel das Uebergewicht geben. Du hättest gewonnen, wenn dein lezter Periode wahr wäre. Las dich dort nicht verführen, wo man die Vernunft am nöthigsten hat. Ohne Vernunftwissenschaft wird die Theologie eine Hypothesenjagd. Dafs unser hochgelobter Erlöser die Sprache der irrigen Jüdischen Meinungen geführt habe, ist eine Lästung. Wilst du ausgesuchte Muster reiner Vernunftwahrheiten, so suche sie unter den Geheimnissen dieses götlichen

chen Lehrers. Und nun höre, wie ich deinen Zweifel beantworte. Er ist nicht ein Gedanke dieses Augenblicks, er ist ein alter Feind der aufgeklärten Vernunft, in dem Eigenthume der Tugend ein gekrönter Verwüster. Es wird noch in Kirchen und Schulen gelehrt, daß der Philosoph Got nachahmte, wenn er stehen und wachsen lies, was mit der Wurzel ausgerissen werden mus. Die Zulassung der Sünde ist eine abscheuliche Lehre, die alles moralische Gefühl tötet. Wißse, mein Freund, wo die Gnade zur Tugend bildet, da findet keine Duldung stat, Got läßt keine Sünde zu, selbst dem strauchelnden Gedanken giebt er Stärke, daß er feufzen kan, vergieb. Und lerne hier, lerne von der Vernunft, daß die Zulassung der Sünde ihm unmöglich ist. Die freie Kraft gewint — das ist die Natur der endlichen Freiheit — durch jede Anwendung einen Zuwachs an Stärke, duldet Got an der Seele, die seine Gnade zur Tugend bearbeitet, das Böse, so vereitelte er sich selbst die Erreichung seiner Absicht; die Seele könnte nie eine Fertigkeit im Guten erlangen, denn jede verübte böse Handlung stärkte ihren Hang

zum

zum Bösen, und schwächte eben dadurch ihre Neigung zum Guten. Der Begriff der bösen Handlung macht dem Unendlichen die Zulassung derselben eben so unmöglich als die Natur der freien Kraft. Die Folgen der bösen Handlung sind Unvollkommenheit, sind Zerstörung, das ist ihr Wesen. Glaube dem Geschwätze nicht, Liebo, wenn sie sprechen, Got lenkte das Böse zum Guten. Das ist nicht möglich. Das Böse ist von der Wurzel bis auf das Blätgen, das der Wind umher weht, böseartig. Alle Beweise, die sie aus der Geschichte zum Behuf jenes irrigen Wahnes führen, sind Trugschlüsse; alle beweisen nichts mehr, als eine objectivische Folge; die Verhältniss der Wirkung und Ursache wird hinein getragen. Es ist schauder-
vol, wie sie bei den schändlichsten Handlungen, bei Handlungen, wofür die Menschheit bebt, dieses Blendwerk machen, und entweder die Vorsehung benedeien, daß sie alles herlich ausgeführt habe, was ihr Rüstzeug, der wallachische Mordbrenner, vorbereitet habe, oder der christlichen Gemeinde den Bescheid geben, sie möchte nur verzeichnen, dort, wo der Mordbrenner die Jung-

frauen erst geschändet und dann lebendig begraben habe, und wo izt die Schuthaufen und das Gemäuer noch erbärmlich winfelten, würden über kurz oder lang Jünglinge und Jungfrauen einen Frühlingstanz beginnen und singen,

Dank dir, Horja, ohne dich
wär dieser mit Linden umkränzte Plan
izt noch ein Edelhof,

denn unter den Mitteln und Wegen der Vor-
sehung gäb es auch Verwicklung. Das mag
mir ein vernünftiger Gottesdienst seyn. Pfui
diesen Greueln der Verwüstung! Wenn nun
eine jede verübte böse That in der freien Kraft
der Seele den Hang zum Bösen verstärkt, und
wenn die böse Handlung lauter Unvolkom-
menheiten, lauter Zerstöhrungen zu Folgen
hat; kan Got sie dulden? Eine einzige zu-
lassen? Der Unendliche ist, was er ist,
höchste Vollkommenheit, Heiligkeit in allem,
was er thut, und geschehen läßt. Ich habe
dich durch einen kleinen Umweg geführt,
mein guter Liebo. Jedoch du kanst nun-
mehr alles unmittelbar anwenden. Da die
Natur der Freiheit und der Begriff der bösen
Hand-

Handlung die Duldung nicht verstatten; darf sie wohl der Philosoph, der Priester der Vernunft, sich erlauben? Darf der, wenn er der Tugend ein Eigenthum erobern, der Vernunft ein Volk brüderlich vereinigen wil, dem beliebten Vorurtheile nachgeben? Der Lieblingsfünde lächeln? Die verjährte Ungerechtigkeit schalten und walten lassen?

Liebo.

Wilmar, ich umarme dich. Die Wahrheit ist auf deiner Seite. Ich bin ganz der Deinige. Die Vorwände, unter welchen man die Duldung des Bösen rechtfertigt, empfiehlt, und so willig auf- und annimt, sind mir immer verdächtig gewesen. Durch dich ist es mir gelungen. Mein Glaube ist fest. Die Tugend ist meine Liebe, und meine Liebe ist nicht schüchtern mehr, spricht freimüthig Hohn dem moralischen Phlegma, das alles, nur keinen edlen Eifer duldet.

Wilmar.

Und sollte denn die Ausübung der reinen Tugend so schwehr seyn? Mir ist sie ein inniges Vergnügen.

Liebo.

Liebo.

Ein tägliches Wohlleben ist sie mir. Meine ganze Natur empört sich, wenn ich mich in eine Lage denke, wo ich an dem Jammer einer Unschuld Antheil hätte, mit dem Schutzelde des Ehrenschänders meinen Staatsrok bezahlte, und zu dem edlen Manne sprach, weicher jenem.

Wilmar.

Das ist vernünftige, das ist wahre menschliche Natur. Der Dulder des Bösen nimt, wenn die Rede von der Schwierigkeit der Tugend ist, eine faure Mine an, lächelt mitunter ein wenig, um den Ernst seiner Stirn zu mäßigen, und meint durch solch ein angenehmes Gemisch auf seinem Antlitze vor aller Welt zu scheinen, was er sich dünkt, ein überaus kluger Man. Die Tugend nent er dir eine Königin, und giebt vor, er sey ihr erster Minister, habe alle Morgen beim Aufstehn geheimen Zutrit zu ihr, und werde durch sie selbst in ihren innersten Staatsangelegenheiten unterrichtet. Die Monarchin, spricht er, wil willige und fröliche Diener haben. Ihr Dienst sol leicht gemacht und so
ein-

eingerichtet werden, daß er von Dauer seyn kan. Bei anhaltenden Tugendübungen wird die Geisteskraft aufgezo- gen wie eine Saite auf der Geige. Springt die Saite auf der Geige, so kan man eine andre aufziehen, aber, omne simile claudicat, nicht so die Seele. Ist die Tugendkraft einmal gesprungen, so ist die Seele selbst eine zerbrochene Geige. Das ist geheime Philosophie, Liebo. Solte der Man nicht Beifal finden? Und was sprichst du zu seiner Sendung?

Liebo.

Daß ein solcher Verführer Beifal findet, lehrt leider die tägliche Erfahrung. Seine Sendung? Das listige Keksweib weis ihre Vortheile auf Kosten der Frau vom Hause zu erschleichen, und der schwache Wollüstling ist ihre Maschine.

Wilmar.

So ist es. Daß der Dienst der Tugend leicht und von Dauer seyn mus, was ist wahrer? Wenn nun darum der Dulder des Bösen das Anhalten in der Tugendübung verwirft, so dichtet er der Geisteskraft eine falsche,

sche, eine ganz entgegen gesetzte Natur an. Grad durch ein Leben und Weben im Guten gewint die Seele eine Stärke, wobei ihr die Tugend lauter Lust und Freude ist, und diese Leichtigkeit kan so stark werden, das die Seele, bei aller innern Möglichkeit darzu, auch nie eine einzige wider die Tugend streitende Regung fühlt. In was für einem Zustande ihres Daseyns sie dieses höchsten Grades der Veredlung theilhaftig werde, darüber sucht die Vernunft Aufklärung aufer sich. Wohl ihr, wenn sie gewürdiget wird, das Geheimnis offen zu sehen!

LIEBO UND WILMAR,

Zweites Gespräch.

Wilmar.

Du erwartest nun die Entscheidung der Frage, und ich wil nicht nur die Frage entscheiden, sondern auch die Sitlichkeit des Zweikampfes nach den Grundsätzen des Naturrechtes genau bestimmen.

Liebo.

Liebo.

Du wirfst dir dadurch meine Wisbegierde sehr verbindlich machen.

Wilmar.

Ich hoffe eine Absicht von größerm Umfange zu erreichen. Jedoch zur Sache! Die Frage ist in ihrem Zusammenhange folgenden Inhaltes — „Alles, was über den Zweikampf und die Nothwehr §. 509, 510. (der Titmannischen christlichen Sittenlehre) gesagt ist, nimt nur zehen Zeilen ein. Aber es ist auch nichts über den Begriff weder des einen noch der andern gesagt, nichts über die besondern Verhaltungsregeln im ersten Falle, nichts über die Frage, wie weit der Zweikampf bei allgemein herrschenden Vorurtheilen oder bei dem mit der Verweigerung verbundenen Verluste der Ehre, oft selbst des äußern Vermögens, der Nothwehr ähnlich oder gleich werde.“

Der Zweifler, der aber auch schon durch die Art, wie er die Frage vorträgt, zu erkennen giebt, daß er herzlich gern für den Zweikampf Parthei nehmen möchte, thut ei-
ne

ne dreifache Foderung; erstlich verlangt er Begriffe von der Nothwehr und vom Zweikampfe, zweitens Verhaltensregeln bei dem Zweikampfe, drittens die Beantwortung der Frage, wie weit der Zweikampf der Nothwehr gleich und ähnlich werde. Der Anfang mus mit den Begriffen gemacht werden. Woher hast du sie am liebsten, aus dem Reiche der Möglichkeiten, oder aus der wirklichen Welt?

Liebo.

Es ist mir ein Vergnügen, wenn ich erst reine Möglichkeiten denke, und sie dann bei der Beobachtung dessen, was ist und was geschieht, mit Individuität umkleidet wieder finde.

Wilmar.

Und was sich so denken läßt, das ist Gegenstand der Vernunftwissenschaft. Zwar bildet der Philosoph auch Begriffe auf die entgegen gesetzte Art, allein das geschieht nur da, wo er untersucht, ob das Zufällige mit dem Nothwendigen, das Veränderliche mit der ewigen unveränderlichen Vernunftwahrheit übereinstimme.

Die

Die Nothwehr kanst du als reine Möglichkeit denken. Wenn du die Erhaltung des Lebens, diese große erste Pflicht, erwägest, und findest, daß ihr selbst der Todschlag untergeordnet werde, so denkest du den Todschlag als eine Handlung, die die Erhaltung des Lebens nothwendig macht. Diese Handlung ist es, die der gesellschaftliche Mensch Nothwehr nennt. Bei der Zergliederung des Begriffes findest du Absicht und Mittel; die Absicht ist die Erhaltung eines Lebens, das Mittel ist die Beraubung eines Lebens. Die Vernunft denkt lange nach, eh sie vereinigt, wo sie sich nur bei der Trennung eine Wahrheit verspricht, und wenn sie endlich dieser Absicht dieses Mittel erlaubt, so geschieht es mit Einschränkungen, die pünctlicher gar nicht denkbar sind. Der Todschläger, der sich vor ihrem Richtersthule auf die Vorrechte der Nothwehr beruft, mus angegriffen worden seyn, der Angriff mus das Leben gekostet haben, er, der Vertheidiger, mus, sich zu retten, kein ander Mittel in seiner Gewalt gehabt haben, so daß er sogar durch die Flucht ein desto sicherer Raub seines Feindes geworden wäre, und

F wenn

wenn er seinen Feind durch eine untödliche Wunde entwafnen konte, mußte er ihm keine tödliche versetzen. Sieh! So hat der Begriff der Nothwehr seine Bestimmtheit.

Liebo.

Augustus gab solchemnach ein sehr schlechtes Beispiel der Nothwehr, als er den Gallius eines bloßen Argwohns wegen auf die Tortur bringen, und, obgleich der Unschuldige nichts bekante als seine Unschuld, schmälig töden lies. Gallius verbarg bei einem Besuche, den er dem Kaiser gab, Tafeln unter seinem Mantel, die er vermuthlich dem Kaiser vorlegen wolte, und dieser fürchtete, es sey ein Dolch.

Wilmar.

Ein besseres Beispiel gab unlängst auf einem Schiffe, worauf die Seeräuber mordeten, die heldenmüthige Französin, die mit der linken Hand die zerfchmettete Schulter ihres Mannes deckte, und mit der rechten den Degen ergrif, und einen der Räuber in dem Augenblicke, da er ihren Man ermorden wolte, niedersties.

Liebo.

Liebo.

Unter den Einschränkungen, unter welchen die Vernunft die Nothwehr billiget, scheint mir diese, daß man keine tödliche Wunde beibringen darf, wenn man den Feind durch eine untödliche entwafnen kan, aller Aufmerksamkeit würdig.

Wilmar.

Sie ist es auch, mein Freund. Denn der Fal ist sehr möglich, und die Rache findet da die beste Gelegenheit, auszubrechen. Und welch eine Grosmuth, die in dem Augenblicke herrschend wird, da die Rache strenge Gerechtigkeit zu seyn scheint! Welch eine Menschenliebe, die das Leben ihres Mörders fristet, um, wo es möglich ist, einem Raubthiere die Menschheit wieder zu geben!

Den Zweikampf, den suchest du unter den reinen Möglichkeiten vergebens, eben so vergebens als eine Dormöse oder eine Almontgolfiere. Wilst du dieses Ding kennen, so mußt du beobachten, in den Englischen Parken, an der Polnischen Grenze, in den

Luftwäldern bei Paris, auf den Wiesen einer Kaiserlichen freien Reichsstadt, auf dem Markte zu J., wenn die Herren Juristen — so nennt man in einigen Provinzen Deutschlands die Studenten, sie mögen zu der geistlichen oder zu den weltlichen Facultäten gehören — einen Kreis schliessen, als sollte ein armer Sünder verbrant werden. Unter dessen halte dich anfolgende Beschreibung — Zwei Personen männlichen Geschlechtes treten auf, die Pistole oder ein langes zweischneidiges oder ein dreischneidiges Schwert in der Hand, und schießen, stechen oder hauen auf einander, bis einer von beiden fällt oder verwundet ist; das nennen sie Duel oder Zweikampf. Liebo, du lächelst? Und mir schauert. Was findest du belustigend an diesem Dinge?

Liebo.

Nicht die Sache, das Gewand deiner Beschreibung belustiget mich. Das wäre so was für den logischen Kunstrichter.

Wilmar.

Weil alles so schön disjunctivisch zusammengefügt ist; nicht wahr? Und dennoch ist

ist der strengste Kunstrichter damit zufrieden, so bald ich ihm sage, daß es eine Beschreibung, nicht eine Definition seyn sol. Durchdenke sie nur mit aller Aufmerksamkeit, und sie wird, glaube mir, von selbst eine Definition, wie eine innige Empfindung von selbst ein Lied wird.

Liebo.

Aber sollte sie nicht — — —

Wilmar.

Mehr Licht mus sie haben. Ich wil sogleich die Hauptzüge aufzuhellen suchen.

Zwo Personen männlichen Geschlechtes — — Das weibliche Geschlecht hat diese Sitte noch nicht unter sich aufgenommen. Zwar würde eine Dame, hübsch ungezwungen gekleidet, wie heutzutage die männlichen Nymphen in das Zephyrettenbad gehen, gegen die Pistole und gegen das lange Schwert sehr duelmäßig contrastiren, dennoch scheint es, sie werden diese Sitte nie annehmen, es müste denn ein gründlicher Moralist auftreten, und beweisen, daß der Zweikampf der Nothwehr gleich und ähnlich sey.

— Die Pistole oder ein langes zweischneidiges Schwert in der Hand — — Die Leute könnten auch Kanonen auf einander losbrennen, mit knotigen Prügeln und mit spitzigen Zaunpfählen auf einander hauen und stechen, und eben so gewis Menschenbluth springen, fliesen und sprudeln sehen. Diese Eigenschaft gehört also unter die zufälligen. — und schießen, stechen oder hauen auf einander, bis einer von beiden fällt oder verwundet ist — Hier habe ich, der Kürze wegen, die Frage *warum* unbeantwortet gelassen, weil ich mir sogleich vornahm, die Beschreibung mit Erläuterungen zu begleiten. Auf die Bestimmungen aus der Frage *warum* kömmt, wie bei allen freien Handlungen, auch hier alles an. Und wir müssen, um die Veranlassungen und die Absicht des Zweikampfes zu finden, unsere Zuflucht zu der Induction nehmen. Dem Parlamentsherrn wird in der Hitze der Berathschlagungen von einem andern vorgeworfen, die Bil, die er eingebracht habe, sey ein Einfal seiner Concubine, und die besten Stellen seiner Rede wären Demosthenisches Eigenthum; so bald die Sitzung geendigt ist, bestimmt der beleidigte Herr seinem

nem Kunstrichter den Ort und die Zeit, beide erscheinen, und siehe da, ein Zweikampf auf Pistolen; der Schüler der Weisheit geht nach geendigter Vorlesung spatzieren, um frische Luft zu athmen, berührt im Vorbeigehn einen andern mit dem Ellenbogen, darüber entspringt ein Wortwechsel, und nachmittag ein Duel. Zwischen diesen äußersten Grenzen finden sich unzählige Entstehungsarten des Zweikampfes. Muthe mir nicht zu, mein Freund, daß ich sie mustern sollte. Wisse — das ist das Resultat der Beobachtung — der Zweikampf entspringt auf eine Beleidigung. Diese Beleidigung ist sehr oft eine ganz unschuldige Handlung, und ist nur von der Handel suchenden Bosheit wie Beleidigung aufgenommen worden, sehr oft ist sie eine wahre, aber geringe, zuweilen — die neueste Geschichte giebt uns einige traurige Beispiele — eine Beleidigung von Stande. Und was wird wohl die Absicht seyn? Dem Beleidigten Genugthuung.

Der ersten Foderung glaube ich genuggethan zu haben. Liebo, sind dir die Begriffe deutlich, so geh ich weiter.

Liebo.

Nur weiter, nur weiter!

Wilmar.

Vermöge der zweiten Foderung müßte ich nun Verhaltensregeln geben, Verhaltensregeln beim Zweikampfe. Der Herr, der die Preisfrage vorgelegt hat, hat sich durch diese Foderung so ziemlich ausgesetzt, ich sagte nicht gern dem Tadel, und doch; was war es am Ende anders, als ein gerechter Tadel? Denke doch, er verlangt Verhaltensregeln beim Duel, und es ist noch nicht entschieden, ob der Duel erlaubt sey; ist das Methode? Wiewohl — und ja, ich lenke ein. Ich habe dir schon mehr als einmal gesagt, daß dieser Zweifler sich neigt. Liebo, lies jetzt in der Seele des Mannes, er hat Parthei genommen. Er erwartet zuverlässig, daß sogar der christliche Sittenlehrer, wenn er nur die reine Vernunft um Rath frage, urtheilen werde, wie er, sprechen und beweisen werde, daß bei allgemein herrschenden Vorurtheilen der Zweikampf der Nothwehr gleich oder ähnlich sey. Er mag also immerhin ein Logicus seyn, ich habe nichts da-

dawider. Meine Verhaltungsregeln werden schon folgen. Ich mus erst entscheiden. Die Frage wird in ihrer völligen Bestimmtheit vorgelegt, und lautet also — wie weit wird der Zweikampf bei allgemein herrschenden Vorurtheilen oder bei dem mit der Verweigerung verbundenen Verluste der Ehre, oft selbst des äußern Vermögens, der Nothwehr ähnlich oder gleich? Das ist erschreckliche Tiefe der Weisheit. Siehst du wohl die allgemein herrschenden Vorurtheile? Sie stehen oben an. Nu, du arme Vernunft, die werden dich schon leiten. Liebo, du lachst. Nicht doch! daß wir uns nicht zerstreuen. Der Ausdruck sollte besser seyn, als er ist. Das Prädicat ist ganz nach gemeinem Redebrauch gesetzt. Nur bei Größen redet der Philosoph von Gleichheit. Ich darf solchem nach den Ausdrücken gleich oder ähnlich in dieser Frage keinen andern als den Sin des Umganges geben, wo man durch *gleich seyn* vollständige Aehnlichkeit andeutet. Ich weile nicht länger bei der Critic des Ausdruckes, und spreche sogleich mein Urtheil — Der Zweikampf ist der Nothwehr weder gleich noch ähnlich, das heist auf gut philosophisch,

ganz und gar nicht ähnlich. Das beweise ich. Wäre der Zweikampf der Nothwehr ähnlich, so wäre er es entweder als Handlung, oder in Ansehung der Sitlichkeit, oder nach äußerlichen Beziehungen. Ein vierter Fall, wo Aehnlichkeit stat finden könnte, ist nicht möglich. In keinem der drei möglichen Fälle ist eine Spur der Aehnlichkeit, folglich ist es eine gegründete Wahrheit, daß der Zweikampf der Nothwehr ganz und gar nicht ähnlich ist. Ich betrachte meine beiden Subjecte zuerst als Handlungen, und berufe mich dabei auf die Begriffe, die ich davon gegeben habe. Die Nothwehr ist ein Todschlag, den die Erhaltung des Lebens nothwendig macht. Der Zweikampf — ich wil dieser Handlung die größte Vollständigkeit, die höchste Bestimmtheit geben — ist auch ein Todschlag. Was macht denn da den Todschlag nothwendig? Nichts. Warum wird er denn verübt? Ein Beleidigter fodert Genugthuung für eine Beleidigung. Las diese Beleidigung nicht eine eingebildete, las sie eine wahre, eine Beleidigung vom ersten Range seyn, augenblickliche Lebensgefahr ist sie nie, sonst wäre die Handlung eine Nothwehr und nicht ein

ein Zweikampf. Ob die Nothwehr der Nothwehr gleich und ähnlich sey, das wär eine sehr einfältige Frage. Darüber streitet niemand. Jedes Ding ist sich selber gleich und ähnlich. Wenn ich also der Ursache des Zweikampfes auch sogar den höchsten Grad der Beleidigung gebe, Lebensgefahr, die den Todschlag zu Nothwehr macht, ist sie nie. Konte der Angegriffene seinem Feinde noch Hände und Füße binden, so verdamt ihn die Vernunft, wenn er getödet hat. So streng ist sie bei der Bestimmung der Nothwehr. Liebo, ich denke doch, die Vernunftlehre ist auf meiner Seite.

Liebo.

Wenn man diese beiden Handlungen also gegen einander stelt, und sie noch ähnlich nent, spricht man der gesunden Vernunft Hohn. Wenn man vollends die Art und Weise, wie beide volbracht werden, die Vorbereitungen bei dem Zweikampfe, die kaltblütige Einladung zu diesem Todentanze, die Gegenwart verpflichteter Zeugen, das gewöhnliche Zusammenlaufen einer Menge, um das ehrlose Schauspiel anzusehn, und das
ein-

einsame, von dem Mörder überraschte, nach Rettung ängstlich bebende Leben bei der Nothwehr erwägt, und dann noch einen fragen hört, wie weit der Zweikampf der Nothwehr gleich oder ähnlich werde, o kaum kann man sich da zurück halten, einem solchen zu sagen, was er, fern von dem bluthigen Schauplatze, was er, die Feder in der Hand, an seinem Studiertische wird.

Wilmar.

Ich sympathisire mit dir, mein würdiger Freund. Haben wir die Handlungen so vollkommen unähnlich gefunden, so werden wir, denke ich, doch wohl nicht Ursache haben, in ihrer Sitlichkeit etwas Aehnliches zu fürchten. Die Vernunft ist sich treu. Sie, die dem Begriffe seine Grenzen bestimmt, über die Einheit des Allgemeinen wacht, und die reinen Möglichkeiten sondert, damit, in ihrem idealischen Reiche keine Unordnung entspringe, sollte sie sich in ihren Urtheilen verleugnen? Unfriede dem, der einen solchen Misklang für möglich hält! Das Urtheil der Vernunft über die Sitlichkeit der Nothwehr hast du schon bei dem Vortrage
des

des Begriffes gehört. Die Nothwehr findet Schutz. Und dieser Fal, der Fal der Nothwehr allein ist es, wo die Vernunft einen Todschlag nicht für Mordthat erklärt.

Liebo.

Mein Got! Wie viel giebt es folchemnach Mörder unter den Menschen!

Wilmar.

Denke; was für einen Rang giebt sie der Pflicht, wenn sie dem einzelnen Menschen gebietet, erhalte dein Leben! Der gesellschaftliche Mensch übt an seinem Nebenmenschen alle Pflichten des einzelnen, denn die Liebe ist das Band der Vereinigung, darum was ihm gegen sich selbst eine erste Pflicht ist, das ist es ihm auch in seinem gesellschaftlichen Zustande. Das Leben seines Bruders ist er verpflichtet wie das seinige zu lieben. Zwingt dieser ihn zur Nothwehr, so ist er nicht der Mörder, sondern der, der ihn zwang; da schreit das Bluth um Rache, nicht über den, der es vergos, sondern über den, der darin schwimmt. Ein ganz ander Gericht ergeht über den Zweikampf. Der Todschlag
im

im Zweikampfe ist eine Mordthat, und jeder Zweikampf, der ohne Todschlag vollendet wird, ist einer zwar nicht verübten aber doch gesuchten und gewagten Mordthat vollkommen gleich. Dieser Ausspruch ist eine unmittelbare Folge. Ist der Fal der Nothwehr der einzige, wo die Vernunft den Todschlag nicht für Mordthat erklärt, so mus nothwendig der Todschlag im Zweikampfe eine Mordthat seyn, und wenn das ist, jeder Zweikampf, der ohne Todschlag vollendet wird, eine gesuchte und gewagte Mordthat.

Liebo.

Das sind unmittelbare Folgen, fürwahr. Wenn man dem Grundsätze, daß die Nothwehr der einzige Fal sey, wo die Vernunft einen Todschlag nicht für Mordthat erklärt, trauen darf, begehrt man zu dem Urtheile über den Zweikampf keinen Beweis mehr.

Wilmar.

Diesem Grundsätze kannst du trauen. Das Leben hat einen hohen unschätzbaren Werth. Liebo, die Geschöpfe der Kunst haben so viel Anziehendes für dich. Du stehst, den Blick
auf

auf eine höchste Schönheit geheftet, und bewunderst die Zusammenstimmung der Theile und die glückliche Idee des Ganzen. Sieh! Dort streckt das Kind, das noch nicht lallen kan, die Aermgen nach der Mutter, die diese Sprache versteht, und die Kleine auf ihren Schoos nimt. Wie sprechend wird jetzt die Mine des Kindes! Wie dankend, wie gefühlvol das Lächeln der zufriedenen Tochter! Die Schöne der Kunst, deine Bewunderung, hätte sie doch nur die Bewegkraft des schwachen Kindes. Ihr Blick antwortet dir nicht, ihre Mine spricht nicht mit dir, von einer sanften Bewegung des Armes begleitet. Der Arm ist Stein, die Mine ist todt. Gebt den Idealen der Kunst vollendete Bildung; was sind sie in ihrer höchsten Vollkommenheit? Leblose Natur. Geh mit diesem Gedanken hinein in die lebende Natur, und sie wird dir gewis eine hohe Schule. Gegenwart des Unendlichen findet die beobachtende Vernunft im Gewimmel der Ameisen, wenn sie dieses geschäftige Völkgen der Frühlingssonne seine reinlichen Gewölber öffnen sieht, und Anbetung wird ihr Gedanke, wenn sie sich selbst im Daseyn denkt. Kam die nachah-

mende

mende Kunst der schaffenden Almacht näher als sie je gestrebt hat zu kommen, könnte sie ein täuschendes Weltgebäude darstellen, Sonnen aufgehen lassen und untergehen, eine selbstthätige Kraft ins Daseyn rufen, das kan sie nicht. Die lebende Natur zeugt von dem Daseyn Gottes, und würde zeugen, wenn auch die Harmonie der Sphären sein Lob nicht tönte. Urtheile, schon aus dieser allgemeinen Würde des Lebens, ob die Vernunft, wenn sie die Feinde des Lebens richtet, nicht eher durch alzu grose Gelindigkeit, als durch alzu grose Strenge ungerecht werden könnte. Und nun erwäg erst die Vorzüge, die die vernünftige vor der seelenlosen Natur hat, gewis du wirst dann nicht mehr zweifeln, ob mein Grundfaz eine Wahrheit sey. Ich weis, dafs ich bin, ich weis auch, warum ich bin. Das sind die zwei grosen Vorzüge, nicht des Einzelnen, der vernünftigen Natur. Dafs ich mir meines Daseyns bewußt bin, schon das ist mir eine Quelle unnenbarrer Freuden. Ich segne den Augenblick, da mein Leben der Lieblingsgedanke meiner Seele, meine Empfindung ist. Aber wenn ich in die Absicht meiner Wirklichkeit eingehe, o! dann er-
 hebt

hebt sich meine Seele, und mein Gedanke wird Entzückung. Von einer Vollkommenheit zu der andern fortrücken, um dem großen Geheimnisse, der Erkenntnis Gottes, immer näher zu kommen, und endlich in dieser Wissenschaft meine Seligkeit finden, das ist die Bestimmung meines Daseyns. Die Kraft, wodurch ich ihr theilhaftig werde, ist die geistige Kraft der Seele, die nicht sterben kan, sie werde denn von der Almacht vernichtet; die Bewegkraft meines Gliederbaues, der allein der Zerstörung des Todes ausgesetzt ist, trägt nur entfernt dazu bei. Jedoch dieser entfernte Antheil, so gering er bei der Vergleichung zu seyn scheint, so ungegründet er in einer gewissen Beziehung ist, wird, aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, unschätzbar. Bei der bewundernswürdigen Vereinigung eines geistigen Wesens mit diesem Gliederbaue war das die letzte Absicht, daß die Bewegungen die Geisteskraft nicht hindern, sondern vielmehr hier und da fördern solten, und daß das Leben des Leibes einen Perioden in der Vervollkommnung des Geistes ausmache. Ich kenne wohl die Klagen, wodurch man den sichtbaren Theil

G des



des Menschen zu einem Kerker des unsichtbaren herabwürdiget, allein wenn der Maler das Ideal der Schönheit sucht, betrachtet er keine Misgebuhren. Dafs der Geist durch die körperlichen Bewegungen gestöhret werden kan, das leugne ich gar nicht, jedoch wenn ich bedenke, wie er auch so oft in seiner Wohnung eine tiefe Stille genießt, wie so manche schöne Gelegenheit zu neuen Kenntnissen ihm durch die Sinnen dargebothen, so manche Aussicht in das Unendliche geöffnet wird, wie er sich von dem Grasblümen zu seinem Schöpfer erhebt, in dem Säuseln des Mittagswindes Got hört, und auf den Flügeln der Morgenröthe sich ihm entgegen schwingt, dann sprech ich, mein Gliederbau ist ein Tempel, worin mein Geist sich seines Daseyns freuen, sich vervollkommen, und ein gewisses Ziel seiner Veredlung erreichen sol, er wird einst hinstürben, und der Geist wird dann in einen neuen Zustand übergehn, näher kommen seiner Bestimmung, näher dem großen Geheimnisse, näher der Kenntnis Gottes, näher seiner Seligkeit; und so wird nichts mehr mein inniger Wunsch, als ein natürlicher Tod, und der gewaltsame Tod wird

wird mein Entsetzen, ein Entsetzen des Geistes, der seine Wohnung verlassen und in eine neue Lebensperiode eingehen mus, eh er das Ziel der gegenwärtigen erreicht hat. Dieses Entsetzen entspringt nicht immer aus Ueberlegungen, es ist allgemeiner, es ist ein Naturtrieb. Jetzt, Liebo, antworte mir! Welcher Schatz oder welches Phantom kan dem Leben gleich geschätzt werden? Solte etwas dem Leben gleich seyn, so müste es ein Leben seyn. Das ist der Sin meines Grundsatzes.

Liebo.

Der Grundfaz führt das Siegel der Vernunft.

Wilmar.

Und das Urtheil über den Zweikampf?

Liebo.

Das ist bewiesen. Der Zweikampf ist eine Mordthat, eine volbrachte, wenn einer der Duellanten getödet wird, eine gewagte, wenn keiner fällt. Man müste die Vernunft verleugnen, sein Leben hassen, und der Menschheit unwerth seyn, wenn man diesem Ausspruche nicht willig beipflichtete.

Wilmar.

Es freut mich, daß ich dich von einer so wichtigen Wahrheit überzeugt habe. Wenn Männer, die auch der vernünftige Man gern hochschätzte, dieses Mordspiel mitspielen, und wenn Richter, die bei ihren Berathschlungen sogar philosophiren, sich in die Sitlichkeit desselben nicht finden können, dann ist es Pflicht, die Sache der Wahrheit in volles Licht zu setzen. Ich begnüge mich nicht damit, daß man den Zweikampf für eine Mordthat halte, man mus auch wissen, was für einen Rang er unter den Mordthaten behaupte. Alle böse Handlungen sind strafbar, aber nicht alle in gleichem Grade. Das Mas des Strafbaren ist die Sitlichkeit der Handlung. Nach seiner Sitlichkeit beurtheilt, steht der Zweikampf dem Strafenraube, der Wuth des Mordbrenners zur Seite. Ich wil deutlicher reden. Die Sitlichkeit des Zweikampfes ist vom ersten Grade. Wo die stärkste Anwendung der Freiheit ist, da ist eine Sitlichkeit vom ersten Grade, bei dem Zweikampfe ist die Anwendung der freien Kraft so stark, als sie nur immer seyn kan, folglich ist er eine Mordthat, dessen Sitlichkeit vom

vom ersten Grade ist. Nur den Unterfaz dieses Vernunftschlusses brauch ich zu verfolgen, nur darzuthun, wie vorzüglich stark die Anwendung der Freiheit bei dem Zweikampfe sey. Ich zweifle, ob eine freie Handlung mit mehr Freiheit angefangen und vollendet werden könne, als diese. Die Bewegungsgründe zum unterlassen sind beinah unüberwindlich, und die zum thun sind ein Phantom. Der Zweikämpfer nimt eine doppelte Person an. Sein Leben giebt er einem Pistolenschusse, einem Dolchstoße preis, aber das thut er nicht umsonst, sondern auch er führt die nämlichen Waffen, um das Leben seines Bruders damit zu rauben, und so vereinigt er in sich den Selbstmörder und den Brudermörder. Was für Stimmen mus er sich zwingen nicht zu hören! Was für Gefühle mus er ersticken! Sein eigenes Leben und das Leben seines Bruders, das er wie das seinige lieben und erhalten sollte, beide einem gewaltsamen Tode aufopfern — Entsetzen der Natur, wie mächtig müßtest du bei diesem Entschlusse seyn, wenn dir nicht mächtiger widerstanden würde! Und du, Adel der Menschheit, Bruderliebe, wie dringst du

in den entsezlichen Mörder, wie bestürmest du ihn mit Liebkosungen, um ihn zurück zu halten! Vernünftiger, so redest du, der Bruder, der dich beleidiget hat, bedarf deiner Sorgen, deiner Bemühungen am meisten. Er ist abgewichen von dem Wege, geh und suche ihn, eile, daß du ihn findest; reich ihm die Hand und bring ihn wieder. Du wirst dich hernach innig freuen, es gethan zu haben. Wenn er kömt, eine Thräne im Auge, und dir dankt, daß du ihn der Tugend wieder gegeben hast, o dann geh du hinaus in den Rosengarten, und brich Rosen, und winde Kränze, und feire ein Fest, und empfinde, daß du durch diese Grosmuth deiner Veredlung näher gekommen bist. Diese Gefühle erstikt der Zweikämpfer, diese Pflichten hört er nicht. Und wie? Wird er vielleicht im Sturme der Leidenschaft fortgerissen, daß er nicht aufmerken, nicht überlegen kan? Keine Mordthat wird mit mehr Ueberlegung verübt, als der Zweikampf. Wer kent nicht das dabei eingeführte Uebliche, die Ausforderung, die Zubereitungen, die abgestekten Weiten, die Vorrechte des ersten Schusses, die Ausparirung des ersten

Sto-

Stoßes, den ersten Gang, den zweiten Gang? Man fasse nun alles zusammen, und erkenne, wie unumschrenkt die Freiheit bei der Entkräftung der abmahnenden Bewegungsgründe thätig ist. Und was ist denn das Antreibende? Was giebt das Mordgewehr in die Hand? Ein Phantom. Die Zweikämpfer, einer wie der andere, der Parlamentsher und der Fahnenjunker, der Major und der Student, der Abgefandte und der Edelknabe nennen es Ehre. Wie? Was dich bewegt, vernünftiger Mensch, ein Selbstmörder und ein Brudermörder zu werden, das sollte Ehre seyn? Misbrauchet den Namen nicht; es ist ein scheusliches Phantom. Ich ziehe die allgemeine Schlussfolge — die Freiheit ist bei dem Zweikampfe in dem stärksten Grade der Wirksamkeit, die Sitlichkeit dieser Handlung ist folglich eine Sitlichkeit vom ersten Grade. Der Zweikampf steht dem Strafenraube zur Seite.

Das sey genug von der innern Verhältniß des Zweikampfes und der Nothwehr. Liebo, sollte wohl der Zweifler, der die Frage vorgelegt hat, einen Blick in dieses Innere gethan haben?

Liebo.

Auch nicht einen scheuen Blick. Bei solchen Handlungen, bei solchen Sitlichkeiten konnte ihm von Aehnlichkeit oder Gleichheit nicht träumen.

Wilmar.

Ich komme nunmehr zu den äußerlichen Beziehungen. Hier werde ich dem Herrn begegnen müssen. Fürchtest du nicht? Eine Hure und eine ehrbare Jungfrau findet der Philosoph an und vor sich betrachtet so wenig ähnlich, als eine dürre Fichte und einen blühenden Apfelbaum, und hat die Hure das Kind nur einmal in das Findelhaus gespielt, so trägt sie ihr Kränzgen von Rosmarin trotz einer Braut.

Liebo.

Aehnlicher Beziehungen bei unähnlichen Dingen lacht der Philosoph.

Wilmar.

Wäre der Widerspruch nur nicht manchmal zum weinen. Aehnliche Wesen können in dem Reiche der Wahrheit keine unähnlichen

chen

ehen und unähnliche Wesen keine ähnlichen äußerlichen Beziehungen haben; das woltest du sagen, Liebo, und du hast Recht. Ist es in einem Lande so weit gekommen, daß der Zweikämpfer vergnügt und lustig, wie von der Jagd, von dem Zweikampfe mit seinem Gefolge zurück trabt, den erlegten Ritter im Wagen, als wärs ein seltenes Wildpret, oder ein Tiger oder ein wilder Stier; daß sie die Ausforderungen sicher und ernsthaft, wie das löbliche Consistorium seine Vorladungen, in die privilegirten Zeitungen zum ersten, zweiten, dritten mal einrücken lassen; daß der Vater den Sohn zum Zweikampfe zwingt, ein Augenzeuge der Mordthat ist, und ein desto braverer Officier geachtet wird; daß die Secundanten — in England ist das Sitte — durch ein öffentliches Zeugnis das Publicum auf ihre Ehre versichern, die Duellanten hätten sich beiderseits tapfer gehalten, so sind das Begünstigungen, wodurch der Zweikampf der Nothwehr in dem äußerlichen Zustande so ähnlich, so gleich wird, daß er noch Ueberschus hat, der gerechten Vernunft Scandale, dergleichen es in dem bürgerlichen Leben mehr giebt.

So, mein Freund, entscheide ich die Frage von der Aehnlichkeit des Zweikampfes und der Nothwehr. Noch etwas, eh ich dich lasse! Ich habe bei meiner Untersuchung an die maßgeblichen Vorschläge des Zweiflers gar nicht gedacht. Darüber möchte er unzufrieden werden, klagen sogar, ich hätte, stolz auf meine Vernunft, seine Weltwissenschaft nicht einmal angefehn. Er hat weislich die Quellen angedeutet, woraus man schöpfen müsse, um eine lautere und erquickende Antwort zu geben. Wie weit, so trägt er die Sache vor, bei allgemein herrschenden Vorurtheilen, oder bei dem mit der Verweigerung verbundenen Verluste der Ehre, oft selbst des äußern Vermögens der Zweikampf der Nothwehr ähnlich oder gleich werde. Die allgemein herrschenden Vorurtheile, die Verweigerung und der damit verbundene Verlust der Ehre oder des äußern Vermögens haben in meine Urtheile nicht den geringsten Einfluß gehabt, darum weissage ich ihnen auch das gewöhnliche Loos. Wenn man die sogenannte Weltklugheit weit hinter sich zurück läßt, der Vernunft Schritt vor Schritt folgt, und urtheilt, wie diese erkennt, so werden,

wenn

wenn die Stimmen gesammelt werden, die vernünftigsten Ausprüche für allgemein hingeworfene Sätze erklärt, die Weltklugheit, das arme Ding, das im Dunkeln steht, wird hervorgeführt auf den Plan, wird bekränzt und beklatscht, und nun mus es tanzen, so lange eine Saite auf der Basgeige hält.

Liebo.

O! Las dich diese Thorheiten zu nichts bewegen.

Wilmar.

Zu nichts, als zu einem gerechten Widerwillen. Abgefertigt mus unser Zweifler doch werden. Nur einige Augenblicke Geduld dazu! Die erste Rücksicht, die er bei der Beleuchtung der Frage empfiehlt, sind die allgemein herrschenden Vorurtheile. In dieser Rücksicht ist die Frage Unfin. Die Gerechtigkeit klagt, daß die Menschen sich von den Vorurtheilen so tyrannisch beherrschen lassen, daß sie ihrer beleidigten Ehre Menschenbluth opfern müssen, um den Vorwürfen der Gesellschaft nicht ausgesetzt zu seyn, und da tritt einer auf und fragt; sollte nicht der allgemein herrschenden Vorurtheile wegen
der

Zweikampf eben so unsträflich seyn, als die Nothwehr? Wenn das nicht Unsin ist, so giebt eine Wasserblase Feuer wie ein Kieselstein. Der Zweikampf ist selbst ein Vorurtheil, unter allen dummen das dünnste, unter allen grausamen das grausamste. Vorurtheile sind Meinungen ohne Grund. Sie gehen in Thätigkeit über, und werden lüderliche, unbillige, ungerechte Handlungen, die alle Bildung unter den Menschen vereiteln, und nichts als Verwirrung und Unglück stiften. Darum wer nicht ein erklärter Menschenfeind ist, der ist ein Feind der Vorurtheile. Die zweite Rücksicht sollte der mit der Verweigerung verbundene Verlust der Ehre seyn. Was wil er da? Wir müssen ihn verstehn, wenn wir ihn beurtheilen wollen. Das, mein Freund, ist hier das System seiner Gedanken — Der Beleidigte frage den Beleidiger, ob er ihm Genugthuung geben wil. Giebt dieser ihm Genugthuung, so ist kein Zweikampf nöthig, weigert er sich der Genugthuung, so tritt bei dem Beleidigten die Ehre ein, und nun fragt sichs, ob ihm nicht der zu fürchtende Verlust der Ehre zum Zweikampf ein eben so gegründetes

tes

tes Recht gebe, als der zu fürchtende Verlust des Lebens zur Nothwehr giebt. Fürwahr ein vortreflicher Sittenlehrer! Nach der Verweigerung der Genugthuung läßt er ohn alles Bedenken die Ehre eintreten, ihren Verlust ganz zuverlässig fürchten, und dennoch sichert eine solche Verweigerung dem Beleidigten seine Ehre eben so gut als alle Genugthuung. An die innere Ehre, die bei diesem Falle, anstat eines Verlustes, einen beträchtlichen Zuwachs erhält, wil ich gar nicht denken, damit ich unserm Zweifler, der sich lieber an die Aussenseiten hält, ohne Umweg begegne. Unsere äufere Ehre hängt von unserm sitlichen Zustande ab; ist dieser vollkommen, und wird er auch von andern Vernünftigen dafür erkant, so haben wir äufere Ehre. Hat ein Beleidigter von seinem Beleidiger Genugthuung verlangt und nicht erhalten, so hat er nur noch einen einzigen Schritt zu thun, um in dem glänzenden Besitze dieses Gutes zu seyn, er vergebe. So war er gegen sich selbst nicht nachlässig, denn er verlangte für seine gekränkte Ehre Genugthuung, bei der Weigerung seines Gegners hörte er die Stimme der

Bru-

Bruderliebe, übte eine erhabene Pflicht, vergab seinem Feinde, um der Tugend ein Herz zu gewinnen, und sein ganzes Betragen wird ein Lieblingsgespräch aller Edlen. Wenn folchemnach der Beleidigte bei der Weigerung der Genugthuung gar keinen Verlust der Ehre zu fürchten hat, wenn es ihm vielmehr frei steht, selbst die Weigerung seines Gegners zu seinem schönsten Ruhme zu machen, so wird doch wohl keine denkende Seele gelüsten, des Ehrenverlustes wegen den Zweikampf der Nothwehr gleich oder ähnlich zu schätzen. Als dritte Rücksicht wurde der Verlust des äußern Vermögens angefügt. Was hier äußeres Vermögen genant wird, nent man in theologischer Sprache zeitliche Güter. Wie, wenn und wo Haus und Hof, Weib und Kind, Acker und Vieh durch einen Zweikampf gerettet werden könnte, das mag der große Apollo wissen. Wenn an dem Orte, wo unser Zweifler sein Wesen hat, auch nur ein einziger Amtsverweiser ist, schon der mus ihn dieses sonderbaren Einfalles wegen zu Rede setzen,

Liebe.

Liebo.

Nim hin, mein Bester, den Preis. Die
Ehre der Vernunft ist gerettet. Die
Menschheit enthülle das Angesicht, und
traure nicht mehr.

LIEBO UND WILMAR,

Drittes Gespräch.

Wilmar.

Ich habe doch allen Forderungen Genüge ge-
leistet?

Liebo.

Ganz zu meiner Zufriedenheit, und ge-
wis auch zu der Zufriedenheit aller Edlen.

Wilmar.

Wenigstens habe ich nichts unbeantwor-
tet gelassen, ausgenommen — fällt dir nicht
ein, was ich schuldig geblieben bin?

Liebo.

Ich wüßte nicht, was.

Wil-

Wilmar.

Die Verhaltungsregeln beim Zweikampfe.

Liebo.

Fürwahr, daran hätte ich mich nie wieder erinnert. Die Ueberzeugung, daß der Zweikampf eine Mordthat ist, hätte mir diese Erinnerung auf immer vereitelt. Du machtest oben bei dieser Foderung die Anmerkung, daß der, der sie gethan hat, sich dadurch als einen Vertheidiger des Zweikampfes verathen habe, und nichts ist sicherer. Wir, die den Zweikampf für das, was er ist, für Mordthat erklären, könnten wir uns nach solchen Regeln umsehen, ohne uns selbst zu widersprechen? Wer eine Duelpädagogie schreibt oder verlangt, der mus nothwendig auch ein Dulder des Zweikampfes seyn. Und so was wurde an einer christlichen Sittenlehre vermißt? O! Das sind Ausfichten ins Grüne. Das müßte ein schönes Moralgeln seyn, wo sich die Pflichtcapitel dieser Pädagogie öffneten, reich an Heischefätzen über das Laden der Pistolen, wie die Billigkeit fodere, eine Stange mit einem daran geknüpften Strumpfbande, als wärs eine Fahne, aufzupflan-

pflanzen, um den Wind daran zu beobachten, und dem stärker zu laden, der wider den Wind feuern müsse, schwächer dem, der den Wind zum Secundanten habe; reichhaltig an Lehrsätzen über den gestolpten Handschuh, der bei dem Hauduelle nicht verstatet werden könne, sondern eben so gerecht, als der Minerva das Schild, dem Stosduelle als Attribut gegeben werden müsse; ergiebig an Aufgaben über den duelmäßigen Anzug, mit Zusätzen über die unauslöschliche Schande desjenigen, der sich durch einen unter der Weste angebrachten papiernen Harnisch fest zu machen suchen möchte, nebst Anmerkungen theils über das Bleibende einer solchen Schande, weil, wenn der Furchtsame dennoch fiel, niemand sprach, er sey auf dem Bette der Ehre gestorben, theils über das Unkluge des verstohtnen Harnisches, in-
 temal er doch nur einige ausge setzte Theile des Körpers decke, und beim ausfallen sehr hinderlich sey. War überdies das Sittenbuch für eine Schule geschrieben, nu, dann wär es ein Werkgen — Ha! das einzige seiner Art, dem Bedürfnisse der Zeit angemessen, wie ein Pelz dem Winter, und würde zu-

verlässig mehr gekauft, als eine Mordpredigt.

Wilmar.

Ich werde traurig, guter Liebo, ganz traurig. Ein düst'rer Nebel füllt auf einmal alle Aussicht meines Geistes. Einem Sittenlehrer, einem christlichen Sittenlehrer zu Gemüth führen, er habe in seinem Lehrbuche daran, wie sich der Christ vor, in und nach dem Duel zu verhalten habe, gar nicht gedacht, das ist abscheulich, eine Erscheinung, die alle Freude raubt. Aufklärung, schöne Morgenröthe, solst du in Todesfinsternisse untergehn, indes wir vernutheten, du werdest in angenehme Wölkgen zerfließen, und allem Gefilde, allen Thälern die Ankunft der strahlenden Sonne verkünden?

Ich denke so eben an ganz andere Verhaltensregeln, mein Freund. Vielleicht zerstreut sich diese grause Düsternheit, wenn ich dich damit unterhalte; vielleicht öffnet sich der Tag wieder. Schon mancher Rechtshaffene hat das Mordspiel verdamt, und noch behauptet es sich mit einer unglaublichen Ausgelassenheit. Wir brauchen nur
drei

drei bis vier Jahre zurück zu gehen, um in einem nicht alzu großen Umkreise bei zwölf volbrachte Duelmordthaten zu zählen. Solte der Wuth nicht gesteuert werden können? Ich denke, ja; so gesteuert, daß in dem gesellschaftlichen Leben die Zweikämpfe eben so selten seyn würden, als in Neuschotland die Wölfe.

Liebo.

Das sprech ich auch. Es mus an den Mitteln liegen, die man dawider anwendet.

Wilmar.

Daran liegt es. Auf den hohen Schulen unterlassen sie zwar nie, so oft ein studierender Jüngling ein Opfer geworden ist, Mordpredigten zu halten, aber die Mordpredigten haben gegen den Zweikampf keine andere Verhältniß, als nach der vorherbestimmten Harmonie die Entschliefungen der Seele gegen die Bewegungen des Körpers. Zudem die academischen Duelle, so manches Ach und Weh sie auch schon verursacht haben, sind doch nur Nachäffungen; da, wo sich diese ehrlose Sitte ein gewisses glänzendes Ansehn giebt, würde man der Mordpredigten

fogar lachen. Das Uebel mus mit der Wur-
 zel ausgerissen werden. Sol das geschehn,
 so müssen die Lehrer den Anfang machen.
 Unter Lehrern versteh ich überhaupt alle,
 die die Wahrheit untersuchen, und ihre Un-
 tersuchungen zur Bildung der Menschen an-
 wenden. Diese müssen zum Behuf des ge-
 genwärtigen Problems drei Hauptpuncte lei-
 sten. Sie müssen die Sitlichkeit des Zwei-
 kampfes richtig bestimmen. Nu, das ver-
 steht sich doch wohl von selbst, dass der For-
 scher des Wahren einen überlegten Todschlag
 nicht für Nothwehr erklären wird. Nächst-
 dem müssen sie, wenn es nicht schon gesche-
 hen ist, ihre Lehrgebäude von allem dem rei-
 nigen, was die Zulassung des sitlichen Bösen
 überhaupt begünstigen könnte. Ist das Sy-
 stem einer solchen Reinigung nicht fähig, so
 mus es wie ein mit dem Ausfatze behaftetes
 Haus betrachtet werden — niedergerissen,
 dass kein Stein auf dem andern bleibe! Drit-
 tens müssen sie wachen, dass die Aussprüche
 der Vernunft nicht den Gebräuchen der Völ-
 ker, der üppigen Mode und dem dummen
 Vorurtheile untergeordnet werden. Ein
 wackerer Rechtsgelehrter hatte unlängst den

lo-

lobenswürdigen Einfalt, der Schicane ein Grab zu graben. Die leichtfertige Dirne sah eine zeitlang zu, und lachte herzlich darüber, wie es dem ehrlichen Manne so sauer wurde, um sie unter die Erde zu bringen. Das Grab ist nun fertig, und die Schicane ist nie frischer und gesunder gewesen, als jetzt. Sobald sie merkte, daß sie bei den Sachwaltern lebendig, wie eine verunglückte Vestalin, begraben werden sollte, entwich sie dort, und hält es jetzt mit den Kunstrichtern der Vernunft. Ich habe dir von dem Unheile, das sie bei diesen anrichtet, im ersten Gespräche mehrere Beweise vorgelegt; jetzt nur noch einen einzigen. Die Lehrer der Vernunft sind über den Begriff der Ehre in der besten Uebereinstimmung. Einmüthig halten sie die Tugend für des vernünftigen Menschen wahre Ehre, unterlassen aber nicht den Tugendhaften aufzufordern, daß er sein Licht leuchten lasse, damit auch andere Menschen die Tugend lieb gewinnen, und sich bemühen möchten, ihm ähnlich zu werden. Die Aufmerksamkeit der Welt auf den Tugendhaften, den Man von Ehre, die Bemühungen um ihn, die Nacheiferungen, das Leben

in den Tugenden, lauter Folgen seines schönen Beispiels, nent der Lehrer der Wahrheit des Tugendhaften äußere Ehre. Wie ein Stossvogel auf die schwebende Lerche, stößt die Schicane auf dieses Wörtgen. Es giebt eine äußere Ehre, das ist ihr genug, mehr braucht sie nicht, um einen Grundfaz zu haben. Die Lage der Person, meint sie, die Ehre haben sol, wird dem Worte schon einen Sin geben. Von dieser Denkungsart aufgeschwelt flüstert sie um den Kunstrichter der Vernunft, um auch den damit zu berauschen, wie mit süßem Weine. Denke, so flüstert sie ihm in das Ohr, Eutaxis, der Man von Geburth, hat sich noch nicht geschlagen, die Beleidigung, die er gestern erlitten hat, klebt ihm noch an, wie ein Flek auf der seidenen Weste. Was wird daraus werden? Zum Französischen Solo wird er keine Gesellschaft mehr finden, seinen rothen Wein wird er allein trinken müssen, der Soldat im Thore wird nicht mehr vor ihm präsentiren, und der auf der Hauptwache wird nicht mehr, wenn er kömt, *heraus* schreien, als wäre der Feind auf der Mauer; ist das nicht ein gänzlicher Verlust aller Ehre? Der
gute

gute Kunstrichter weis nicht, wie ihm geschieht, er sieht sich um, wirft seine Papiere durch einander, den Dämon zu erhaschen, umsonst, er hört und sieht nichts. In dieser Verlegenheit macht er aus der Sache ein Problem, ergreift die Feder und schreibt — sollte nicht bei dem gänzlichen Verluste der Ehre der Zweikampf der Nothwehr gleich und ähnlich werden? Sieh, Liebo, so verfährt die Schicane! Solchen Unfug treibt sie mit den Kunstrichtern; haben also nicht die Lehrer der Wahrheit Ursache, wachsam zu seyn? Sind nun die Lehrer gründlich bei ihren Ausprüchen, rein im Zusammenhange ihrer Lehrrsätze, wachsam über ihr Eigenthum, so haben sie zur Ausrottung des Zweikampfes das ihrige beigetragen. Das übrige gehört für die Obrigkeit. Die Obrigkeit steht mit den Lehrern in einer weit engeren Vereinigung, als man gemeiniglich wähnt. Sie unterstützt diese, sofern sie in der Gesellschaft Verfügungen trifft, wodurch die äußerlichen Hindernisse des sitlichen Guten so viel nur möglich ist weggeräumt werden, und das Leben der Tugend in einer beständigen Munterkeit erhalten wird. Hierin

vereiniget sich das wesentlichste ihrer Pflichten, das glänzendste ihrer Geschäfte, die Staatsmänner von Tripolis mögen darüber noch so grimmig auf ihre Säbel schlagen, und die vom Cap noch so lächelnd den Zeigefinger auf ihre goldene Ruthe richten. Was die Obrigkeit in Ansehung des Zweikampfes zu thun hat, damit dieser Mordsucht ein Ende gemacht werde, das ist so thunlich und so leicht, daß man erstaunt, wenn man gewahr wird, daß von dieser Seite noch gar nichts geschehen ist. Alle Verbrecher fliehen das Licht, scheuen das Auge, das wider sie zeugen kan, selbst der Straßenräuber lauert auf einsamen Wegen, die Zweikämpfer müssen Zeugen haben, sonst erreichen sie durch alles Bluthvergießen dennoch in ihren Kreisen ihre Absicht nicht. Darum sind sie stolz darauf, wenn eine Menge sie beobachtet. Solte denn bei solchen Umständen ein vernünftiger Man die Obrigkeit eines Landes, in welchem die Duellsucht herrscht, für eine weise und wachsame Beförderin der Tugend, für Obrigkeit erkennen? Nimmermehr. Sie beobachte erst, was folgt — Sie erkenne den Zweikampf für eine Mordthat, das
mus

mus sie, denn die Vernunft erklärt ihn dafür; sie greife mit aller Strenge jene Niederträchtigen an, die sich bei dem Mordspiele als Zeugen oder sogenante Secundanten anheischig machen; sie gebe jederman nicht die Freiheit allein, sondern den ernstlichsten Befehl, die Zweikämpfer sowohl vor als nach dem Zweikampfe als Strafenräuber anzusehn, sie zu greifen, und mit gebundenen Armen ihr zu übergeben. Fürwahr, wenn diese drei Forderungen der Gerechtigkeit und der Klugheit beobachtet würden, das Mordspiel würde unmöglich gemacht.

Und jetzt, mein Lieber; wie wird dir bei meinen Verhaltungsregeln? Mir fängt doch der Tag wieder an zu grauen.

Liebo.

Las mich meinen Ueberlegungen. Auch diese dank ich dir.

Wilmar.

Wir wollen das beste hoffen.

W.

H 5

ÜBER

ÜBER
KANTS PROLEGOMENA
ZU
EINER JEDEN KÜNFTIGEN ME-
TAPHYSIC.

Die Metaphysic hat schon Feinde genug gehabt, aber einen Freund, der sie so edel verleugnet habe, vielleicht noch nie. Kant macht ihr in keinem ihrer schönsten Gebäude die gewöhnliche Aufwartung, er geht in das innere seiner Vernunft, sie zu suchen, und wohl dem, dem es da gelingt sie zu finden. „Man kan, spricht er, kein einziges Buch aufzeigen, so wie man etwa einen Euclid vorzeigt, und sagen, das ist Metaphysic, hier findet ihr den vornehmsten Zweck dieser Wissenschaft, das Erkenntnis eines höchsten Wesens und einer künftigen Welt, bewiesen aus Principien der reinen Vernunft. Wenn das wahr ist, so mus man mit ihm verleugnen. Nun wird es darauf ankommen, wie

wie weit man, wenn man mit ihm am Ziele
 ist, in der Erkenntnis eines höchsten Wesens
 vorgerückt seyn wird. Ich wenigstens finde
 dabei, wenn ich mein Urtheil bloß auf die
 Verhältnis einschränke, welches die Welt zu
 einem Wesen habe, dessen Begriff selbst außer
 aller Erkenntnis liege, der wir innerhalb der
 Welt fähig sind, keine Befriedigung. Ist
 der dogmatische Anthropomorphismus ein
 Strudel, so ist fürwahr der symbolische eine
 Sandbank. Warum soll sich die Vernunft so
 ängstlich drehen und wenden, wo sie männli-
 chen Muth haben kan? Wie ist es möglich,
 von dem höchsten Wesen eine Causalität durch
 Vernunft in Ansehung der Welt zu behaup-
 ten, ohne ihm selbst diese Vernunft beizule-
 gen? Und dennoch soll das der Mittelweg
 seyn, der mich zwischen dem bestrittenen
 Dogmatismus und dem verworfenen Scepti-
 cismus sicher hindurch führe. Nicht aus Ge-
 falligkeit für den Zweifler schlug der Philo-
 soph diesen Weg ein; fern sey es, so etwas
 von diesem Edlen auch nur zu vermüthen.
 Es ist eine Probe von der Weise, wie sich die
 Vernunft, nach der Meinung dieses Philoso-
 phen, da, wo sie Metaphysic ist, bei den
 Ver-

Verstandeswesen beträgt, und zu gleicher Zeit der Mittelpunkt aller Entdeckungen dieses Wesen in dem Gebiete der Metaphysic. Ich wolte gegenwärtig nur eine ausführlichere Unterhaltung über diese Prolegomenen und über das Werk, welches sie uns öffnen, ankündigen, dennoch kan ich nicht umhin hier schon das festzusetzen, worauf ich glaube das bei der Beurtheilung der Kantischen Eroberungen alles ankömmt. Kant verfolgt die Art und Weise, wie die Seele denkt, und so sieht er, obgleich das Wie auch ihm unerforschet bleibt, das ganze Gebiet der Vernunftwissenschaft werden, mist aus und theilt ab, hier durch Schranken dort durch Grenzen, und findet da, wo die Vernunft, ein ihr natürliches Bedürfnis zu befriedigen, zu den Verstandeswesen übergeht, die äußerste Grenze aller Vernunft. Sie selbst, die Verstandeswesen, liegen aufer dieser Grenze, sind der Vernunft unbekant, und werden es auch ewig bleiben, denn sie sind ihr, der denkenden Vernunft, undenkbar; aber nicht so die Beziehungen dieser Wesen auf die Sinnenwelt. Diese da machen die Grenzlinie aus, und können folglich von der Vernunft erreicht,

reicht, können gedacht werden. Hic Rhodus, hic salta. Wer die Kantische Philosophie in Schutz nimmt, der mus freilich etwas mehr thun, als mit ihren gepriesenen Antinomien ein unerwartetes neues Schauspiel geben, oder mit Raum und Zeit, als Formen der Sinlichkeit, tändeln. Auch er mus in sich, nicht blicken, sondern eingehn, weilen und studieren, und wenn er überzeugen kan, dafs er da Raum und Zeit mehr realisirt gefunden habe als aufer sich, gut, dann werden ihm die übrigen Nachforschungen auch gelingen. Realisirt, spreche ich; man mus aber das nicht misdeuten, sondern meine Forderung nur auf ihre Absicht einschränken, denn, damit man mich verstehe, Raum und Zeit halte ich in allem Betracht für nichts.

Ich wil gegenwärtig mich nur über das näher erklären, was Kant im zweiten Paragraph seiner Prolegomenen von der Erkenntnisart, die allein metaphysisch heissen kan, vorträgt. Er redet hier erstlich von dem Unterschiede synthetischer und analytischer Urtheile, und hierauf von den Grundsätzen der analytischen sowohl als der synthetischen.

Bei

Bei dem ersten Punkte lehrt der Philosoph also „Urtheile mögen einen Ursprung haben, welchen sie wollen, oder auch ihrer logischen Form nach beschaffen seyn wie sie wollen, so giebt es doch einen Unterschied derselben dem Inhalte nach, vermöge dessen sie entweder bloß erläuternd sind, und zum Inhalte der Erkenntnis nichts hinzuthun, oder erweiternd, und die gegebene Erkenntnis vergrößern, die ersten werden *analytische*, die zweiten *synthetische* Urtheile genant werden können. Analytische Urtheile sagen im Prädicate nichts, als das, was im Begriffe des Subjects schon wirklich, obgleich nicht so klar und mit gleichem Bewußtseyn gedacht war.“ Dafs diese Eintheilung in Ansehung der Critic des menschlichen Verstandes unentbehrlich sey und daher verdiene in ihr classisch zu seyn, dafs sie von den dogmatischen Philosophen vernachlässiget werde, dafs Lock einen Wink darzu gegeben habe, aber so unbestimmt, dafs nicht einmal Hume Anlas daher genommen habe, über Sätze dieser Art Betrachtungen anzustellen, das erinnert der Philosoph in der Anmerkung. Ich wil mein Urtheil darüber mit aller der Freimüthigkeit vor-

vortragen, mit welcher man sich mit einem Philosoph unterhalten mus. Giebt es denn analytische Urtheile, oder sind nicht vielmehr alle unsere Urtheile synthetisch? Wer befriedigt uns bei dieser Frage? Keine Vernunftlehre. Wir müssen unsere Urtheilskraft darum befragen, unsere Vernunft beobachten. Die Vernunft geht von Begriffen zu Urtheilen. Jeder Begriff, er sey einfach oder zusammengesetzt, ist, was er ist, durch Bewußtseyn, und mus folglich einen gewissen Grad von Klarheit haben. Die Vernunft kan einen Begriff lange denken, eh sie ihn zum Urtheile braucht. Sie kan ihn, wenn er zusammengesetzt ist, in seine Theile auflösen, und noch urtheilt sie nicht. Sobald sie Begriff gegen Begriff hält, und dieser Beziehung Einheit der Vorstellung giebt, sogleich und jetzt erst urtheilt sie. In jedem Urtheile wird folglich zu einem Begriffe ein Begriff gebracht, den ich vorher mit jenem gar nicht dachte. Wenn nun Kant spricht, analytische Urtheile sagen im Prädicate nichts, als das, was im Begriffe des Subjects schon wirklich, obgleich nicht so klar und mit gleichem Bewußtseyn gedacht war, so spreche ich, ist das die

die Natur analytischer Urtheile, so giebt es keine. Die Critic der Vernunft mus in dieser Sache allerdings strenger seyn. Wenn man einen Satz, der nichts hat als das Aeußerliche, nichts, als das Gewand, worin man bei dem Vortrage das Urtheil zu kleiden pflegt, dennoch als Urtheil behandelt, mus dadurch für die Wahrheit nothwendig viel Nachtheil entspringen. Verschiedenheit oder Mehrheit der Begriffe ist der Vernunft beim urtheilen eine natürliche Erwartung. Findet sie an dem Prädicate eines Satzes, den sie als ein Urtheil aufnahm, nichts als was sie im Subjecte schon gedacht hat, so sieht sie sich betrogen. Hiermit sind also alle sogenannte identische Sätze aus der Classe der Urtheile gänzlich ausgeschlossen. Man sollte denken, spricht Kant, $7 + 5 = 12$ sey ein analytischer Satz, man werde aber nach einer nähern Beleuchtung finden, dafs er synthetisch sey, und ist fürwahr weder dieses noch jenes, ist gar kein Satz. Hier und in allen diesem ähnlichen Fällen ist die Täuschung alzu auffallend, als dafs es nöthig seyn sollte, Worte darüber zu verlieren. Solche Zusammenstellungen sind nichts anders

ders als ein Zeichenspiel. Feiner wird die urtheilende Vernunft getäuscht, wenn man einen zusammengesetzten Begriff in seine Theile auflöst, und den vollständigen ganzen Begriff das Subject eines Satzes, und einen der Theile sein Prädicat seyn läßt. Auch nicht Sätze dieser Art erkennt die Vernunft für Urtheile. Begriffe zergliedern ist ihr kein fremdes Geschäft, dennoch auch nichts mehr, als Begriffe denken. Analytische Urtheile sind einzig und allein in Ansehung der Attribute möglich. Das sind Eigenschaften, die durch das Wesen einer Sache bestimmt werden, und mein Begriff von der Sache kann doch auch ohne sie vollständig seyn. Der Unterschied, wodurch ein Urtheil analytisch, ein anderes synthetisch wird, besteht darin, daß der Grund, warum ich ein Prädicat mit einem Subiecte vereinige, bei diesem außer, bei jenem in dem Begriffe des Subjectes liegt.

Was hierauf über den Grundsatz — Princip scheint ein bequemerer Ausdruck zu seyn, ich hoffe aber, daß man dem meinigen den nämlichen Sin geben wird — der analytischen und synthetischen Urtheile geäußert wird,

wird, giebt mir die schönste Gelegenheit, für den Satz des Widerspruchs ein Wort zu reden. Dieser Grundsatz spricht, vielleicht um sein graues Alterthum desto ehrwürdiger zu machen, hieroglyphisch, und ist lange her von der philosophischen Welt nicht verstanden worden. Kant versteht ihn, warum er aber über die Bestimmung desselben mit sich selbst nicht einig ist, das weis ich nicht. Analysis und Synthesis in Kantischem Sinne giebt es allerdings unter den Verrichtungen der denkenden Vernunft, obgleich nicht, wie ich dargethan habe, zwei verschiedene Arten Urtheile daher entspringen, weil überhaupt kein Urtheil ohne Synthesis möglich ist. Dem sey nun wie ihm sey, hier frage ichs nur, ob der Satz des Widerspruchs nicht bei der Synthesis eben so, wie bei der Analysis Grundsatz sey. Kant verneinet die Frage, denn er spricht ausdrücklich; „das gemeinschaftliche Princip aller analytischen Urtheile ist der Satz des Widerspruchs, synthetische Urtheile bedürfen ein anderes Princip, als den Satz des Widerspruchs.“ Das zweite Glied dieses Ausspruchs begleitet er mit folgender Erläuterung — „Es giebt synthetische

sche Urtheile a posteriori, deren Ursprung empirisch ist, aber es giebt auch deren, die a priori gewis sind, und die aus reinem Verstande und Vernunft entspringen. Beide kommen aber darin überein, dafs sie nach dem Grundsätze der Analysis, nämlich dem Satze des Widerspruchs allein nimmermehr entspringen können; sie erfordern noch ein ganz anderes Princip, ob sie zwar aus jedem Grundsätze, welcher er auch sey, jederzeit dem Satze des Widerspruchs gemäs abgeleitet werden müssen; denn nichts darf diesem Grundsätze zuwider seyn, obgleich eben nicht alles daraus abgeleitet werden kan. Das Wahre in dieser Erklärung ist eben so enthült, als das Falsche, und bestätigt, was ich so eben geäußert habe, dafs unser Philosoph in Ansehung dieses Grundsatzes mit sich selbst nicht einig ist. Abgeleitet wurde aus dem Satze des Widerspruchs noch nie, weder ein Begriff noch ein Urtheil; in dieser Rücksicht ist er bei der Analysis so wenig als bei der Synthesis ein Grundsatz, ihm gemäs aber müssen sowohl Begriffe als Urtheile gebildet werden, das ist seine ganze Bestimmung, so und anders nicht ist er ein Grund-

faz, und ist es unumfchrenkt, ist es ohne die geringste Abänderung bei den Begriffen und bei den Urtheilen, wes Standes und Würde sie auch immer seyn mögen. Ich erkenne, daß die gute Sache der Wahrheit gewinnen wird, wenn dieser Grundsatz in der philosophischen Welt nicht länger so gar sehr misgekant wird, und wil ihm daher vortheilhafteres Licht geben. Die mehrste Zeit erscheint er in diesem Gewande — *impossibile est simul esse et non esse*. Die Patrioten der Latinität ärgerten sich einmal über das Barbarische in seinem Anzuge, und kleideten ihn nach dem feinern Geschmacke der Antike — *fieri non potest ut aliquid simul sit et non sit*. Er selbst aber, was ist er denn? Ein Urtheil ist er nicht, und führt folchemnach den Namen Grundsatz nicht mit Genehmigung der logischen Grammatic, aber sein großes Ansehn behauptet ihm auch die Würde seines Namens. Er ist das Ideal der Unwahrheit, und selbst so wahr, daß es ein Naturale der Vernunft ist, ihn weder zu bezweifeln noch zu beweisen, denn ihr Zweifel bewies ihn, und ihr Beweis leugnete ihn, wenn der Grundsatz nicht außer den Grenzen

alles

alles Zweifels läg, nicht vor jedem Beweise
hergieng. Das Ideal der Unwahrheit ist er
auf eine so vollkommene Art, daß er zu glei-
cher Zeit die zwei höchsten Gattungen der
Wahrheit darstellt, so daß die Vernunft,
wenn sie ihm gemäs denkt, ihre Begriffe und
Urtheile eben dadurch, daß sie sich hütet,
sie dem Ideale der Unwahrheit ähnlich zu bil-
den, einer der höchsten Gattungen der Wahr-
heit unterordnet, und, wenn sie ableitet,
das geschehe aus Begriffen oder aus Urthei-
len, immer einen lautern Strom hervorführt.

W.

SINGEDICHTE.

Die Umarmung.

Clärchen. **L**as feyn, Amand, die Umar-
mung ist jetzt nicht
etwas Originales mehr.

Amand. Clärchen, mein Clärchen, wenn
oder wo
hab ich dich schon umarmt?
Das wär das allererste mal,
und würde ohne Streit ein Ori-
ginal.

Die Morgenröthe.

Du hörst der Andacht frohes Morgenlied,
und machst das Opfer festlich schön,
umhüllest dann ein Sonnenwölkgen dir,
und siehst herab auf ihren Pfad,
gehst vor ihr her, und öfnest feierlich
am Abend ihr den neuen ewigen Tag.

Der Geschmack und das Sing- gedicht.

Das Singedicht. Gebietender Herr, 'mein
Nam ist Singedicht,
allein ich bin geistiger Na-
tur;

was wolt ihr mir? Ich weis,
dass nur der Sin
das goldne Band an euerem
Zepter küßt.

Der Geschmack. Liebe Unschuld, spotte mei-
ner nicht.

Sieh hier! Mein Zepter ist
ein Wanderstab.

Ich flich und wandre, mein
schönes Reich ist hin,
Scheufale, die der Teufel aus
der Hölle warf,
die haufen und faufen darin.

Das Singedicht. Ha! Ha! das hab ich pro-
phezeit.

Das Göttergeschmeis, das euch
den Hofstaat machte, hat

nun endlich seine Bruth ge-
 brüthet; aber wie?
 Ist Flucht die erste Hülfe?
 Geht und schwingt
 das flammende Schwert.

Der Geschmack.

Ich mußte fliehn,
 die Luft ist tödlich.

Das Singedicht.

Armer Geschmack!

Der Geschmack.

Der Fruchtbaum stirbt, der
 Luftwald welkt;
 da klapperts izt und heult,
 als wie
 auf einer Galerie von To-
 dengerippen, wenn
 zu Mitternacht die Gespen-
 stertanzen, die Hexen
 über die Dächer reiten,
 und oben um das Firma-
 ment da ist
 ein schwarzes Leichentuch
 gespannt.

Das Singedicht.

Armer, wie gelang es dir,
 noch einmal Luft
 zu athmen, noch einmal
 Himmel zu sehn?

Die

Die verschönerte Natur.

Schön bist du, Rose am Strauche,
 schön bist du, weisse glänzende Lilje,
 nun sprecht, meine Schönen;
 die Rosen auf Ismenens Wangen
 in ihrem Liljenglanze
 sind das nicht Ideale?

Der Schlummer.

Widerstebet länger nicht,
 müde Augenlieder, finket,
 denn schon seh ich ihre Engel
 in verklärtem Lichte schweben,
 schon — — ach! Meine Auserwählte,
 dir erwach ich, und du fliehst!

Die Geliebte.

Maler, mal mir meine Schöne,
 diese Mine, die auch dir
 lächelt, denn die edle Treue
 hat so wenig als das Röschen
 in den zu unfreien Künsten
 der Verstellung sich geübt,

diese Lippen, die du gern
küssen möchtest, aber mal auch
diese Blicke, die mit mir
sprechen, wenn sie dich entzückt.

Ein Schlafliedgen.

Climene, schlumre sanft, dein Cleon wacht
bei dir.

Leiser, sie schlummert, weh um sie,
Vertrauter der Liebe, holder Weist.

Schon dankt sie dir, lächelnd den süßen
Schlummer dir,

sanft röthet ihre Wange sich,
Vertrauter der Liebe, stöhr sie nicht.

Weh eines Zweigs Schatten liebkosend auf
den Strahl

der Sonne, der so brennend sich
auf ihre enthülte Wange senkt.

W.

ÜBER

ÜBER DEN
SULZERISCHEN GRUNDSATZ
DER
SCHÖNEN KÜNSTE.

Die schönen Künste sind Beschäftigungen des menschlichen Geistes, von welchen man wohl behaupten kan, daß sie erfunden, und ausgeübt worden sind, ehe noch jemand daran dachte, worin ihr Wesen bestehe, wozu sie angewendet werden können, und welchen Nutzen man sich von ihnen zu versprechen habe. Ihre Aufnahme scheint bei allen Nationen so günstig gewesen zu seyn, als der Empfang einer Person, deren ganzes Aeufferliches, und deren erste Anrede schon einen lebenswürdigen, geschmakvollen Geist verspricht, und die wir unsers Umgangs würdigen, ohne noch zu wissen, woher sie sey, von wem sie abstamme, und wie wir aus ihrem Umgange Nutzen ziehen werden.

So

So gewis ein solcher allgemeiner Beifall für eine Sache, die zunächst, und vorzüglich auf die Empfindungen wirkt, wenn er auch nicht von Ueberlegung und Nachdenken herkommt, doch als ein gültiger Zeuge ihrer Vortreflichkeit angesehen werden kan, so gewis ist es auch, daß eine nähere, und gründliche Untersuchung des Wesens und Endzweks der schönen Künste sowohl für diejenigen, die sie bearbeiten, als auch für die, welche blos den Nutzen davon einern-den wollen, von sehr vortheilhaften Folgen seyn wird. Die Kunstrichter sind bei diesem Gegenstande auch keinesweges gleichgültig gewesen; ihre Meinungen aber sind nicht ganz einstimmig ausgefallen. Ich nehme mir nicht vor, hier ihre verschiedenen Theorien durchzugehen, sondern ich wil mich jezt blos an eine halten, die, wenigstens bei uns Deutschen, die vorzüglichste Aufmerksamkeit verdient; es ist die Theorie des unsterblichen Sulzers. Ich darf das Werk, das sie enthält, wohl keinem Liebhaber des Schönen erst bekant machen; aber unterlassen kan ich nicht, zu sagen, daß es dasjenige sey, welchem ich in einer Sache, die ich über
alles

alles liebe, den vorzüglichsten Unterricht zu danken habe, und daß es aus eben so großer Achtung gegen dieses Werk, als gegen die schönen Künste selbst geschieht, wenn ich jetzt gegen die Anwendung, die Sulzer von seinem Hauptgrundsatz macht, einige Zweifel erzeuge, und die Bestimmung, die er ihm gegeben hat, auf einer gewissen Seite zu berichtigen suche.

Sulzer setzt die Absicht der schönen Künste, der eigentlichen schönen Künste eben sowohl, als der schönen Wissenschaften, in eine lebhafte Rührung des Gemüths, welche auf die Erhöhung des Geistes, und die Veredelung des Herzens abzielt. Ein vortreflicher Grundsatz, der uns die schönen Künste zu den liebenswürdigsten Gespielinnen unsers Lebens macht. Höher können wir das Ziel, das wir in Verbindung mit ihnen zu erlangen suchen, nicht errichten, aber auch tiefer dürfen wir es nicht stellen. Wir würden allerdings die schönen Künste in ihrer Würde erniedrigen, die göttliche Kraft, die ihnen beiwohnt, verkennen, und ihren wohlthätigen Einfluß auf unser Leben verloren gehen lassen.

lassen, wenn wir sie nur anwenden wolten; den Genuß des Lebens abwechselnder zu machen, die Vergnügen desselben zu vermehren, und auch mit denjenigen Sinnen welche zu genießen, für die sonst wenige, oder gar keine übrig seyn würden.

Um aber jenen höhern Endzwek erreichen zu lassen, hat der Künstler gewisse Regeln zu beobachten, welche theils die Wahl der Gegenstände, theils die Art, sie zu behandeln, und darzustellen, angehen. Diese Regeln zu finden, ist nöthig, daß man den Grundfaz, aus dem sie abgeleitet werden sollen, näher bestimme, und zeige, wie ein Kunstwerk beschaffen seyn müsse, wenn es so auf uns wirken sol, daß es einen Einfluß auf die Bildung unsers Geistes habe. Und hier ist es, wo sich, wie ich glaube, der Verfasser der Theorie der schönen Künste zu sehr einschränkt, indem er zu einem Kunstwerke Eigenschaften verlangt, die ihm nicht nothwendig sind, und deren selbst viele ermangeln, die doch allgemein für ächte Werke der Kunst gehalten werden. Der Artikel Künste in der Sulzerischen Theorie scheint

scheint zwar diese Beschuldigung nicht zu erlauben; der Grundsatz ist da noch so allgemein behandelt, daß man durch alle Künste hindurch die schönste Anwendung von ihm machen kan; aber man darf nur den Artikel Gemälde lesen, und man wird erkennen, welche Bestimmung ihm Sulzer gegeben wissen wil. Hier erklärt sich dieser Kunstrichter näher über die Wahl des Gegenstandes, und zwar so, daß er nicht nur ihr zu viel Antheil an der Vollkommenheit des Gemäldes beilegt, sondern daß er auch gewisse Gemälde, ob sie gleich von ächten Kennern bewundert werden, nur für niedere Werke der Kunst ansieht, darum weil es ihrem Inhalte an Interesse gebricht; das Interesse aber scheint Sulzer in nichts anders, als darein zu setzen, daß der Gegenstand selbst schon unmittelbar auf eine vortheilhafte Art aufs Herz wirke.

Um aber den Sulzerischen Grundsatz näher zu untersuchen, wollen wir doch vor allen Dingen sehen, wie der Kunstrichter auf ihn gekommen sey. Gewöhnlich sind es zwei Wege, die sich zu Aufsuchung der Wahrheiten darbieten, der eine, auf welchem
man

man der Erfahrung nachgeht, der andere, auf welchem man sich unmittelbar an die Begriffe der Dinge hält. Um dem ersten Wege zu folgen, dürfte man bei der gegenwärtigen Sache nur in die Geschichte eingehen, und Nationen auffuchen, bei welchen die Künste in einer hohen Achtung standen, bei welchen sie vorzüglich gebaut, und auf die vortheilhafteste Art angewendet wurden, und dann sehen, was für einen Einfluß sie auf die Nation hatten, und wodurch sich diese vor andern Nationen auszeichnete. Das Resultat hiervon würde den Nutzen zeigen, der sich zum Endzwecke der schönen Künste annehmen, und durch eine gute Anwendung derselben gewinnen lasse. Allein wie viel unbestimmtes, und zweifelhaftes würde bei dieser Untersuchung noch zurück bleiben. Müßte man nicht schon mit dem Wesen der schönen Künste näher bekant, und über das, was man untersuchen wolte, schon aufgeklärt seyn, um mit Gewisheit darzuthun, daß jene Vortheile von dem Einflusse der schönen Künste, und nicht von einer andern Ursache abhingen, und um zugleich den Künstler sowohl, als den Liebhaber zu belehren, wie die

die schönen Künste ausgeübt, und angewendet werden müssen, wenn sie wirklich den ihnen zugeschriebenen Nutzen stiften sollten?

Vielleicht geschieht es also, um die Erfahrung auf einer Seite, wo sie sicherer und belehrender seyn möchte, zu Rathe zu ziehen, wenn Sulzer von der Betrachtung der Natur ausgeht. Sie, die so viele Schönheiten in sich faßt, und darunter die Urbilder zu den Werken der Kunst, sie ist die erste, und vornehmste Lehrerin des Künstlers, wird sie nicht auch eine Lehrerin des Weltweisen werden können, wenn er sich über den Nutzen der schönen Künste unterrichten lassen wil? Die Betrachtung der Natur lehrt gar bald, daß den Gegenständen, die in ein so reizendes Gewand gekleidet sind, die so mächtig unsere Sinne einnehmen, auch eine innere Vollkommenheit beiwohne, die den Kräften unsers Geistes Nahrung geben könne; und Sulzer bemerkt auch gar richtig, daß die Natur die mehresten Schönheiten eben in die Gestalt desjenigen Wesens gelegt habe, welches zugleich die mehresten innern Vollkommenheiten besitzt, in die Gestalt des Men-

K

schen.

schen. Hieraus läßt sich die Folge ziehen, daß die Schönheit ein Mittel sey, für einen Gegenstand, dessen innerer Werth von uns vielleicht unbemerkt bliebe, unsere Achtung und Aufmerksamkeit zu gewinnen. Und zu dieser Absicht werden auch oft die Werke der Kunst wirklich angewendet. Dies geschieht unter andern in der Baukunst. Wenn das Gebäude schon seine ganze Einrichtung erhalten hat, so legt der Künstler noch die letzte Hand an, und giebt dem Gebäude eine gewisse Zierde, die uns auf die Vorstellung seiner mehr, oder minder hohen Bestimmung führt; und diese hinzukommende Schönheit ist von einer andern, welche die Baukunst selbst als schöne Kunst ausübt, die gleich in den ersten Plan des Gebäudes mit eingelegt wird, und vornemlich in dem schönen Verhältnis der Theile, und in ihrer symmetrischen Anordnung besteht, wohl zu unterscheiden, sie kan aber mit dieser auf das vortheilhafteste verbunden werden.

So deutlich sich hier der Nutzen der angewendeten Kunst zu erkennen giebt, so sieht man doch auch leicht, daß bei einer solchen

An-

Anwendung derselben der letzte und größte Vorthail nicht in der Schönheit des Kunstwerks, sondern in dem Werthe derjenigen Sache gesucht werde, mit welcher jenes verbunden ist. Und darum bleibt immer noch die Frage zurück, ob die Künste auch für sich, und bloß vermöge ihrer Schönheit, ein höheres Ziel, als nur die Sinne zu schmeicheln, erreichen können. Sulzer läßt zwar im Artikel Künste diese Frage nicht unbeantwortet, wenn er sagt: die Natur wolle ohne Zweifel durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten in unsern Gemüthern überhaupt Sanftmuth und feinere Empfindungen erregen; allein dieses darzuthun, dazu ist wohl die Betrachtung der Natur, ohne daß man in das Wesen des Schönen eingehe, nicht hinlänglich; und da man glauben kan, daß Sulzer über das letztere eben sowohl nachdachte, als sein feines Gefühl den holden Einfluß der Natur empfand, so wundere ich mich um so mehr, daß er in einem Werke, wo er den Weltweisen nicht weniger, als den Kenner der Kunst verräth, von seinem Grundsätze nicht allenthalben die rechte Anwendung gemacht hat.

Es scheint also bei der gegenwärtigen Untersuchung der sicherste Weg dieser zu seyn, daß man sich von der Vernunft leiten lasse; und es wird nur darauf ankommen, wie weit diese in eine Sache, an welcher Sinne und Empfindung so viel Antheil haben, eindringen könne, um deutliche Begriffe zu entwickeln.

Die Wirkungen, welche durch menschliche Kräfte hervorgebracht werden können, sind überhaupt genommen dreifacher Art. Sie entstehen entweder durch die Anwendung bloß körperlicher Kräfte, oder durch die Anwendung der Kräfte des Geistes, oder sie werden durch die Verbindung beider hervorgebracht. Die von der ersten Art kan man mechanische Wirkungen nennen, wie z. B. das Bewegen einer Maschine; und obgleich diese von verschiedener Beschaffenheit seyn können, je nachdem die dazu angewendete Kraft, und die ihr gegebene Richtung verschieden ist, so hat doch der Geist an allen so wenig Antheil, daß man sie auch wohl durch abgerichtete Thiere hervorzubringen im Stande ist. Andere Wirkungen, welche bloß in den Kräften des Geistes ihren Grund haben, sind

sind die Gedanken, die wieder in Begriffe und Urtheile abgetheilet werden. Bei diesen beiden Arten werde ich mich nicht weiter aufhalten. Die dritte Art menschlicher Wirkungen erfordert eine Verbindung beider Kräfte, und darum entsteht unter ihnen eine große Mannigfaltigkeit, weil die Größe des Antheils einer jeden Kraft sehr verschieden seyn kan. Je weniger aber der Geist mitwirkt, desto niedriger ist auch die Beschäftigung; je mehr er Antheil daran hat, desto höher ist sie zu achten. Unter die niedrigen gehören diejenigen, welche die Befriedigung der Bedürfnisse des Körpers zur Absicht haben, und die in gewissen Handlungen bestehen, die sehr einförmig, und oft nicht viel mehr, als mechanisch sind, oder die, wenn sie sich auch von einander unterscheiden, doch immer nach einerlei Ordnung mit einander abwechseln. Solche Handlungen gründen sich indessen auf gewisse Regeln, und Vorschriften, welche aus der Absicht, wozu das Werk dienen sol, und aus der Natur der dazu gebrauchten Materie genommen sind. Diese Regeln zu finden, ist blos ein Geschäft des Geistes. Oft machen sie wegen ihrer

Menge und Wichtigkeit sogar eine besondere Wissenschaft aus, die, wenn sie mit der ausübenden Beschäftigung, von der sie eigentlich unterschieden ist, verbunden wird, der letztern sehr zum Vortheil und zur Würde gereicht. Die Geschiklichkeit, ein Gebäude zu errichten, giebt hiervon ein Beispiel. Wenn derjenige, der den Plan zu einem Gebäude entwirft, und anordnet, wie diesem Entwurfe gemäs die Materialien zubereitet, und verbunden werden sollen, auch bei der Ausführung selbst Hand anlegt, so wird auf solche Art das Mechanische eines Geschäftes mit dem Wissenschaftlichen verbunden. Geſetzt aber der Werkmeister beſäße die wiſſenſchaftliche Kentnis, welche der Entwurf erfordert, nicht, ſo würde er dennoch Ueberlegung anwenden müſſen, theils nach gewiſſen allgemeinen Regeln, theils nach dieſem Entwurfe zu arbeiten, wenigſtens würde er müſſen darauf Acht haben, die mechanischen Handlungen gehörig auf einander folgen zu laſſen, und ſie auch wohl den Umſtänden gemäs abzuändern. Es wäre alſo hier immer noch die Anwendung des Geiſtes erforderlich, obgleich in geringerem Grade. In die Claſſe
fol-

solcher Beschäftigungen gehören alle diejenigen, welche man Handwerke nent, die zwar eine gewisse Wissenschaft, eine Kentnis der Natur der Dinge voraussetzen, aber doch von ihr abgefondert, und besonders ausgeübt werden können.

Je mehr aber der Geist bei einer Beschäftigung mitwirkt, je wichtiger wird sie. Man bezeichnet ihren Vorzug mit dem Namen einer Kunst, und die schönen Künste sind in der That nichts anders, als solche durch die Verbindung der Geistes- und körperlichen Kräfte entstandene Beschäftigungen, die unter allen Künsten den höchsten Rang behaupten. Ich nehme aber hier, wie überhaupt bei dieser ganzen Betrachtung, die schönen Künste im engern Sinne, und schliesse die schönen Wissenschaften von ihnen aus. Sulzer verbindet sie unter dem ersten Namen mit einander, aber, wie ich glaube, nicht zum Vortheile seiner Theorie, denn es scheint, daß eben diese Vereinigung ihn in der nähern Bestimmung seines Grundsatzes verführet habe.

Die schönen Künste zeichnen sich vor andern ähnlichen Beschäftigungen sowohl

durch die Beschaffenheit ihrer Werke, als auch durch die Art der Bearbeitung aus. Ihr Werk ist die Darstellung des Schönen, das sie vornemlich in der Nachahmung der Natur suchen. Die Bearbeitung desselben aber hat dieses eigen, daß dabei nichts durch bloße mechanische Kräfte hervorgebracht wird, sondern daß die ganze Ausführung des Werkes das Nachdenken des Künstlers erfordert. Der theoretische Theil, oder der Inbegriff von Regeln und Sätzen, worauf die schönen Künste beruhen, steht mit dem ausübenden Theile in einer weit nähern Verbindung, als bei irgend einer andern Kunst. So kan zwar der erstere ohne den letztern bestehen, und es ist gar wohl schicklich, sich bloß mit jenem bekant zu machen, und ihn bei Beurtheilung der Kunstwerke in Anwendung zu bringen; aber von dem ausübenden Theile kan die Theorie nicht getrent werden; der Künstler ist nicht im Stande das geringste noch in seinem Werke zu thun, sobald er die Regeln des Schönen nicht mehr vor Augen hat. Alles was der ausübende Künstler thut, selbst der letzte Pinselzug ist mit Gedanken begleitet; denn immer hat er die Absicht, eine gewisse

wisse Vorstellung auszudrücken, welche die Vorstellung des Ganzen beleben, und verschönern sol. Er ist nichts anders, als ein Redner, der nur durch andere Zeichen, nemlich durch die natürlichen Zeichen der Dinge, die jederman versteht, zu uns spricht. Sowohl die Vorstellungen selbst, die erweckt werden sollen, und ihre gehörige Verbindung zu einem Ganzen, als auch die Wahl der ihnen angemessenen Zeichen erfordern das Nachdenken des Künstlers; darum bleibt sein Geist immer beschäftigt, und kommt nicht eher in Ruhe, bis das ganze Werk vollendet ist.

Schon hieraus läßt sich darthun, was ich oben behauptete, daß die schönen Künste in einem so hohen Range stehen, daß ihre Werke vor allen andern, woran körperliche, und Geisteskräfte zugleich Antheil haben, den Vorzug verdienen. Allein es liegt auch noch ein besonderer Grund dieser Behauptung in dem Wesen ihrer Werke selbst, und in dem Nutzen, der sich aus ihnen ziehen läßt. Ich überlasse dem Leser, die folgende Betrachtung hierauf anzuwenden, und bemerke hier nur dieses, daß weil die Schönheit

zum Wesen eines Werks der schönen Künste selbst gehört, und dieses ganz schön seyn muß, wenn es diesen Namen führen sol, nicht nur alles was einen Mangel anzeigen, und einen Widerspruch verursachen könnte, sondern auch sogar alles überflüssige, das was zwar der Absicht des Werkes nicht entgegen ist, aber auch nichts zu ihrer Erreichung beiträgt, sorgfältig dabei vermieden werden müsse; anstatt daß bei andern Werken, in sofern sie nicht etwa von Seiten des Schönen betrachtet werden, nur dasjenige abgefondert werden muß, was in das Ganze einen Widerspruch bringen würde. In dieser Rücksicht erfordern die Werke der schönen Künste ebenfalls mehr Ueberlegung, als andere, und behaupten also auch darum einen höhern Rang.

Ich wil nun, um meiner Absicht näher zu kommen, mich unmittelbar, und allein zur Malerei wenden; indem ich glaube, daß ich bei dieser Einschränkung desto genauer werde gehen können, und daß die meisten Wahrheiten, die ich finde, sich leicht auf solche allgemeine Gründe werden zurück führen

ren lassen, welche sie zur Anwendung auf die übrigen schönen Künste geschickt machen.

Die Malerei ist eine schöne Kunst, welche in der Nachahmung besteht. Sie stellt dem Auge das Bild körperlicher Gegenstände vor, und zwar auf einer Fläche, nicht durch körperliche Formen, wie die Bildhauerkunst. Eine solche Abbildung nennt man ein Gemälde. Dasjenige, was bei einem Gemälde gefällt, ist das Schöne der Kunst, und das sinnliche Vergnügen, das es erweckt, ist die nächste, obgleich nicht die höchste Absicht des Malers. Ein Gemälde kan etwas abbilden, das für sich betrachtet eben keine Reize fürs Auge hat, ein anderes aber einen Gegenstand darstellen, der an sich selbst gefällt; wenn sie gut gearbeitet sind, verdient eines, wie das andere, in die Classe der Werke einer schönen Kunst gesetzt zu werden, und nur dasjenige würde über das andere den Rang behaupten, an welchem mehrere Kunst verwendet wäre. Indessen ist die Wahl des Gegenstandes dem Maler auch nicht ganz gleichgültig, und ohne auf die höhere Absicht seiner Kunst hinzusehen, läßt sich jetzt schon
be-

behaupten, daß ein Gegenstand, welcher der angenehmen Empfindung, die das Gemälde erregen sol, hinderlich fallen würde, zu verwerfen, derjenige aber, bei dessen Bearbeitung sich die Kunst auf eine sehr vortheilhafte Art zeigen kan, vor andern vorzuziehen sey.

Die Wahl der Theile, ihre Anordnung, die Zeichnung, und die Farbe sind Eigenschaften des Gemäldes, in welchen der Maler seine Kunst suchet, mit deren Unterscheidung der Kunstrichter seine Beurtheilung anfängt, die wesentlich sind, und folglich allen Gemälden zukommen, die aber nicht leicht bei einem in gleicher Vollkommenheit gefunden werden. Man kan alle diese Theile der Kunst mit dem gemeinschaftlichen Namen der Erfindung benennen; denn obgleich dieses Wort auch in einem eingeschräncktern Sinne genommen wird, so ist doch jene allgemeine Bedeutung dem Sprachgebrauche der Künstler nicht entgegen, und ich werde sie vorziehen, wenn ich jetzt die Erfindung näher betrachte, und von ihr ausgehe, um den höhern Endzwek der Malerei zu untersuchen.

Wo man von Erfindung redet, da ist immer etwas neues bekant geworden; aber umgekehrt kan ich nicht jedes Bekantwerden einer Sache eine Erfindung nennen, sondern man nent es eine Entdeckung, wenn die ganze Sache vorher schon da war, und nur entweder durch Zufal, oder durch besondern Vorsatz ans Licht gebracht wurde. Die erfundene Sache aber ist zwar vorher in einzelnen Theilen schon vorhanden gewesen, aber nicht im Ganzen. Dieses Ganze hervorzu- bringen, dazu ist eine Wahl der schiklichen Theile, und eine zwekmäßige Verbindung derselben erforderlich. Beides kan nicht ohne Vergleichung mehrerer Begriffe geschehen, und die Erfindung setzt also immer eine Beurtheilung und Ueberlegung voraus. Wir wollen sehen, ob nicht dieser allgemeine Begriff, angewendet auf das was man in der Malerei Erfindung zu nennen pflegt, auf die richtige Erklärung dieses Kunstworts führen könne.

Die Wahl des Gegenstandes, und die erste nähere Bestimmung, wie er dargestellt werden sol, macht die Erfindung des Gemäldes noch nicht aus. So können z. B. zwei
Maler

Maler eine und die nemliche Handlung aus der Geschichte wählen, beide können sie so vorstellen, wie sie etwa der Geschichtschreiber näher beschrieben, und mit Worten abgebildet hat, und dennoch kan jeder in seinem Gemälde eine eigene Erfindung zeigen. Ein anderer Fal: Ein Theil eines Gemäldes, etwa eine Partie Bäume in einer Landschaft, kan aus einem andern Gemälde genommen seyn, und man wird sagen, daß jenes nicht ganz die Erfindung des Malers sey. Aber diese Bäume aus einer Landschaft in eine von anderer Erfindung zu setzen, dies wird an ihnen eine Veränderung, wenigstens im Colorit erfordern, wenn nicht die Haltung der ganzen Landschaft darunter leiden sol. Wenn nun der Maler die neue Farbe gut trifft, so wird man ihm auch hier, wo er nachbildet, doch noch eine eigene Erfindung zuschreiben. Und hieraus folgt nun, daß die Erfindung sich durch alle Theile eines Gemäldes hindurch erstrecke, und daß sie in der Wahl der Figuren sowohl, als in ihrer Anordnung, in der Zeichnung, und selbst auch in der Farbe herrsche. Doch kan auch in einem Gemälde etwas angetroffen werden, wobei man
kei-

keine Erfindung sucht. Z. B. die Farbe eines Gewandes kan dazu dienen, den bekleideten, oder angrenzenden Gegenstand zu heben, oder sonst einen Vortheil in das Gemälde zu bringen; sie kan aber auch so beschaffen seyn, daß man sie mit einer andern vertauschen kan, ohne daß sich die Wirkung des Gemäldes ändere. Im ersten Falle müste sie gewählt werden, und sie gehörte zu der Erfindung des Künstlers; im zweiten Falle aber würde sie willkührlich seyn, und bloß von seinem Belieben abhängen. Dies alles zusammen genommen führt auf die Erklärung, daß der Maler erfinde, wenn er den zur Abbildung genommenen Gegenstand mit einer zweckmäßigen Wahl, und einer von der Kunst geleiteten Ueberlegung so weit bestimmt, daß nur noch die Anlegung der Hand erfordert wird, um dem Gemälde sein Daseyn zu geben.

Die Erfindung ist also bloß das Werk des Geistes, und sie erfordert, daß der Maler alle sichtbaren Gegenstände, wovon der größte Theil, ich meine die Werke der Natur, uns so interessant ist, nach denjenigen Merkmalen, womit sie in das Auge fallen, genau unter-

unterscheide, daß er nicht nur wisse, welche Gestalt, welche Farbe jedem Körper eigen sey, sondern auch in der lebenden Schöpfung, welche Bewegungen er annehmen könne, die seiner Natur angemessen sind, an den freien Geschöpfen aber insbesondere noch diejenigen Veränderungen, und Ausdrücke wahrnehme, welche die Regungen der Seele begleiten, und die Zeichen ihres verschiedenen Gemüthszustandes sind.

Der Maler betrachtet seine Gegenstände in mannigfaltiger Lage, und in verschiedener Entfernung. In der Nähe unterscheidet er die ihnen eigenen Gestalten und Farben; in der Ferne bemerkt er, wie mehrere Gestalten in eine neue zusammenfließen, und wie sich die natürlichen Farben durch die Luft, und durch verschiedenes Licht verändern. Was er sieht, das faßt er richtig, und drückt es seiner Phantasie tief ein. Ein Auge, durch die Malerei geübt, ist lebhaft, und in hohem Grade empfindlich; es hält sich bei einem Gegenstande auf, und bemerkt seine verschiedenen Theile, und ihre besondere Lage, wenn ein gewöhnliches Auge wie vor einer
ein-

einförmigen Masse vorbeigeht. Darum kann es geschehen, daß Gegenstände, die wir vorher oft gesehen haben, wenn wir sie mit einem malerischen Blicke betrachten, uns gleichsam wieder neu werden; wenigstens anziehender, und interessanter; weil wir desto lieber bei einer Sache verweilen, je mehr wir bei ihr zu denken finden. Die Malerei ist also geschickt den Beobachtungsgeist zu schärfen, und diejenigen sinnlichen Vorstellungen zu vermehren, welche vor den übrigen den Vorzug der Klarheit behaupten, und von welchen unsere Seele die meisten höhern Begriffe abfondert.

Der Nutzen, den die Malerei in dieser Rücksicht leistet, zeigt sich noch deutlicher, wenn sie sich mit der lebenden Schöpfung beschäftigt. Es ist gewis, daß jedes Thier sich eben so durch Stellung und Bewegung, als durch Gestalt und Farbe auszeichne. Der Maler ist geschäftig, auch dieses Unterscheidende zu bemerken, sein Auge ist wach, eine leicht vorübergehende Bewegung aufzufangen, um sie der Einbildungskraft zu überliefern.

Noch wichtiger aber sind die Beobachtungen des Malers, wenn er sie in der menschlichen Gesellschaft macht. Die Gestalt, die er hier vor sich hat, ist nicht nur die schönste, die sich durch so schöne Verhältnisse, durch die vollkommenste Symmetrie, durch so sanfte Umrisse auszeichnet, sondern unendlich mannigfaltig sind auch die Veränderungen, die sie annehmen kan, und was nun unter diesen den Werth der nachahmenden Kunst am meisten erhöht, das sind die Ausdrücke, in welchen sich vor unserm Auge das Herz aufschliesst. Es sind am menschlichen Körper Züge und Bewegungen wahrzunehmen, welche den beständigen Gemüthszustand, die herrschenden Neigungen und Begierden nicht wenig zu erkennen geben; und andere, welche die vorüber gehenden Regungen des Herzens, die ausbrechenden Leidenschaften begleiten. Der Maler beobachtet beide, um sein Gemälde zu uns sprechen zu lassen; jene, um die abgebildeten Personen zu characterisieren; diese, um Handlungen anzudeuten. Und wenn nun die Kentnis derjenigen Ausdrücke, welche, entweder als Verräther, oder als einedienst-
wil-

willige Sprache, die Geheimnisse des Herzens aufdecken, oder welche die in Worte und Handlungen übergehenden Leidenschaften begleiten, und ihnen eben so Stärke und Nachdruck geben, als die Musik einem Gesange, wenn diese Kentnis für uns alle von Wichtigkeit ist, so weiß ich nicht, wie sie besser erlangt werden könne, als durch die schönen Künste, und unter andern durch die Malerei. Ueberdies glaube ich, daß ein gewisses Studium schon dadurch sehr schätzbar werde, wenn es die Anwendung eines andern erfordert, dessen hoher Werth und Nutzen entschieden ist. Wenn nun aber aus der vorigen Betrachtung erhellet, daß der Maler nicht im Stande sey, Auftritte aus der menschlichen Gesellschaft vorzustellen, ohne daß er mit seiner Kunst eine feine Kentnis der Seele verbinde, so kan zur Empfehlung der Malerei nichts vortreflicheres bemerkt werden, als die Anwendung, die sie von einer der höchsten Wissenschaften des menschlichen Geistes macht, gesetzt auch, daß diese dabei mit keinen neuen Wahrheiten bereichert werde.

Man übereile sich aber nicht, hier die Folge zu ziehen, daß der hohe Werth der Malerei sich nur in einem gewissen Fache, nur in Ansehung gewisser Gegenstände, die sie wählt, entdecke. Der Gang, den ich jetzt nahm, läßt sich leicht eine Richtung geben, wo ich wieder, wie es meiner Absicht am gemäsesten ist, ganz allgemein reden kan. Gereicht es einer Kunst zur Empfehlung, daß sie eine wichtige Wissenschaft in Anwendung bringt, so ist es für sie nichts geringeres, wenn sie die höhern Kräfte des menschlichen Geistes in Thätigkeit setzt. Was in dieser Rücksicht die schönen Künste überhaupt thun, das habe ich schon oben bemerkt; wie insbesondere die Malerei den Verstand beschäftige, das hoffe ich durch die Betrachtung, von welcher ich eben herkomme, dargethan zu haben; es ist also noch übrig zu sehen, ob sie auch geschickt sey, die Beurtheilungskraft zu üben.

Wir dürfen uns in dieser Absicht nur wieder an den Begriff der Erfindung halten. Es ist nicht genug, daß der Maler Gegenstände beobachte, und ihr Unterscheidendes bemerke, er muß auch die, welche zu einer
be-

bestimten Absicht dienlich sind, zu wählen, und in ein zweckmäßiges Ganzes zu vereinigen wissen. Wie viele Vergleichung hat er hierüber anzustellen nöthig! Wir dürfen über diesen Punkt nicht zu schnell hingehen. Die Wahl und Anordnung der Theile eines Gemäldes ist noch nicht die ganze Erfindung; aber schon hiezu ist eine große Beurtheilungskraft des Künstlers erforderlich, und der übrige Theil der Erfindung wird seine gehörige Wirkung nicht thun, wenn der Maler bei jenem nicht glücklich gewesen ist. Eine unschikliche Vereinigung von Figuren, welche an sich der Natur sehr getreu seyn können, würde dem Gemälde alle Kraft benehmen; so wie hingegen eine gute Wahl und Anordnung derselben dasjenige ist, was sogleich alle Macht über das Auge ausübt. Durch sie weist der Künstler den Blick nach Gefallen zu leiten, und gleich auf die Stelle hinzuführen, wo das Gemälde seinen Inhalt ankündigen, oder doch sonst vorzüglich wirken sol; und in ihnen, besonders in der Wahl, findet er überdies noch das Mittel, wodurch er sogar die Natur übertreffen, und sich zu idealischen Schönheiten erheben kan. Die

Zeichnung und Farbengebung sind diejenigen Theile der Kunst, welche vornemlich in der Ausführung ihre Kraft beweisen, und eine feine Bemerkung des Aehnlichen zwischen Original und Nachahmung erfordern; überdies aber sind dabei auch noch gewisse Regeln zu beobachten, durch deren Befolgung die Harmonie des Ganzen befördert, und das, was man in einem Gemälde die Haltung nennt, hervorgebracht wird.

Ich habe bis jetzt die Malerei nur als eine Kunst, obgleich als eine der vornehmsten betrachtet; und schon als diese zeigt sie einen hohen Nutzen. Sie bringt die Denkkräfte des Geistes auf eine sehr vortheilhafte Art in Uebung; sie veranlaßt sie, verschiedene Wahrheiten zu bemerken, verschiedene Verbindungen unter ihnen anzustellen; sie kan also dienen, ihr Gebiete zu erweitern, und dazu, sie im Innern zu stärken, dient sie gewis. Aber weit größer noch ist der Nutzen der Malerei, wenn wir sie nach ihrem ganzen Wesen, und als schöne Kunst betrachten.

Wir schätzen eine Person, die uns durch ihren hohen Verstand aufzuklären weiß; wir
lie-

lieben sie aber, wenn sie ein edles Herz besitzt. Was zu unserm Verstande spricht, macht uns aufmerksam; was zum Herzen redet, erweckt gegen sich unsere Leidenschaften. Jenes betrachten wir immer noch außer uns; dieses möchten wir gern mit uns selbst, und aufs innigste vereinigen. Dies sind Wahrheiten, welche die Erfahrung an allen Menschen lehrt; doch am meisten an solchen Personen, die Wisbegierde, und ein feines Gefühl besitzen. Kan ich mir, indem ich jetzt in eine neue Betrachtung übergehe, dies letztere bei meinen Lesern versprechen, so wird die Sache selbst reden, und ich werde wenig Mühe nöthig haben, zu zeigen, wie die schöne Kunst, die unsern Verstand so zu beleben weiß, auch einen sehr vortheilhaften Einfluss auf unser Gemüth haben könne.

Wenn in der ganzen Welt etwas wäre, das, indem es unsere Sinne rührte, zugleich eine solche Vorstellung in unserer Seele erwekte, die nicht nur ihrem Inhalte nach eine Vollkommenheit bezeichnete, sondern die auch mit dem sinnlichen Bilde so genau verbunden wäre, daß sie darin selbst eingedruckt

läge, und wir uns dessen, ohne sie zu denken, gar nicht bewußt seyn könnten, so würden wir diese Sache, sie möchte auch seyn, welche sie wolte, wenn wir sie mit unserm ganzen Wesen, und mit unserer höchsten Bestimmung verglichen, das vortrefflichste nennen müssen, was nur die Sinnenwelt für uns enthalten könnte. Und dieses Vortreffliche finden wir, denn der Schöpfer ist viel zu gütig gewesen, als daß er es uns verfaßt haben sollte; wir fühlen es, denn es kan gar nicht da seyn, ohne seine Macht auszuüben; und wir nennen es das Schöne.

Die Schönheit ist eine finlich dargestellte Vollkommenheit, das ist der Begriff, der uns auf die Wirkungen des Schönen führen sol; wir wollen aber vorher sehen, ob mit ihm der gewöhnliche Sinn dieses Wortes übereinstimme. Wir nennen ein Gebäude schön, wenn unter seinen Theilen eine symmetrische Anordnung herrscht; was ist aber die Symmetrie anders, als eine gewisse Uebereinstimmung, da ähnliche und gleiche Theile in gleicher Entfernung von einer Mitte aus vertheilt liegen. Das Schwanken eines Astes,
den

den der Westwind bewegt, und sein zitterndes Laub, gefällt uns, wir nennen es schön, weil wir darin eine rege Kraft, Leben in der Schöpfung, und also ebenfalls eine gewisse Vollkommenheit entdecken. Wir sehen aus diesen Beispielen, daß die Vollkommenheit, die sich in dem Schönen ausdrückt, von verschiedener Art seyn könne; denn einmal war sie die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, das anderemal aber eine thätige Kraft. Indessen fragt sich, ob nicht auch in dem erstern Falle der Gedanke von Anwendung einer Kraft, und zwar einer höhern Kraft herbei geführt werde, und ob nicht die Symmetrie eines Gebäudes darum gefalle, weil wir uns vorstellen, daß mehrere Ueberlegung zu Aufführung desselben erfordert wurde, als nöthig war, wenn diese Regelmäßigkeit nicht beobachtet worden wäre. Das übrigens bei Seite gesetzt, so bleibt doch gewis, daß eine Sache, welche die Anwendung einer höhern Kraft finlich ausdrückt, vorzüglich schön genannt zu werden verdiene. Dies ist ein Satz, den man bei der Untersuchung des Schönen in den Künsten mit zum Grunde legen muß, und der ungemein nützlich angewendet werden kan.

Dem Worte, dessen vollständigen, und höchsten Sinn wir hier erkläret haben, ist es im gewöhnlichen Sprachgebrauche gegangen, wie vielen andern; man hat seine Bedeutung sehr ausgedehnt, und es allen Sachen beigelegt, die angenehme Empfindungen erregen können, und die zum Theil mit dem Schönen nur in einem nähern Verhältnisse stehen, oder nur einige Aehnlichkeit mit ihm haben. Die vollkommene Schönheit eines zusammengefügten Werkes vereinigt in sich verschiedene Eigenschaften, die, wenn sie in andern Gegenständen einzeln angetroffen werden, ebenfalls ein Gefallen erregen. Wir betrachten mit Vergnügen die Schatten unter einem Baume, welche das durchfallende Licht in so mancherlei Gestalten theilt, und der grüne Boden, auf dem sie sich verbreiten, gefällt uns jetzt besser, als wenn sie wieder verschwunden sind. Hier liegt der Grund der angenehmen Empfindung in einer Mannigfaltigkeit. Diese Eigenschaft macht zwar für sich allein, und ohne die Uebereinstimmung der mehrern Theile, das Schöne einer Sache nicht aus; allein wenn dieses einmal empfunden wird, so thut sie dabei doch ebenfalls

fals ihre Wirkung. Und darum kan es geschehen, daß uns, die wir nach solchen Empfindungen gestimt sind, das Mannigfaltige auch für sich angenehm falle, wenigstens eher, als das Einförmige. Die runde Form hat vor der eckigen das eigen, daß sie das Auge mehr zusammenhält, wenn es bei dieser in den Winkeln herumgeführt wird. Die erstere gefällt uns darum mehr, als die letztere, weil ein schönes Werk eben die Eigenschaft hat, daß es auf einmal, und mit Leichtigkeit ganz übersehen werden kan. Doch bei diesem Beispiele läßt sich schon von einer vollständigen Schönheit reden. Man kan nemlich das Vollkommene der runden Form eben darein setzen, daß sie leicht übersehen werden kan. Und in dieser Rücksicht kan man auch der Form für sich betrachtet, ohne sie auf die Beschaffenheit des Körpers, dem sie eigen ist, zu beziehen, eine Schönheit beilegen. Und wenn denn nun die runde Form das zum voraus hat, daß sie sich leichter darstellt, die eckige hingegen den Vorzug der Mannigfaltigkeit besitzt, so müssen die schönsten Formen beides in sich vereinigen, und von einem mannigfaltig gebogenen, sanft
 fort-

fortfließenden Umriffe begrenzt seyn. Diese Gestalt findet sich nirgend schöner, als am menschlichen Körper. *)

Es giebt noch andere Gegenstände, die eine angenehme Empfindung in uns erregen, die wir aber nur im uneigentlichen Sinne schön nennen werden. Wie freigebig ist mit diesem Worte ein Liebhaber, der alles schön findet, was nur einen Gedanken an seine Geliebte erregt. Ein Ort, an dem wir ehemalen einen angenehmen Aufenthalt fanden, behält auf immer Reize für uns; und eine Person, die uns eine frohe Nachricht brachte, erweckt, wenn wir sie wieder sehen, auch eine

*) Die Schönheit eines Geschöpfs, im ganzen Umfange genommen, besteht in seiner schönen Form, in dem schönen Verhältnis seiner Theile, in ihrer Symmetrie, und in ihrer Uebereinstimmung mit verschiedenen Zwecken, wozu sie ihm gegeben sind. Der Mensch, in welchem Klima er wohne, hat vor allen Geschöpfen die größte Schönheit; der Feuerländer ist schöner, als irgend ein Thier. In der menschlichen Schönheit giebt es wiederum Grade, und die höchste ist nichts relatives, sondern was absolutes.

eine frohe Empfindung wieder. In diesen Beispielen liegt wirklich etwas von dem Wesen des Schönen; nemlich eine sinnliche Sache führt uns auf etwas Nichtsinnliches, das uns interessant ist. Allein man wird leicht bemerken, was noch fehlt. Die sinnliche Sache enthält dasjenige, was bei ihr gedacht werden sol, nicht in sich selbst eingedruckt, sondern sie stellt nur ein Zeichen vor, das immer noch willkührlich ist, und dessen Bedeutung wir mittelst der Erinnerung finden; denn die Wirkung desselben gründet sich auf gewisse Begebenheiten, und Umstände, wodurch das Sinnliche nur gewissen Personen verständlich, und also auch nur diesen angenehm wird. Darum können wir solche Sachen auch von wahren Schönheiten leicht unterscheiden; was wirklich schön seyn sol, muß es für jederman seyn können.

Niemand wird hierbei auf den Gedanken kommen, als ob das wahre Schöne in der Welt nur sparsam vorhanden sey. Unser Gefühl sagt eben das Gegentheil, und schon unsere Erkenntnis läßt dies vermuthen. Wir sind von Gegenständen umgeben, die ihr Daseyn aus der Hand des Allmächtigen nahmen,
und

und unter deren Vollkommenheiten, die ihnen ihres hohen Ursprungs wegen zu Theil werden mußten, gewis auch die Schönheit nicht ausgeschlossen ist. Wir dürfen nur die vielfältigen Gestalten betrachten, welche den lebenden Geschöpfen, den Körpern des Thier- und Pflanzenreichs eigen sind, und wir werden in allen etwas Schönes entdecken, das meiste in der Gestalt des Menschen. Allein die Formen machen für sich betrachtet noch nicht ganz das Schöne aus, das diese Körper fürs Auge haben; denn sie sind ihnen nicht willkürlich gegeben, sondern sie stehen alle mit dem Wesen derselben, mit ihren Kräften, und mit ihrer Bestimmung in der genauesten Verbindung. Wäre dieser Zusammenhang, diese Uebereinstimmung des Sinlichen und Nichtsinlichen vor unsern Augen aufgedeckt, wir würden alles in einer weit größern Schönheit erblicken. So viel uns aber auch hiervon verborgen bleiben mag, so wenig werden wir einen Mangel des Schönen fühlen. Wir dürfen nur mit dem Auge zugleich die Aufmerksamkeit auf die Natur richten, so wird sie nicht etwa bei uns nur ein Gefallen erregen, von dem wir keinen Grund

Grund anzugeben wüßten, sondern wir werden wirkliche Vollkommenheiten bemerken, und zwar solche, die uns endlich alle auf die höchste Vollkommenheit führen, auf die almächtige Kraft des Schöpfers.

Wir müssen aber die Natur doppelt lieb gewinnen, da sie nicht nur für sich selbst uns einzunehmen weiß, sondern uns auch Gelegenheit giebt, Werke hervorzubringen, die eine ähnliche Kraft besitzen; das sind die Werke der schönen Künste. Dafs allen diesen Werken die Schönheit wesentlich zukomme, das habe ich schon oben bemerkt; jetzt wollen wir sehen, wie diese hohe Eigenschaft in ein Gemälde gelegt werden könne.

Die Malerei ist eine Nachahmung der Natur; und obgleich ihre Werke nicht immer im Ganzen die wirkliche Natur darstellen, so sind doch alle einzelne Theile derselben aus ihr genommen. Die Aehnlichkeit, die wir zwischen der Nachbildung und dem Originale entdecken, gefällt uns, und wir nennen sie schön. Aber warum erregt das Bild im Spiegel nicht ein ähnliches Wohlgefallen? warum finden wir in dem Bilde einer Landschaft,

schaft, welches sich durch zusammengesetzte Gläser in die finstere Kammer wirft, das Schöne nicht, das uns in dem Gemälde eines Poussin, oder eines Claude Lorrain einnimmt? Ich kan den Grund hiervon in nichts anderm finden, als weil sich mit dem Eindrücke, den das Gemälde erregt, zugleich der Gedanke an die angewendete Kraft seines Urhebers verbindet; statt dafs uns bei jenem Bilde die Ursache seines Ursprungs ganz dunkel bleibt; und wenn wir sie auch aus der Naturlehre kennen, und wissen, dafs sich hier gewisse Kräfte wirksam zeigen, so liegt doch dieser Gedanke von dem sinnlichen Eindrücke viel zu weit entfernt, als dafs er sich mit ihm vereinigen, und die Empfindung des Schönen verursachen sollte.

Die Aehnlichkeit zwischen Bild und Urbild ist dasjenige, was jedes Auge hinreißt, und wodurch sich die Malerei allgemeinen Beifal erwirbt. Aber wir wollen das Gemälde für sich, und nach den verschiedenen Theilen der Kunst betrachten, so wie es aus der Erfindung des Künstlers hervorgeht, und sich den Augen des Kenners darstellt. Die Wahl der Theile, die Anordnung, die Zeich-

Zeichnung, und die Farbengebung, alles ist darauf gerichtet, ein Ganzes hervorzu-
bringen, das die möglichst beste Wirkung
thut. In der Wahl kündigt sich schon die
Absicht an. Je mehr die Erfindung hinunter-
steigt, und sich der Ausführung nahet, je
mehr wächst das Mannigfaltige. Aber jeder
Zug des Pinsels, und jede Mischung der Far-
be trägt zur getreuen Darstellung der einzel-
nen Theile bei, und jeder von diesen wie-
derum zur Vollkommenheit des Ganzen. Und
die Anordnung, mit der Haltung, und Ver-
theilung des Lichtes und Schattens verbunden,
vollendet die schöne Erfindung; sie stelt alles
auf die vortheilhafteste Art dar, sie vermehrt
das Mannigfaltige, und bringt zugleich Ue-
bereinstimmung hervor, sie giebt jedem ein-
zelnen Theile die gehörige Kraft, dem Gan-
zen aber die unentbehrlichste Eigenschaft,
die Einheit, in welcher sich alle diese Kräfte
zu einer einzigen großen Wirkung vereinigen.

Hier finden wir wahre Schönheit, wir
mögen sie in der Uebereinstimmung des Man-
nigfaltigen mit einem gemeinschaftlichen End-
zwecke oder in der angewandten hohen Kraft

des Künstlers suchen. Man wird leicht wahrnehmen, daß diese beiden Vollkommenheiten ursprünglich nicht verschieden sind, sondern daß die erste nur mehr als Wirkung, die zweite mehr als Ursache angesehen werden müsse, und daß folglich die Grösse der einen durch die Grösse der andern bestimmt werden könne. Indessen halte ich es für besser, daß man, wenigstens wenn der Begriff zum Gebrauch in den schönen Künsten dienen sol, die finlich ausgedruckte Vollkommenheit nicht, wie gewöhnlich, durch die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, sondern zunächst durch die angewendete Kraft des Künstlers, die man mit dem einfachen Ausdrücke Kunst benennen kan, erkläre, weil sich dann der Begriff, ohne irre zu führen, allgemeiner anwenden läßt; denn die Kunst kan sich äußern, ohne daß es durch eine zweckmäßige Vereinigung des Mannigfaltigen geschehe; und dagegen scheint bisweilen etwas zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke mit beizutragen, das man eben nicht für einen Theil des Schönen halten kan. So ist bekant, daß der bunte Anstrich einer Statü ein geschmakvolles Auge beleidige. Woher komt dies, und warum
thut

thut die Farbe in einem Gemälde, und an einer Statü so ganz entgegen gesetzte Wirkung? warum trägt sie nicht eben so zur Schönheit der Statü, als zu ihrer Aehnlichkeit mit dem Originale bei? Diejenigen können dies am besten beantworten, die einen Titian und Tintoret vergeblich zu erreichen suchten. Die Farbengebung in der Malerei erfordert nicht nur eine Unterscheidung der natürlichen Farben, sondern auch eine feine Kentnis der Localfarben, und dazu kommt noch, daß sie mit der Zeichnung aufs genaueste verbunden ist. In der Farbe eines Gemäldes liegt also ein Theil der Kunst, und zwar ein wichtiger Theil, und dadurch wird sie schön; der bunte Anstrich einer Statü hingegen, der nichts weiter, als die Unterscheidung der natürlichen Farben verlangt, läßt einen Mangel an Kunst empfinden, und ist einem an Geschmack gewöhnten Auge zuwider. Einen Beweis, wie nöthig bei der Betrachtung eines Kunstwerks der Gedanke an die Kunst sey, um es schön zu finden, giebt auch die Täuschung. In diesem Zustande denkt sich die Seele den Gegenstand natürlich, und wird vielleicht wenig, oder gar

nicht angezogen. Erst wenn sie aus dem Irthume zurück komt, und die Macht der Kunst bemerkt, dann empfindet sie das Schöne.

Von der Grösse der angewendeten Kraft des Künstlers hängt die Grösse der Schönheit des Werkes ab. Es komt aber hier auf die eigene innere Grösse der Kraft an, nicht auf ihre Vervielfältigung. Die letztere kan bei der niedrigsten Kraft statt finden, und sie macht den Fleis aus; die innere Grösse aber ist der hohen Kraft eigen, die man Genie nent. Dies alles stimmt mit dem Urtheile der Kenner überein. Eine Landschaft, wegen der deutlichen Abbildung der Kräuter und Gräschen im Vorgrunde, oder ein Porträt wegen sorgfältig nachgemalter Spitzen am Gewande bewundern, das hiesse den Fremdling der Kunst verrathen. In einem Gemälde ist nicht alles in gleichem Grade schön; aber alles mus doch Schönheit enthalten, weil jeder Zug von dem Geiste des Künstlers begleitet seyn sol. Je mehrere einzelne Schönheiten vorhanden sind, je wichtiger jede ist, und je vollkommener ihre Uebereinstimmung, desto höher ist die Schönheit des Gan-

Ganzen. Dies aber hängt mit von der Beschaffenheit des Inhaltes ab. In einem historischen Gemälde kan weit mehr Kunst angewendet werden, als in einem Blumenstücke. Man stelle sich also vor, daß der Maler, wenn er erfinden wil, sich selbst eine Aufgabe vorlege; je schwehrer diese ist, je mehr sich das Genie des Künstlers dabei zeigen kan, desto schöner wird das Gemälde seyn, welches die befriedigende Auflösung enthält.

Ich habe mich mit Fleis etwas lang bei einer Sache aufgehalten, welche das Eigenthum der schönen Künste ist, weil sich die folgende Untersuchung darauf gründen wird; denn je mehr wir über das Wesen der Schönheit aufgekläret sind, je mehr werden wir den Nutzen einsehen, welcher nach dem Sulzerischen Grundsätze zur letzten und höchsten Absicht der schönen Künste angenommen werden kan.

Wenn wir die Wirkungen des Schönen aus seinem Wesen ableiten wollen, so müssen wir uns das Sinliche mit dem Nichtsinlichen in der genauesten Verbindung vorstellen; dennoch wird sich bald mehr auf das erste, bald

mehr auf das zweite, bald aber auf die Verbindung selbst Rücksicht nehmen lassen. Der Genuß der sinnlichen Welt kan theils zu Befriedigung unserer körperlichen Bedürfnisse, theils zu Erholung unsers Geistes dienen. Sol er aber statt des Vortheils nicht Verderben nach sich ziehen, so muß eine gewisse Wahl und Mäßigung schon im erstern Falle, wie vielmehr im leztern beobachtet werden. Nichts in der ganzen Sinnenwelt ist geschickter, dieser Forderung Gnüge zu leisten, als das Schöne. Der Geist, wenn er von ernsthaften Arbeiten ermüdet zurückkomt, findet bei ihm Erholung; denn er ist nun nicht mehr allein, sondern nebst den Sinnen zugleich beschäftigt; aber eine Erholung, die seiner Würde angemessen ist, und die er mehr, als alle andere, lieben wird; weil er nicht nur selbst noch thätig bleibt, sondern weil auch das, was ihn beschäftigt, zugleich sein ganzes Wohlgefallen erregt. Darum kan auch der Genuß des Schönen allein, und so lange er nicht mit ausschweifenden Ergötzlichkeiten verbunden wird, nie überschritten werden. Weder Ueberdruß, noch Geisteschwäche sind je seine Begleiter. Die Sinne werden

für

für das Schöne durch Anstrengung nicht stumpf, sondern vielmehr reizbarer gemacht; und der Geist, statt im Genuße desselben sich aus seinem hohen Felde zu entfernen, bekommt vielmehr immer neuen Antrieb, sich darin seiner Bestimmung gemäs wirksam zu beweisen.

Welcher Vortheil von den schönen Künsten, wenn wir sie auch nur unter unsere sinnlichen Vergnügen rechnen wollen! Aber freilich muß man auch schon in dieser Rücksicht die höhere Eigenschaft ihrer Werke vor Augen haben. Sie dienen nicht irgend eines unserer körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen, darum läßt sich auch bei ihnen von Seiten des Sinlichen allein nicht der geringste Nutzen erwarten. Hingegen werden sie sich nun erst in ihrem vollen Glanze zeigen, wenn wir auf den vornehmern Bestandtheil des Schönen, auf das, was Geist und Herz dabei findet, insbesondere sehen. Vorher noch einen Blick auf die Verbindung, durch welche sich zwei ganz verschiedene Eigenschaften zu einem Zwecke vereinigen, um vielleicht auch hieraus ein nicht unbedeutendes Interesse für unsere Sache zu ziehen.

Die Gegenstände der finlichen Welt können von uns auf eine doppelte Art benutzt werden, indem wir sie entweder zu unserer Erhaltung, zur Bequemlichkeit und zum Wohlstande anwenden, oder indem wir aus ihren Eigenschaften und Veränderungen Wahrheiten abziehen, mit welchen wir unsere Kentnis bereichern. Im ersten Falle brauchen wir sie bloß als finliche Sachen; im zweiten aber ist es uns eigentlich um dasjenige zu thun, was der Verstand dabei findet; wir entfernen uns immer mehr von dem Sinlichen, je mehr wir auf allgemeine Wahrheiten hinauf steigen, und kommen nicht eher wieder zu ihm zurück, als bis wir die gefundenen Wahrheiten entweder zu neuen Entdeckungen, oder zu Verbesserung des finlichen Genusses anwenden wollen. Der Gebrauch der finlichen Gegenstände bleibt also immer einseitig, und zielt entweder auf die Erweiterung unserer Kentnis, oder auf die Verbesserung unseres körperlichen Zustandes ab. Diese Betrachtung läßt uns in der finlichen Welt eine große Lücke bemerken, die alsdann ausgefüllt seyn würde, wenn wir von ihr eine solche Anwendung machen könnten,

wo Sinne und Geist zugleich, und in der genauesten Vereinigung beschäftigt wären. Das Schöne ist es, was dieses Leere ausfüllt, und die Schöpfung uns zu einem vollkommern Ganzen macht. Natürlich gewinnen wir dabei eben so sehr, als die Sache selbst; denn das Schöne belebt in uns gewisse Kräfte, die außerdem in tiefem Schlummer liegen würden, und durch deren Thätigkeit wir unser ganzes Daseyn mehr empfinden.

Hier empfiehlt sich also das Schöne von neuen, und es fragt sich, ob es in dieser Rücksicht nicht noch mehr erwarten läßt. Die Vereinigung zweier Sachen von so verschiedener Beschaffenheit ist vielleicht für jede derselben vortheilhaft. Kan die minder würdige, indess sie durch die höhere einen größern Werth erlangt, nicht dieser wieder dadurch dienen, daß sie durch ihren finlichen Eindruck den Weg in das Gebiete des Geistes bahnt? Ich wil in diese Untersuchung nicht eingehen, ich wil mich nicht nach Beispielen umsehen, wo vielleicht die Schönheit eines Gegenstandes das erste war, was einen Beobachter auf ihn zog; aber unbemerkt

kan ich nicht lassen, was die Geschichte lehrt, daß die schönen Künste schon auf einem hohen Gipfel standen, als das Reich der abstrakten Wahrheiten noch sehr wenig angebauet war. Gleichwohl aber konnte der menschliche Geist jene nicht so vervollkommenen, ohne seine hohen Kräfte anzuwenden, und Wahrheiten zu finden, die vielleicht noch lange für ihn verborgen geblieben wären.

Allein, wie schon erwehnt, der ganze Werth des Schönen zieht sich doch eigentlich in demjenigen Bestandtheile zusammen, der mir noch zu betrachten übrig ist; das ist die Vollkommenheit. Es ist aus den Beobachtungen über unsere Seele bekant, daß, sobald wir uns etwas nicht bloß vorstellen, sondern es nur in die geringste Beziehung mit uns selbst bringen, wir dasjenige, was wir vollkommen, mit unserer Natur und unserm Zustande übereinstimmend finden, dem Unvollkommenen vorziehen. Das ist der Ursprung unserer Begierden, und darin liegt auch der Grund des Wohlgefallens, und der angenehmen Empfindung, welche das Schöne in uns erregt. Daß dieses Wohlgefallen nicht

nicht immer allgemein ist, komt daher, daß manche Menschen zu leichtsinnig sind, ihre Aufmerksamkeit auf einen schönen Gegenstand zu lenken, andere aber zu schwach, oder zu verdorben, um die in ihm liegende Vollkommenheit zu bemerken.

Unsere Begierden würden immer regelmäßig und harmonisch seyn, wenn sie immer aus richtigen Vorstellungen flössen. Allein Irthum im Verstande und Sinlichkeit bringen oft das Gegentheil hervor. Eine Sache, die sich diesen Hindernissen widersetzt, muß nothwendig einen sehr heilsamen Einfluß auf unser Gemüth haben. Von dem Schönen läßt sich dieses in der That erwarten. Wir dürfen uns nur seiner Macht, die es in der sinnlichen Welt ausübt, willig unterwerfen, so wird es uns von andern Reizen, die Verderben mit sich bringen, abziehen, und auf Vollkommenheiten führen, die es nicht bloß scheinbar, sondern in der That sind. Es ist zwar wahr, daß es viele Schönheiten giebt, die nicht vermögend sind, eine gewisse Begierde, als zur Rechtschaffenheit, zum Wohlwollen, zur Menschenliebe u. s. w. in uns zu erregen; allein die Empfindungen des
Schö-

Schönen stimmen doch immer mit diesen Neigungen des Herzens darin überein, daß sie ihren Grund ebenfalls in einer Vollkommenheit haben. Weit entfernt also, daß sie die guten Regungen ersticken sollten, werden sie vielmehr die Seele geneigter dazu machen, und wenn sie entstehen, sich mit ihnen auf das verträglichste vereinbaren, und nicht wenig beitragen, daß sie in dem Herzen ihre Herrschaft erweitern.

Durch den häufigen Umgang mit dem Schönen bekommt unsere Seele eine ganz andere Stimmung. Sie wird in eine sehr glückliche Gemüthslage gesetzt, und für alles Gute empfänglicher gemacht. Nun findet nur das, was sich mit dem Schönen wohl verträgt, Eingang bei ihr. Ihr Geschmak wird feiner; ihr Gefühl wärmer. Sie fühlt nun ihre eigenen hohen Kräfte mehr, und wendet sie zu nichts lieber, als zu hohen Dingen an. Was wird sie aber mit mehr Empfindung denken, als das was gros und edel ist, und was wird sie lieber ausüben, als das, worin sie wieder ähnlichen Wesen in ihrer größten Schönheit erscheint?

Hier

Hier stehen wir bei dem höchsten Ziele, worauf das Schöne abzwecken kan; wo es seinen Einfluß in die Erhöhung des Geistes, in die Veredelung des Herzens zeigt. Diese wohlthätige Wirkung, die wir dem Schönen seinem Begriffe nach beilegen, die können wir auch von ihm in den Künsten erwarten. Und durch diese Folge treffen wir mit dem Sulzerischen Grundsätze zusammen; aber freilich auf einem Wege, der sicherer, und erleuchteter ist, als irgend ein anderer. Denn nun erst sind wir geschickt, diesem Grundsätze mit Gewisheit seine nähere Bestimmung zu geben. Die Folge der ganzen Untersuchung ist diese: daß die Malerei, und mit ihr alle schöne Künste, durch eine gute Anwendung auf die Bildung unseres Geistes überhaupt, und auf die Veredelung des Herzens insbesondere einen sehr vortheilhaften Einfluß haben, daß ihre Wirkung aufs Herz von der Schönheit, der wesentlichen Eigenschaft ihrer Werke, abhange, daß sie sich nicht unmittelbar, durch Anregung zu edlen großen Handlungen äußere, sondern mittelbar, durch Verfeinerung des Geschmaks, und durch Erweckung eines lebhaften Gefühls für alles Gute.

Wie

Wie die Werke der Malerei der Schönheit fähig find, das habe ich oben genau untersucht; jetzt wird man daraus die Folge ziehen, dafs es eben so wenig in Ansehung der Absicht und des Nutzens dieser Kunst, als, wie wir schon oben sahen, in Ansehung ihres Wesens nöthig sey, bei einem Gemälde auf die Wahl des Gegenstandes zu sehen, um zu bestimmen, ob es unter die ächten Kunstwerke gesetzt zu werden verdiene, oder nicht, sondern lediglich nur auf die beobachteten Regeln der Kunst. Dafs zwar der Gegenstand bei einem Gemälde nichts gleichgültiges sey, das habe ich schon bemerkt; ich wiederhole aber nochmalen, dafs nur derjenige vor dem andern den Vorzug verdiene, der fruchtbarer für das Genie des Künstlers ist. Dabei leugne ich indessen nicht, dafs der Inhalt eines Gemäldes oft mit der Kunst zugleich wirken könne, und das Gesetz, worunter sich dergleichen Fälle bringen lassen, ist dieses: Wenn der Gegenstand durch seine Form, und überhaupt so wie er sich dem Auge darstellt, eine gewisse Empfindung erregen kan, so wird diese gewöhnlich auch entstehen, wenn er in einem treuen Gemälde

mälde abgebildet ist. Dieses Gesez könnte ich sehr vortheilhaft auf die Ideale, und auf den verschiedenen Styl der Maler anwenden, wenn ich mich nicht dabei zu lang aufhielte. Ich wil es also blos mit einigen Beispielen erläutern.

Alle schöne Gemälde haben einen doppelten Reiz für uns, wenn der Gegenstand selbst schön ist, wie vorzüglich die menschliche Gestalt. Die stille Fluth unter einem schattigen Gebüsche in einer anmuthsvollen Gegend erregt in uns ruhige, sanfte, und frohe Empfindungen; und wenn wir diese Gegenstände in Pölemburgs Gemälden finden, so werden sich ähnliche Empfindungen unter diejenigen mischen, welche unsere Bewunderung der Kunst begleiten. Die Wahl und Anordnung ist ein geschiktes Mittel, eine solche besondere Kraft in ein Gemälde hinein zu legen; und so entstand auch das Grose und Edle in den Landschaften des Nicolas Poussin.

Allein Sulzer schreibt dem Inhalte der Gemälde weit mehreres zu. Er glaubt, dass er sogar bei dem Beobachter gewisse Leidenschaft-

schaften erregen könne; und eben darum zieht er die historischen Gemälde, als solche, die am geschiktesten wären, dieser Absicht Gnüge zu leisten, allen andern vor. Ich gebe selbst einem schönen historischen Gemälde vor allen andern den Vorzug, und man wird aus dieser ganzen Betrachtung leicht ersehen, aus welchem Grunde; und das sein Inhalt für sich gewisse Empfindungen erregen könne, das habe ich so eben dargethan; aber das es als Kunstwerk geschickt sey, bestimmte, und sogar heftige Begierden zu erregen, das bezweifle ich gänzlich. Es kan seyn, das man bei der Betrachtung desselben in Traurigkeit, oder Frölichkeit, in Zorn, oder Liebe, oder in irgend eine andere Gemüths-
 bewegung gesetzt, oder zu dieser und jener Tugend ermuntert wird; aber davon ist der Grund einzig und allein in der lebhaften Erinnerung der Geschichte zu suchen, die man entweder gelesen, gehört, oder selbst erfahren hat; und eben diese Wirkung wird auch von einem schlechten Gemälde, und von allen demjenigen zu erwarten seyn, was nur jene Erinnerung hervorzubringen im Stande ist. Dahin nun mag wohl eine Nebenabsicht
 der

der Kunst gerichtet werden, die sehr löblich seyn kan, aber nie die Hauptabsicht. Denn nicht zu gedenken, daß der Maler die Geschichte nur in einem einzigen Augenblicke fassen kan, und darum, wenn er auch alle Gedanken und Worte bei feinen Personen ausdrücken könnte, doch immer weit hinter dem Geschichtschreiber zurück bleiben würde; ich behaupte auch sogar, daß wenn das Gemälde ein Zeuge seines Genies seyn, und von dem Auge des Kenners betrachtet werden sol, das Vortrefliche der Kunst alle andere Empfindungen unterdrücken wird.

Es ist nicht zu billigen, daß die Kunst-richter die schönen Künste und Wissenschaften so gern auf gemeinschaftliche Grundsätze zurückzubringen suchen. Sie sind wesentlich so von einander unterschieden, daß diese Vereinigung nicht ohne Zwang geschehen kan, und in der Theorie nothwendig auf Irthümer führen muß. Nicht zu gedenken des großen Unterschiedes ihrer Zeichen, die bei den schönen Künsten natürlich, bei den schönen Wissenschaften aber willkührlich und so allgemein sind, daß der Dichter und Red-

ner alles, was sich denken läßt, ausdrücken kan, indess der Künstler nur auf gewisse finliche Sachen eingeschränkt bleibt; der Inhalt und die Absicht ihrer Werke selbst erlaubt auch jene Vereinigung nicht. Das Schöne ist ihnen zwar gemeinschaftlich, und ausschließend vor allen andern Werken des menschlichen Geistes eigen; aber doch mit diesem wichtigen Unterschiede, daß es bei den Werken der schönen Künste das ganze Wesen, bei den Werken der schönen Wissenschaften aber nur einen Bestandtheil desselben ausmacht.

Auch gehen darin einige Kunstrichter zu weit, daß sie behaupten, der Maler, der leicht und glücklich erfinden wolle, müsse sich ganz in die Empfindungen setzen, die sein Gegenstand erregen kan. Da sol er, wenn er eine Geschichte oder Feldschlacht vorstellt, selbst von der Begebenheit gerührt, und gleichsam eine mitwirkende oder leidende Person in dem Auftritte werden, den er unserm Auge abbildet *). Daß der Künstler nicht

*) Hagedorn in den Betrachtungen über die Malerei. S. 157.

nicht immer zu Hervorbringung großer Werke aufgelegt sey, das ist gewis; und wenn man denjenigen Zustand seiner Seele, welcher der glüklichen Bearbeitung eines gewissen Gegenstandes am meisten angemessen ist, Begeisterung nent, so ist diese dem Maler nicht weniger, als dem Dichter nöthig. Allein so wie der Dichter und der Maler ihre Gegenstände nicht auf einerlei Art, nicht durch einerlei Zeichen vorstellen, so ist auch die Begeisterung bei dem einen nicht das, was sie bei dem andern ist. Dem Dichter wird das Herz gerührt, und nun fallen ihm die Worte, mit welchen er Empfindungen und Leidenschaften schildern wil, selbst in den Mund, sein Ausdruck wird natürlich und stark. Dem erfindenden Maler hingegen würde dieser Gemüthszustand wonicht hinderlich, doch auch nicht vortheilhaft fallen. Nur die Vorstellungskräfte, und insbesondere die Einbildungskraft, sind es, die sich bei ihm in einen hohen Grad der Thätigkeit setzen müssen. Was würde es ihm helfen, wenn er das Leiden einer Person selbst fühlte; würde er darum nur einen Zug, wodurch seine Kunst den Schmerz ausdrückt, mehr ma-

chen können? Ich glaube selbst, daß ein belebtes Gefühl einen gewissen Einfluß auf das Werk des Malers habe; aber nur in so weit, daß es ihn für seinen Gegenstand mehr einnimmt, ihn erhitzt, die Kräfte seines Genies aufzubieten, kurz, daß es eine entfernte, aber keinesweges eine nähere Ursache von der glüklichen Ausführung seiner Arbeit wird.

Ich komme auf mein vorgestektes Ziel zurück. Eine wichtige Frage, die man hier noch aufwerfen kan, ist unstreitig diese: wie müssen aber die schönen Künste ausgeübt, und angewendet werden, wenn sie den ihnen zugeschriebenen Nutzen wirklich leisten sollen? Ich würde mich in eine neue Sache hinein ziehen, die sich jedoch ganz auf die vorgetragenen Sätze gründet, wenn ich diese Frage umständlich beantworten wolte. Einige allgemeine Anmerkungen werden zu der gegenwärtigen Absicht hinlänglich seyn.

Bei der Ausübung der Kunst wil ich mich gar nicht aufhalten. Der Künstler hat die Natur, und die schönsten Muster vor sich; er bilde danach seinen Geschmak, und übe
den

den Regeln desselben gemäs die Kunst auf die vortheilhafteste Art aus. Unglücklich würde er seyn, wenn er von dem Eigenfinne, und falschen Geschmacke der Liebhaber abhänge. Hieraus aber fließt auch sogleich die erste Regel für alle diejenigen, welche die herlichen Früchte genießen wollen, die der Umgang mit den schönen Künsten verspricht. Sie müssen sich von dem Künstler selbst dazu bilden, und anleiten lassen. Hochachtung gegen ihn, innige Zuneigung gegen die Sache, und ein gut gestimtes Vorurtheil über ihre Vortreflichkeit, und ihren hohen Nutzen, ist das, was sie in seine Schule mitbringen müssen; und fern bleibe von ihnen die eitele und niedrige Absicht, einige Kentnisse und Geschiklichkeiten zu erlangen, mit welchen man mehr vor der Welt prangen, oder sich die Zeit leichter vertreiben könne. Der Künstler aber, der ihren Lehrer abgeben wil, wird sie mit dem theoretischen Theile der Kunst wonicht mehr, doch eben so sehr, als mit dem ausübenden beschäftigen. In diesem wird er sie nur mit seiner Kunst recht vertraut zu machen suchen; in jenem aber wird er sie weiter fortführen, und nichts

von der Zauberkraft derselben für sie zu geheim, nichts von der Macht seines Genies für sie zu hoch halten. Denn nicht Täuschung, sondern helle Einsicht bringt Bewunderung, und lebhaftes Gefühl des Schönen hervor; und ein großer Theil des Nutzens, der durch einen solchen Unterricht entspringt, fällt auf den Künstler selbst zurück.

Durch einen solchen Umgang mit der Kunst werden wir für sie, und für ihren Gegenstand, die Natur, bald ganz leidenschaftlich eingenommen werden. Wir finden nun in nichts mehreres Vergnügen, als im Genusse des Schönen. Die ganze Natur verherrlicht sich vor uns, und flöset uns die seligsten Empfindungen ins Herz. Sie wird uns zum Entzücken schön, wenn sanft aufsteigende Höhen, mit Feldern und Holzungen bedeckt, und Wiefengründe,

— — wo an Schilf und Sträuchen,
in krummen Ufern Silberbäche schleichen,

die Gegend mit Lieblichkeit und Anmuth schmücken; aber auch da, wo sie einfach ist, wo wir vorher ganz kalt gegen sie blieben,

ben, wird sie uns mit Annehmlichkeiten gewinnen. Jeder ländliche Auftritt wird in unsern Augen zu einem Gemälde; und selbst rauhe Gegenden, unbewohnbare, öde Felsen, und ungestüme Wasserfälle ziehen uns an sich, weil wir sie mit Everdingen und Ruysdaal betrachten.

Die erste Folge unserer Bildung durch die schönen Künste ist ein sehr feiner Geschmack, der nichts hässliches um sich leiden wil, und der seinen Einfluss in unser ganzes Leben zeigt, der allen unsern Handlungen, unsern Geschäften, unserm Betragen im Umgange Ordnung, Anstand, und gefälliges Wesen mittheilt. Auf dieser Stufe bedarf es nur noch einen Schritt, um an das höchste Ziel zu gelangen. Wenn wir uns von dem Sinlichen etwas abziehen, wenn wir bedenken, daß die Vergnügen, die es uns gewährt, nicht die letzte Absicht unsers Daseyns sind, daß wir Kräfte zu einer höhern Bestimmung besitzen, und daß der Unendliche, der sie uns verlieh, über die regelmäßige Anwendung derselben ein ähnliches Wohlgefallen haben werde, wie wir über die Harmo-

nie im Schönen, dann wird das Herz von dem Gefühle, für das es schon geöffnet ist, von dem Gefühle für alles Gute, Große, und Edle ganz durchdrungen werden, und diejenigen Begierden, welche auf unsere Vervollkommung abzielen, werden über alle andere die Herrschaft ausüben.

Dieser Nutzen läßt sich freilich bei rohen, ungesitteten Menschen nie erwarten. Die schönen Künste locken nur zum Guten, sie ziehen nicht mit Gewalt hinzu; sie verfeinern den Menschen, dem es nicht ganz an Bildung fehlt, sie machen uns glücklich, wenn wir ihnen unser Herz willig unterwerfen,

wenn wilde Leidenschaften nicht von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern.

Um sie in ihrer rechten Würde zu betrachten, darf man ihnen überhaupt nicht Eigenschaften beilegen, die sie nicht besitzen, und ohne welche sie dennoch in ihrer Art vollkommen, und dem Menschengeschlechte wohlthätig sind. Es giebt höhere Lehren, die unsern Geist in dem was gut, und seiner Vollkommenheit angemessen ist, unterrichten,
und

und die ihm zugleich die triftigsten Bewegungsgründe zur Befolgung vorhalten. Diesen Lehren der Weisheit, der Tugend und Religion werden die schönen Künste in den Gemüthern mehr Eingang verschaffen, und nur dann, wenn sie sich mit ihnen verbinden, erhalten sie ihren vollen Werth, der desto größer seyn muß, je erhabener jene Lehren sind. Und in diesem Betracht stehen die Künste, die das Gefühl fürs Schöne bilden, bei uns auf einer weit höhern Stufe, als bei der geschmakvollsten Nation des Alterthums. Was dachte sich der Grieche, wenn er unter einer schönen Form die Hülle einer Gottheit dachte? Und was können wir uns denken, wenn wir die tausendfachen Schönheiten der Natur vor uns sehen, die nur ein unendlich kleiner Theil vom Ganzen sind, dessen Schöpfer unendlich erhabener, als alle finliche Schönheit ist, und der unser Gott ist? Solte dieser Vorzug nicht der stärkste Antrieb seyn, den Geschmak in den Künsten auf das höchste zu verfeinern, und ihren Gebrauch auf das weiteste auszudehnen? Wenn sie sich nicht mehr bloß von einzelnen Personen geliebt sehen, wenn sie

in einem Lande dem Regenten gleich her-
 fehen, und dem Regenten gleich verehret
 werden, dann wird sich durch alle Stände
 hindurch verbreiten, was ihnen selbst den
 Beifal der ganzen Welt erwirbt.

K.

ÜBER

ÜBER
DIE BUNTEN KUPFER,
AN HRN. *

Sie verlangen mein Urtheil über die bunten Kupfer, und glauben, daß wohl nicht wenig zum Vortheile der Kunst darüber gefaget werden könne? Gut, Sie erleichtern mir die Sache, indem Sie mir eben diejenigen Punkte zur Beantwortung vorlegen, die man dabei vorzüglich beabsichtigen muß. Sie fragen: ob wohl die bemalten Kupfer je zu einer Vollkommenheit gebracht werden können, in welcher sie einem Gemälde mit Oelfarbe an die Seite zu setzen wären; wonicht, ob sie nicht wenigstens den Vorzug vor den schwarzen Kupfern erlangen werden; und wenn auch das nicht wäre, ob sie nicht doch eine Beschäftigung des Künstlers bleiben, und als ächte Kunstwerke angesehen werden können. Aber wie, haben denn die in unsern Tagen so beliebten Kupfer bei Ihnen

nen Verdacht wider sich erweckt? Ihre Fragen lassen mich dies vermuthen. Wie wenn ich Ihnen sagte, daß wir jetzt schon welche haben, die den Oelgemälden an die Seite zu setzen sind, und daß wir erwarten können, daß sie in der Folge diese gar noch übertreffen werden? Sie wissen ja, daß man den Glanz an der Oelfarbe zu tadeln pflegt, der besonders in Landschaften, und überhaupt in Darstellung der meisten natürlichen Gegenstände nachtheilig fallen sol. Und wenn nun Malerei und Kupferstecherkunst sich einander freundschaftlich die Hände bieten, sollte man da von ihnen nicht mehr zu erwarten haben, als wenn sie eigenfinnig für sich ihre Werke ausführen wollen? Sollte denn — doch nein, ich kenne in Ihnen längst den Liebhaber von Geschmack, und Spas wollen Sie jetzt nicht.

Die Oelfarbe ist zwar eine Erfindung, vor welcher die Malerei schon lange ausgeübt worden war; aber wie viel hat auch durch sie die Kunst gewonnen! Nur in dieser Art der Malerei läßt sich ihre möglichste Vollkommenheit erwarten; die übrigen Arten alle bleiben weit zurück. Man nehme, daß un-
durch-

durchsichtige Körper, deren Farbe ein gewisses gefättigtes Wesen an sich hat, die den Körper ganz zu durchdringen, nicht blos ein leichter Ueberzug der Oberfläche zu seyn scheint, oder daß die klare, durchsichtige Luft, und die Spiegelfläche des Wassers vorgestellt werden sollen, zu jeder Absicht ist die fettige, markige Oelfarbe geschikter, als irgend eine andere. Die meisten Körper der Natur sind selbst auf ihrer Oberfläche etwas fett, und glänzend, wie z. E. die Haut, die Haare, Federn, die Rinde der Bäume, u. s. w.; diejenigen aber, die eine matte Oberfläche haben, verändern sich theils durch den Zutritt der Luft, theils durch das auffallende Licht, und nehmen einen Schimmer an, der sich nicht besser als durch eine gut behandelte Oelfarbe ausdrücken läßt. Aber wie viel Vortheile entstehen noch bei der Bearbeitung selbst! Da sich die Oelfarben so gut vermischen, in einander vertreiben, und über einander aufsetzen lassen, so kan man die verschiedenen abwechselnden Tinten im Schatten, und Licht, und im Haldunkeln hervorbringen, die zur natürlichen Vorstellung so unumgänglich nöthig sind, und worin

in die größte Kunst der Farbengebung liegt. Die Wasserfarbe hingegen ist für die meisten Gegenstände zu matt; bei dem Auftragen troknet sie zu bald; dies verursacht eine gewisse Härte, welche die Umrisse zu stark abschneidet, und macht, daß da, wo verschiedene Farben in einander überfließen sollen, Flecke entstehen. Zur Nachahmung des Dunstigen, worin alle ferne Gegenstände zu schwimmen scheinen, des Schmelzes, den das Licht auf die Körper streut, und der schwachen Düsternheit, welche der Schatten über sie verbreitet, und worin sie doch noch kentlich hervordringen, ist die Wasserfarbe höchst ungeschickt. Ueberdies wie sol der Maler die Natur nachahmen, sie, die sich selbst nicht immer in gleicher Schönheit zeigt? Eine Gegend wird zu jeder Tageszeit ihre Reize haben, am blendend hellen Mittage, wie am dämmernden Abend; aber dann, wenn die Morgenfonne sie, wie verjüngt, unter dem Schleier der Nacht hervorzieht, und auf den bethauten Fluren ihre Stralen tränket, dann ist sie doch am schönsten. Der Maler wählt die Oelfarbe, um damit dem Gemälde ein frisches, erquickendes Ansehen zu

zu geben, wodurch das Auge mehr geschmeichelt, gereizt, und angezogen wird. Wir wollen aber keinesweges die Wasserfarbe ganz verwerfen. Die Miniatur- und Fresco-Malerei bedienen sich ihrer sehr vortheilhaft. In der einen malet man gewöhnlich ein Köpfchen, in der andern große Figuren, und Architectur. Jenes Gemälde überzieht vielleicht ein Crystall, dieses aber wird in der Ferne betrachtet, und durch die Luft gemildert; so gewinnen beide mehr Wahrheit, und mehr Annehmlichkeit fürs Auge. Aber zu nichts weniger schikt sich die Wasserfarbe, als zu Landschaften; die Luftperspectiv, der vorzüglichste Theil der Schönheit solcher Gemälde, bleibt für sie ganz unerreichbar.

Lassen Sie indessen seyn, daß der Künstler auch in dieser Farbe, wie er wil, seine Geschiklichkeit zeige, und es so weit zu bringen suche, als es ihre Natur erlaubt, so darf er sie doch nie mit dem Kupferstiche verbinden. Er giebt sonst zu erkennen, daß er gar nicht wisse, worin das Wesentliche seiner Kunst bestehe. Wir wollen körperliche Gegenstände auf einer Fläche vorstellen.

Das

Das Mittel dazu ist die Zeichnung. Ohne Zeichnung ist das Gemälde nichts. Man hat aber bei der Abbildung eines Körpers auf vier Stücke zu sehen. Das erste ist der Umriss, das zweite die Erhöhung und Vertiefung seiner Oberfläche, die man durch Schatten und Licht ausdrückt, das dritte die Struktur derselben, oder diejenige Beschaffenheit, da der Körper glatt, oder rauh, u. s. w. ist, und endlich das letzte die Farbe. Ohne Umriss, und ohne Schatten und Licht ist die Abbildung eines Körpers gar nicht möglich; soll sie sich aber der Natur nahen, so ist auch noch vorzüglich der Ausdruck von der Beschaffenheit der Oberfläche nöthig, denn dadurch wird die besondere Art des Körpers näher angedeutet. Wie wolte man sonst das Wasser von dem trocknen Boden, den kahlen Fels vom bewaldeten Hügel unterscheiden. Diese drei Stücke machen die Zeichnung aus; und wenn ihnen Gnüge geleistet worden ist, so wird die Abbildung den Gegenstand ganz kenntlich machen. Die Farbe vollendet die getreue Darstellung. Durch sie darf aber die Zeichnung keinesweges leiden. Der Maler sieht also bei der Führung des Pinsels, und
Auf-

Auftragung der Farbe, vornemlich auf die Richtigkeit des Umrisses, und auf die richtige Vertheilung des Schattens und Lichtes, er drückt die den Körpern eigene Beschaffenheit der Oberfläche aus, und vereinigt damit die Wahl der natürlichen und der Localfarben, so wird seine Kunst vollständig. Der Kupferstecher hingegen läßt das letzte Stück weg, er sucht bloß die Zeichnung auf das vollkommenste auszuführen, und weiß das Auge durch die Wahrheit und Harmonie in derselben so zu gewinnen, daß es die Farben leicht vermisst, oder selbst noch hinzusetzt. Er findet in der Zeichnung den vornehmsten Theil der Kunst, er findet sie zur getreuen Darstellung schon hinlänglich, er leistet ihr Gnüge, und sein Werk ist als ein wahres Kunstwerk anzusehen. Dem Kupferstecher ist es nicht weniger möglich, als dem Maler, das Nackende, die verschiedenen Stoffe der Gewänder, die spiegelnde Fläche des Sees, Luft, Bäume, und die in die Ferne sich verlierenden Gründe, alles unterscheidend, und seiner Beschaffenheit gemäß auszudrücken, und mehrere Gegenstände so zu bearbeiten, daß sie auf dem Kupfer ein
 O eben

eben so schönes Ganzes, als im Gemälde machen.

Ein schöner Kupferstich verdient also schon einem Gemälde mit Wasserfarbe vorgezogen zu werden; denn von diesem haben wir angemerkt, daß es in seiner Art noch viel mangelhaftes an sich habe. Aber was soll man zu einem Stücke sagen, wo Stich und Farbe vereinigt, und beides nur unvollkommen ausgeführt ist? Diese Art der Arbeit kommt nicht einmal der Malerei in Wasserfarbe, vielweniger einem schwarzen Kupferstiche bei. Denn es ist leicht begreiflich, daß wenn man auf die Färbung eines Kupfers so viel Kunst wenden wil, als auf ein Gemälde, so bedarf man des Stiches nicht; die Ausführlichkeit im Stiche aber ist wiederum überflüssig, weil er mit der Farbe gedeckt wird. Der Gedanke, daß dasjenige, was dem Stiche abgeht, durch die Farbe ersetzt werden soll, und umgekehrt, so daß Kupferstich und Malerei zugleich wirken, ist lächerlich. Eine andere Arbeit bringt der Pinsel, eine andere der Grabstichel hervor. Der Stich wird gegen die Farbe immer zu hart, so entstehen
schar-

scharfe Umrisse, und ein Mislaut verbreitet sich durchs Ganze.

Ich wil nicht blos im allgemeinen reden. Einige Stücke von jeder Art gegen einander gehalten werden den Unterschied im klaren Lichte zeigen, freilich einem geübten Auge mehr, als einem gewöhnlichen. In den *Tableaux pittoresques de la Suisse* ist no. 183. *premiere vue de la cataracte du Rhin* eines der schwehrsten Stücke für die Kunst. Wie vortreflich aber ist es ausgeführt! Der schäumende, in unzehlige Wellen sich theilende Wasserfal ist der Hauptvorwurf dieser Landschaft. Es war dem Zeichner leicht, das Auge zu gewinnen, das es sich besonders auf diesen Gegenstand heftet; er durfte ihn nur in seiner Grösse getreu vorstellen. Die Wahl des Standpunctes und die Beleuchtung war, was dabei von seiner Erfindung abhieng. Wenn er auf den Wasserfal das Licht sammelte, die umliegende Gegend aber etwas dunkel hielt, so mußte sich jener um so mehr herausheben. Das war leicht; aber schwehr war es, durch diese Vertheilung des Lichtes den Hauptgegenstand von den übrigen nicht

ganz abzuschneiden. Sehen Sie nun die schönen Uebergänge, auf der einen Seite bei der Mühle, und bei dem hinter derselben in der Ferne liegenden, mit Gesträuche bewachsenen Berge, den ein mattes Licht hervorzieht; und auf der andern Seite da, wo die lichten Wellen durch eine aus dem Schaume aufsteigende, und an den angrenzenden Fels hinanziehende Dunstwolke mit den düstern Schatten der Felsenwand verbunden werden. Das von hieraus nach der Mitte zu liegende Gebirge, welches die Aussicht schließt, ist allein ganz dunkel gehalten, so daß es gegen den an ihm hervorkommenden Fluß scharf absticht; und die Wirkung davon ist, daß hier das Auge gehalten wird. Auch der diesseitige dunkle Fels nimmt es nicht auf; es verweilet also auf dem Flusse, und von der Einbildung unterstützt, zwingt es sich zwischen dem Gebirge und dem Fels hindurch, um den Fluß weiter hinauf zu verfolgen. Wie mächtig ist hier die Kunst! Doch ich rede von ihr nur noch in Ansehung der Composition, die sich auch das bunte Kupfer zueignen wird. Was wird sie aber helfen, wenn ihr die Ausführung nicht entspricht? Betracht.

trachten Sie nun die Gegenstände näher, und besonders den Wasserfal. Es ist nicht genug, das Auge auf ihn hin zu lenken; je mehr es auf ihn geheftet wird, desto mehr muß es bei ihm Unterhaltung finden, desto mehr Wahrheit und Uebereinstimmung mit der Natur entdecken. Sehen Sie die vielen tanzenden Wellen, und die herunter stürzenden, in Schaum sich auflösenden Wogen; alles in ungezügelter Bewegung! Wie natürlich hat dies der Künstler vorzustellen gewußt! Er bedient sich gewisser kürzerer und längerer, mehr und minder gebogener Striche, damit drückt er die spiegelnden Wogen, damit die vielen Wellen aus, wie sie nach dem Falle zu immer häufiger werden, unterwärts sich nach und nach verlieren, zur Seite die angrenzende stille Fluth in eine leichte Bewegung setzen, wie sie in einander überfließen, und in ihrer großen Mannigfaltigkeit doch ein zusammenhängendes, schönes Ganzes machen. Sie müssen die künstliche Arbeit selbst betrachten, es ist unmöglich, Ihnen alles zu beschreiben, was darin zu einer wahren, und kraftvollen Darstellung der Natur vereinigt ist. Und das ist nur der Wasserfal, wie viel

zeigt sich noch Reichthum und Stärke der Kunst in der umliegenden Gegend, in der schönen Luft, und in der Haltung des Ganzen!

Ein paar bunte Kupfer dagegen. *Pont de diable sur le mont St. Gotthardt*, und *Pont de l'Aare sur le mont Grimsel*, beide in fol. zu Bern bei B. Fehr. Sie stellen hohe Felsen mit Wasserfällen vor. Ich muß hier gleich erinnern, daß einfache, große Gegenstände, und besonders Felsen für diese Art der Abbildung sich noch am besten schicken. Sie vertragen die Härte eher, die in den bunten Kupfern unvermeidlich ist, sie bedürfen weniger Ausführung, und eine geschikte Vertheilung des Lichtes und Schattens ist fast schon hinlänglich, das Auge, wenigstens beim ersten Anblicke einzunehmen. Aber verweilen dürfen Sie nicht dabei; der Betrug entdeckt sich sonst doch, und gewis zu Ihrem Verdrusse. Es ist wahr, Felsen sind einförmige, harte Gegenstände; aber dennoch hat in der Natur ihre Oberfläche mehr sanfteres fürs Auge, ihre Gestalt und Farbe mehr Abwechslung, als hier im bunten Kupfer. Aber sehen Sie doch, womit diese
rohen

rohen Massen verzieret sind. Es sol Moos und Gesträuche seyn. Betrachten Sie noch einmal jene schöne Landschaft in den Tableaux pittoresques. Dort sehen Sie Wasser und Land; ist aber auch hier zwischen dem Wasser und den Felsen ein merklicher Unterschied? — Ja, denn die Felsen sind nicht blau. — Aber wie wenn sich der Himmel trübt, und der blaue Widerschein verschwindet? — Nun so bleibt doch immer der Stich zurück. Sind die Striche nicht auch von der Art wie in dem schwarzen Kupfer? Hier kräufelt sich das Wasser, hier schäumt es, dort schießt es in spiegelnden Flächen herunter. — Ja, alles für eine lebhafte Einbildungskraft; so natürlich und schön, als das Wasser auf einer Landcharte.

Die beiden Stücke, wovon ich rede, gehören indessen nicht zu den neuesten. Wir wollen ein paar neuere betrachten. Vielleicht hat sich die Kunst verbessert. Schweizergegenden von Aberli. Sie wissen, wie viel Beifal sie gefunden haben. Der Gedanke an die Schweiz hat wohl viel dazu beigetragen. Ich frage Sie: können Sie eine *Vue de Ve-*

vey, eine *Vue du village et du lac de Brienz* gleichgültig betrachten? Der sanft erhobene Hügel, am Fufe mit Häusern bebaut, der stille See, die ausgebreitete grüne Pläne, die himmelhohen Gebirge, welche schöne, welche contrastirende Gegenstände! Eine Skizze davon ist schon hinlänglich die ganze Einbildungskraft zu beleben. Aber kommen Sie aus diesen Empfindungen zurück, um Sich von der Kunst einnehmen zu lassen, und Sie bleiben kalt. Es ist wahr, es herrscht in diesen Stücken mehr Feinheit, als in den vorigen; aber man bedauert die schöne Gegend, und die Fähigkeit des Künstlers. Sehen Sie dort die bunte Gesellschaft auf dem Kahne? sehen Sie die punctierten Linien durchs Wasser schimmern? sehen Sie die magern Gründe, den einfarbigen Hügel, der mit Lava überzogen zu seyn scheint, und die ausgeschnittenen Bäume im Vorgrunde bei dem kleinen Wasserfalle? Die Stärke des Colorits werden Sie wohl nicht auf der Fläche des Sees suchen; Luft und Wasser sind auch hier gar nichts weiter, als ein farbiger Ueberzug, wie man ihn in den geometrischen Rissen macht. Ich muß Sie aber auf den Hügeln

geln und Felsen, im Mittel- und Vorgrunde herumführen, damit Sie empfinden, wie es dem Auge deucht, wenn es jetzt vom Braunen zum Röthlichen, von diesem zum Gelben, von diesem zu dem zweierlei Grün überspringen sol. Da ist an Verschmelzung der Farbe gar nicht zu denken; bald ist die Oberfläche von schwarzen Linien des Kupfers, bald von der Farbe selbst zer schnitten. Wie schwach und unvermögend fühlt sich die Kunst insbesondere bei den Bäumen, und den besafeten Gründen! Der seltsame Baumschlag! Partien, mit Strichelchen, und punctierten Linien begrenzt, und mit Farben ausgefült, stellen Bäume vor. Betrachten sie einmal einen einzelnen Theil der Landschaft, z. E. die Hügel bei Vevey, und Sie sehen auf eine Landcharte; stellen Sie Sich das Ganze vor, und Sie haben ein buntes Theater vor Sich.

Befriedigen Sie Ihr Auge erst wieder in einem Stücke der Tableaux pittoresques, etwa in der blühenden Gegend von Avenche (no. 206.). Und nun lassen Sie Sich von den bunten Kupfern noch ein paar der neuesten vorlegen, die Ganzischen Stücke vom Harz.

Sie werden sagen, daß die Gegenstände für sie sehr gut gewählt sind. Ja, und die Erfindung hat dabei ihr mögliches zu thun gesucht. An Contrast fehlt es hier nicht; wenn nur natürlicher Ausdruck, und Harmonie genug damit vereiniget wäre. Wenn die zackigen Fichten etwas fürs Auge haben, so nimt es der Baum vor dem Kalkfelsen in no. I. sicher wieder weg. Die bunten Farben im Vorgrunde sollen vermuthlich das Auge blenden, damit es den durchscheinenden Stich nicht bemerke? Vergebens. Im Schatten ist der Stich gedeckt, und da hat die Abbildung wirklich etwas malerisches; aber die Lichtpartien verderben alles wieder. Der Künstler hat indessen das feinige gethan; das Werk selbst ist nicht mehrerer Schönheit fähig. Die Umrisse bleiben immer zu hart, die Formen, und die Oberfläche zu unbestimmt und einfach, die Contraste lassen sich nicht durch sanfte Uebergänge vereinigen, die Farben nicht zusammenschmelzen, der schwache Auftrag derselben entfernt sich von der Natur, der durchscheinende Stich verräth eine ganz andere Arbeit; den Gegenständen ihre rechten Localfarben zu geben, und den leichten

ten Schleier der Luft über sie zu werfen, ist hier ganz unmöglich. Die bunten Kupfer mögen darum noch so sehr verbessert werden, sie können die Vollkommenheit eines andern Kupferstichs, vielweniger eines Gemäldes nie erreichen. Sie entstehen durch die Vereinigung zweierlei Arbeit, die sich nicht zusammen schikt. Und nun läßt sich die Frage leicht entscheiden, ob sie ächte Kunstwerke sind, die den Geschmack bilden können, und die Bearbeitung des Künstlers verdienen. O warum sollte man den bunten Farben so viel Schönes der Kunst aufopfern! Zeichnung ist das Wesen der ganzen Malerei, ohne sie ist die Farbe nichts; im schwarzen Kupfer wird sie erhalten, im bunten geht sie größtentheils verloren, und die Farbe bleibt ohne Wirkung zurück.

Es kan geschehen, daß die Werke des Künstlers nicht dazu bestimmt sind, den Geschmack zu bilden, sondern der anschauenden Kentnis zu Hülfe zu kommen, wie z. B. in der Naturgeschichte. In diesem Falle mögen die bunten Kupfer eine Ausnahme machen, und es wird genug seyn, wenn der
Künst-

Künstler, indem er die Hauptabsicht befriediget, zugleich die Regeln der Kunst so sehr, als möglich zu beobachten sucht. Indessen fragt sich, ob auch hier nicht ein Unterschied statt finden könne, und ob zur Kentnis und Unterscheidung der Naturprodukte die Farbe immer so unumgänglich nöthig sey. Es ist gewis, dafs jeder organische Körper sich durch seine Gestalt schon hinlänglich vor allen andern auszeichnet, und darum ist bei der Abbildung die Farbe so nöthig nicht; vielmehr wird es der Absicht angemessener seyn, wenn die Gestalt und die Beschaffenheit der Oberfläche des Körpers in einem schwarzen Kupfer mit Wahrheit und Genauigkeit ausgedruckt, und die Farbe etwa in der Beschreibung ergänzt wird, als wenn in einem bunten Kupfer weder dem einen, noch dem andern Gnüge geschieht. Sind die Thierstücke von Ridinger nicht unterrichtender, als die bunten Bilder in verschiedenen Werken der Naturgeschichte? Nur diejenigen Geschöpfe, welche theils von geringer Gröfse, theils von einfacher Gestalt, und von desto mannigfaltigern Farben sind, wie die Thiere der niedern Classen, besonders die Schmetterlinge,

linge, die möchten sich für bunte Kupfer
eher schicken. Allein diese ganze Ausnah-
me fällt weg, wenn das Kunstwerk bloß durch
Schönheit nützlich werden sol. Da ist die
Pflicht des Künstlers, sich einzig und allein
an die Vorschriften der Kunst zu halten, und
alles zu vermeiden, was ihm die genaue Be-
obachtung derselben unmöglich macht.

Ich habe einen Punct noch unberührt
gelassen. Der Kupferstich stelt eine Zeich-
nung vor, nur mit dem Unterschiede, daß
er vervielfältiget werden kan. Diese Erfin-
dung ist gewis für Künstler und Liebhaber
ungemein vortheilhaft; aber ungeachtet des-
sen würde sie doch verwerflich seyn, wenn
sie für die Beobachtung der Kunstregeln nur
die mindesten Hindernisse mit sich führte.
Bei dem schwarzen Kupfer fällt dies ganz weg;
der Kupferstecher kan sein Werk mit allem
Fleisse, und vollkommen so schön, als die
Zeichnung, ausarbeiten; bei dem bunten Ku-
pfer hingegen wird Stich und Malerei unaus-
geführt gelassen, die letztere mechanisch be-
handelt, und zu einer Art Fabrikenarbeit
gemacht.

Ich

Ich bin weitläufig geworden; aber ich weifs, Sie entschuldigen es. Ich hatte es nicht mit Nürnberger Bildern zu thun, sondern mit einer Sache, wo man allerdings viel zum Vortheile der Kunst sagen kan, und bei welcher man ganz, und gar nicht gleichgültig bleiben darf. Der Künstler ist zu bedauern, wenn er einem falschen Geschmacke, indem er herrschend wird, unterliegen mufs; er begeht aber eine unverzeihliche Sünde, wenn er selbst zur Entstehung oder Ausbreitung desselben Gelegenheit giebt.

E. K.



PHILOSOPHISCHE UNTERHALTUNGEN.

ZWEITER BAND.



J E N A ,
IN DER ACADEMISCHEN BUCHHANDLUNG.
1 7 9 0.

PHILOSOPHISCHE
UNTERNAHMUNG

DEUTSCHLAND

LEIPZIG

1841

1841

1841

1841

1841

1841

1841

1841

1841

1841

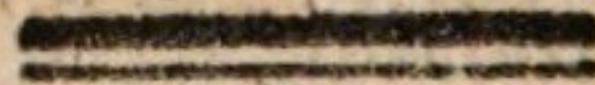
1841

INHALT.

Ueber die Aufnahme, die diese Unterhaltungen bei der Leipziger gelehrten Zeitung, und bei der allgemeinen Litteraturzeitung gefunden haben.	Seite 3
Die Schöne vom Lande, ein Drama in drei Aufzügen.	45
Der Idealist, widerlegt durch sich selbst.	117
Ueber den ontologischen Beweis des Daseyns Gottes.	164
	Ueber

I N H A L T.

Ueber das Journal der Moden.	Seite 171
Ein seltener Zoophyt.	190
Ueber einige neuere englische Kupfer.	209
Singedichte, ...	228



ÜEBER

UEBER DIE AUFNAHME, DIE
DIESE UNTERHALTUNGEN
BEI DER LEIPZIGER GELEHR-
TEN ZEITUNG UND BEI DER
ALGEMEINEN LITTERATUR-
ZEITUNG GEFUNDEN HABEN.

Man sollte glauben, daß die Beurthei-
lung der Geisteswerke nun endlich,
da sie ein so allgemeines Geschäft ist, zu dem
Grade der Vollkommenheit gediehen sey, in
welchem sie den Wissenschaften und dem gu-
ten Geschmacke wahrer Vorthail seyn könnte,
daß nun endlich der beurtheilte Autor vor
seinem Beurtheiler stehen und auch den Ta-
del desselbigen ohne Widerwillen anhören
könnte, daß aus derjenigen Classe der Men-
schen, die an Edelmuth allen andern ein

Beispiel feyn folte, nun endlich die Büberei verbant fey, die nur durch Verunglimpfung Bekantschaften errichtet, aber dies alles glaube man ja nicht. Das Schikfal, welches das vorhergehende erste Bändgen diefer Unterhaltungen in zwei gelehrten Zeitungen gehabt hat, hat von allem das Gegentheil von neuen beftätiget. Keiner diefer Recenfenten hat mich zu einer Unterhaltung über beurtheilte Gegenstände eingeladen, der eine, der in der Litteraturzeitung, ift fogar äufferft fchlecht, dennoch mus ich ein Wort über fie reden, theils um jenem, der noch auf den rechten Weg geleitet werden könnte, einige freundschaftliche Winke zu geben, und dem abfcheulich fchlechten die Hände zu binden, theils um überhaupt diefe Unterhaltungen, die eine allerdings edle Abficht haben, wider den Muthwillen der Bosheit und des Dünkels zu fichern. Man beurtheile diefe Schrift, man beurtheile fie mit aller Strenge, aber man beurtheile fie nach den Gefetzen, nach welchen wiffenschaftliche Gegenstände und Werke des Gefchmaks beurtheilet werden müffen, und

und sey nicht ein Verwüster. Erlaubt der enge Raum der Blätter eine polemische Ausführlichkeit nicht, so zeige man doch nur, worin die Einheit eines jeden Stükes bestehe, in was für einer Ordnung der Autor die Theile seines Ganzen vereinigt habe, mit was für Gründen er die Behauptungen, worauf alles ankömmt, unterstützt habe, und kurz den Gang der Meditation. Das sind die Hauptgeschäfte eines Recensenten. Hat er diesen Pflichten nicht auf das pünctlichste Genüge geleistet, so darf er sichs gar nicht einfallen lassen zu polemifiren, hat er sie vollbracht, ey nu so kan er das polemifiren auch gar unterlassen, kan es dem Leser seines Blattes überlassen, und er ist darum nicht weniger ein braver Man. Hieraus wird man erkennen, das ich schon viel gebe, wenn ich spreche, das unter hundert Recensenten kaum fünf ächte sind. Nur ein sehr geübter Denker kan ein ächter Recensent seyn. Wie machen es denn die geschäftigen Altagsherren? Wer weis es nicht? Fürwahr es ist Sünd und Schande. Kaum ist der Titel abgeschrieben, so geht es an — S. 2 steht — Recensent versteht das nicht. S. 5 steht

A 3

steht — Götter! Der Mensch sol nicht von außen herein, sondern von innen heraus denken? Götter! Barbarossa, Styx, höllische Grazien, komt zu Hülfe! Recensent wird tol. S. 9 steht — solch ein Gemisch ist die ganze Abhandlung, Recensent mag sie gar nicht lesen. Beinah wär ich schon zu dem faubern Herrn in der allgemeinen Literaturzeitung, Numero 90^a gekommen. Dieser mus noch ein wenig warten.

Mein Leipziger Herr Recensent hat das Vorrecht. Dieser ist nicht ganz so, wie jener. Ich wil darum sogleich zeigen, was er als Recensent geleistet hat, was er für Blöfen gegeben hat, und warum ich mich nicht, um ihm da, wo er nicht fortkommen konte, den Weg zu zeigen, zu einer Unterhaltung mit ihm entschließen kan. Die Recensentenpflichten hätte dieser Herr vielleicht geleistet, wenn er hinlänglich darüber unterrichtet gewesen wäre. An der ersten Untersuchung hatte er sich vorgenommen sein Heil zu versuchen, da hat er auch gezeigt, quid valeant humeri. Mit gänzlicher Verleugnung seiner Schule musste er meinen Hauptge-

gedanken angeben, mußte nun die Ordnung zeigen, nach welcher ich ihn ausgeführt habe, und dann aus den Beweisen, durch welche ich meine Behauptungen unterstützte, das Wesentlichste ausheben; aber er, gedrungen von allerhand Vorstellungen, die den Gedanken, die meine Untersuchung veranlaßte, nicht einen Augenblick weichen wolten, fängt sogleich an zu polemifiren, springt bald da bald dort hin, kan sich in sich selbst nicht finden, und wird unwillig über mich, spricht, man könnte mit mir nicht übereinkommen, klagt, ich führte ihn in einem Kreise herum, damit er taumeln solte, und was dergleichen Schmeicheleien mehr sind, die Gleichungsformeln $oo = \omega$, $a^a = a$, a hält er für die bequemste Dialectic, mit diesen macht er, mir nichts dir nichts, meinen Beweisen den Proceß, der geneigte Zeitungsleser, denkt er, wird den Beweis schon suchen, wenn er ihn wil kennen lernen, und so spielt er über meine erste Untersuchung eine Verwirrung von sieben bis acht Seiten den Lesern seiner Zeitschrift in die Hände, denen es, wenn sie aufhören zu lesen, wie den Träumenden ist, wenn sie erwachen. Bei den Gesprä-

chen über die Sitlichkeit des Zweikampfes ist die Recensentenpflicht ganz vernachlässigt worden. Die Veranlassung ist so verworren angegeben worden, daß diejenigen, die sie nur aus dieser Anzeige wissen, keine andern als ganz schiefe Vorstellungen davon haben können. Die Entscheidung selbst ist unberührt geblieben. Bei der dritten Unterhaltung ist die Nachlässigkeit des Recensenten auf dem höchsten Grade. Wer kan diese Unterhaltung gelesen haben, und noch sprechen, der zweite Paragraph der Prolegomenen habe mir Anlas dazu gegeben? Solchemnach ist in der ganzen Recension von den Recensentenpflichten nicht eine einzige recht entrichtet worden. Ich komme nun zu den Blößen, die der Recensent darin giebt. Schon auf der ersten Seite seines Blattes schreibt er eine Lüge, die ich ihm, wenn ich nicht schonte, sehr hoch anrechnen könnte. Ich führe auf der siebenten und achten Seite meiner Untersuchung über die Seelenkraft eine Stelle aus Leibniz an, und füge folgende Erinnerung hinzu — „damit man den wahren Sin dieser Stelle fasse, erinnere ich, daß man den Ausdruck *gleichgültig* nicht in der Bedeu-

Bedeutung nehme, die er in den neuern Systemen hat, wo man den Zustand der Gleichgültigkeit von dem Zustande des Gleichgewichtes unterscheidet. Gleichgültigkeit und Gleichgewicht sind hier einerlei. „ Und mein Recensent, der macht seinen Lesern weis, ich hielt Gleichgewicht der Bewegungsgründe und Gleichgültigkeit der Seele für einerlei. Solte man denn nicht, wenn es also gehen sol, der ganzen Zeitungsfchreiberei heute noch einen Stillstand gebieten? Der in der Litteraturzeitung, Num. 90a, hat mir ähnliche Streiche gespielt, und jenem werde ich einen andern Proces machen, jenen werde ich für einen offenbaren Schriftverfälscher erklären. Dem Leipziger wil ich diese Lüge nur als Nachlässigkeit anrechnen, und wil ihn ermahnen, dafs er Schriften, die er beurtheilen sol, nicht lese wie ein Schlaftrunkener. Ich hoffe, er wird der Schonung, mit welcher ich ihn behandle, mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als meinen Unterhaltungen. So viel von dem ersten Fehlritte dieses Recensenten. Da er mich nun einmal beschuldiget hat, ich hielt

Gleichgewicht und Gleichgültigkeit für einerlei, wil er in aller Geschwindigkeit auch etwas von seiner Seelenwissenschaft anbringen, wil mich eines andern belehren, giebt seiner Belehrung ein Fragzeichen, und fragt also — „Kan denn aber, und hat nicht oft genug Gleichgültigkeit der Seele stat beim ungleichen Gewichte der Bewegungsgründe?“, Hierbei mus ich dem Recensenten zuerst einen grammatischen Wink geben. Das Zeitwort *kan* ist nur ein Modificationswörtgen, und mus darum immer ein anders entweder ausdrücklich oder doch leicht versteckt bei sich haben, das dadurch modificiret wird; z. B. kanst du denken? oder er kan und wil es thun. In den Fällen, wo ihm ein Nennwort beigefügt ist, kan der Ausdruck sehr leicht hart werden; z. B. kanst du Deutsch? Genug, so einsam, so verlassen, wie dieses gute Wörtgen in dieser Stelle da ist, ist es ganz müßig. Ein Glück ist es für den Recensenten, das man durch Wegschmeißung der drei Wörter *kan denn aber* der Stelle das Unförmliche nehmen, und aus den übrigen noch erkennen kan, was er wil. Die besondere Ursache, warum ich ihm diesen Wink gegeben habe,

habe, werde ich ihm vielleicht hernach sagen. Jetzt wil ich ihm nur auf seine belchrende Frage antworten, dafs er gar nicht weis, worin die Gleichgültigkeit der Seele bestehe, denn wenn die Seele Bewegungsgründe abwägt, ist sie schon lange nicht mehr in dem Zustande der Gleichgültigkeit. Nicht besser kent er die Vorstimmungen des Harmonisten und des Deterministen, wenn er, sie zu rechtfertigen, also spricht — „müssen doch nich alle Mittelursachen und Effecte necessitirende seyn, und eben so wenig sollen diese Vorstimmungen in dem Innern der Kraft als Kraft ihren Grund haben, sondern in den Gegenständen und ihren gewirkten Vorstellungen, ohne deswegen die Freiheit zur Wahl zu zwingen.“ Ueber einen solchen Sachführer schlägt der Harmonist die Hände über den Kopf zusammen. Er wil ihn vertheidigen und raubt ihm sein Eigenthum. Wenn der Harmonist nicht mehr behauptet, dafs die Vorstimmungen in dem Innern der Kraft ihren Grund haben, ist er kein Harmonist mehr. Das Innere der Kraft ist der Mittelpunkt jener Hypothese, und überhaupt wenn man in dem ganzen determini-

Ich bin weitläufig geworden; aber ich weifs, Sie entschuldigen es. Ich hatte es nicht mit Nürnberger Bildern zu thun, sondern mit einer Sache, wo man allerdings viel zum Vortheile der Kunst sagen kan, und bei welcher man ganz, und gar nicht gleichgültig bleiben darf. Der Künstler ist zu bedauern, wenn er einem falschen Geschmacke, indem er herrschend wird, unterliegen muß; er begeht aber eine unverzeihliche Sünde, wenn er selbst zur Entstehung oder Ausbreitung desselben Gelegenheit giebt.

E. K.



PHILOSOPHISCHE
UNTERHALTUNGEN.

ZWEITER BAND.



J E N A ,
IN DER ACADEMISCHEN BUCHHANDLUNG.
1 7 9 0 .

PHILOSOPHISCHE
UNTERHALTUNGEN.

ZWEITE BAND.

LEIPZIG, 1790.

Verlag der Buchhandlung

von J. G. Cotta

in Leipzig.

Preis 1 Rthlr.

1790.

Verlag der Buchhandlung

von J. G. Cotta

in Leipzig.

Preis 1 Rthlr.

1790.

Verlag der Buchhandlung

von J. G. Cotta

in Leipzig.

INHALT.

Ueber die Aufnahme, die diese Unterhaltungen bei der Leipziger gelehrten Zeitung, und bei der allgemeinen Litteraturzeitung gefunden haben. Seite 3

Die Schöne vom Lande, ein Drama in drei Aufzügen. 45

Der Idealist, widerlegt durch sich selbst. 117

Ueber den ontologischen Beweis des Daseyns Gottes. 164

* Ueber

I N H A L T.

Ueber das Journal der Moden.	Seite 171
Ein seltener Zoophyt. . .	190
Ueber einige neuere englische Kupfer.	209
Singedichte, . .	228



ÜEBER

UEBER DIE AUFNAHME, DIE
DIESE UNTERHALTUNGEN
BEI DER LEIPZIGER GELEHR-
TEN ZEITUNG UND BEI DER
ALGEMEINEN LITTERATUR-
ZEITUNG GEFUNDEN HABEN.

Man sollte glauben, daß die Beurthei-
lung der Geisteswerke nun endlich,
da sie ein so allgemeines Geschäft ist, zu dem
Grade der Vollkommenheit gediehen sey, in
welchem sie den Wissenschaften und dem gu-
ten Geschmacke wahrer Vorthail seyn könnte,
daß nun endlich der beurtheilte Autor vor
seinem Beurtheiler stehen und auch den Ta-
del desselbigen ohne Widerwillen anhören
könnte, daß aus derjenigen Classe der Men-
schen, die an Edelmuth allen andern ein

Beispiel feyn folte, nun endlich die Büberei verbant fey, die nur durch Verunglimpfung Bekantschaften errichtet, aber dies alles glaube man ja nicht. Das Schikfal, welches das vorhergehende erste Bändgen dieser Unterhaltungen in zwei gelehrten Zeitungen gehabt hat, hat von allem das Gegentheil von neuen beftätiget. Keiner dieser Recenfenten hat mich zu einer Unterhaltung über beurtheilte Gegenstände eingeladen, der eine, der in der Litteraturzeitung, ift fogar äufferft fchlecht, dennoch mus ich ein Wort über fie reden, theils um jenem, der noch auf den rechten Weg geleitet werden könnte, einige freundschaftliche Winke zu geben, und dem abfcheulich fchlechten die Hände zu binden, theils um überhaupt diese Unterhaltungen, die eine allerdings edle Abficht haben, wider den Muthwillen der Bosheit und des Dünkels zu fichern. Man beurtheile diese Schrift, man beurtheile fie mit aller Strenge, aber man beurtheile fie nach den Gefetzen, nach welchen wiffenschaftliche Gegenstände und Werke des Geschmaks beurtheilet werden müffen, und

und sey nicht ein Verwüster. Erlaubt der enge Raum der Blätter eine polemische Ausführlichkeit nicht, so zeige man doch nur, worin die Einheit eines jeden Stükes bestehe, in was für einer Ordnung der Autor die Theile seines Ganzen vereinigt habe, mit was für Gründen er die Behauptungen, worauf alles ankömmt, unterstützt habe, und kurz den Gang der Meditation. Das sind die Hauptgeschäfte eines Recensenten. Hat er diesen Pflichten nicht auf das pünctlichste Genüge geleistet, so darf er sichs gar nicht einfallen lassen zu polemifiren, hat er sie vollbracht, ey nu so kan er das polemifiren auch gar unterlassen, kan es dem Leser seines Blattes überlassen, und er ist darum nicht weniger ein braver Man. Hieraus wird man erkennen, das ich schon viel gebe, wenn ich spreche, das unter hundert Recensenten kaum fünf ächte sind. Nur ein sehr geübter Denker kan ein ächter Recensent seyn. Wie machen es denn die geschäftigen Altagsherren? Wer weis es nicht? Fürwahr es ist Sünd und Schande. Kaum ist der Titel abgeschrieben, so geht es an — S. 2 steht — Recensent versteht das nicht. S. 5 steht

A 3

steht — Götter! Der Mensch sol nicht von außen herein, sondern von innen heraus denken? Götter! Barbarossa, Styx, höllische Grazien, komt zu Hülfe! Recensent wird tol. S. 9 steht — solch ein Gemisch ist die ganze Abhandlung, Recensent mag sie gar nicht lesen. Beinah wär ich schon zu dem saubern Herrn in der allgemeinen Literaturzeitung, Numero 90^a gekommen. Dieser mus noch ein wenig warten.

Mein Leipziger Herr Recensent hat das Vorrecht. Dieser ist nicht ganz so, wie jener. Ich wil darum sogleich zeigen, was er als Recensent geleistet hat, was er für Blöfen gegeben hat, und warum ich mich nicht, um ihm da, wo er nicht fortkommen konte, den Weg zu zeigen, zu einer Unterhaltung mit ihm entschliessen kan. Die Recensentenpflichten hätte dieser Herr vielleicht geleistet, wenn er hinlänglich darüber unterrichtet gewesen wäre. An der ersten Untersuchung hatte er sich vorgenommen sein Heil zu versuchen, da hat er auch gezeigt, quid valeant humeri. Mit gänzlicher Verleugnung seiner Schule musste er meinen Hauptge-

gedanken angeben, mußte nun die Ordnung zeigen, nach welcher ich ihn ausgeführt habe, und dann aus den Beweisen, durch welche ich meine Behauptungen unterstütze, das Wesentlichste ausheben; aber er, gedrungen von allerhand Vorstellungen, die den Gedanken, die meine Untersuchung veranlaßte, nicht einen Augenblick weichen wolten, fängt sogleich an zu polemifiren, springt bald da bald dort hin, kan sich in sich selbst nicht finden, und wird unwillig über mich, spricht, man könnte mit mir nicht übereinkommen, klagt, ich führte ihn in einem Kreise herum, damit er taumeln solte, und was dergleichen Schmeicheleien mehr sind, die Gleichungsformeln $oo = \omega$, $a^a = a$, a hält er für die bequemste Dialectic, mit diesen macht er, mir nichts dir nichts, meinen Beweisen den Proceß, der geneigte Zeitungsleser, denkt er, wird den Beweis schon suchen, wenn er ihn wil kennen lernen, und so spielt er über meine erste Untersuchung eine Verwirrung von sieben bis acht Seiten den Lesern seiner Zeitschrift in die Hände, denen es, wenn sie aufhören zu lesen, wie den Träumenden ist, wenn sie erwachen. Bei den Gesprä-

chen über die Sitlichkeit des Zweikampfes ist die Recensentenpflicht ganz vernachlässigt worden. Die Veranlassung ist so verworren angegeben worden, daß diejenigen, die sie nur aus dieser Anzeige wissen, keine andern als ganz schiefe Vorstellungen davon haben können. Die Entscheidung selbst ist unberührt geblieben. Bei der dritten Unterhaltung ist die Nachlässigkeit des Recensenten auf dem höchsten Grade. Wer kan diese Unterhaltung gelesen haben, und noch sprechen, der zweite Paragraph der Prolegomenen habe mir Anlas dazu gegeben? Solchemnach ist in der ganzen Recension von den Recensentenpflichten nicht eine einzige recht entrichtet worden. Ich komme nun zu den Blößen, die der Recensent darin giebt. Schon auf der ersten Seite seines Blattes schreibt er eine Lüge, die ich ihm, wenn ich nicht schonte, sehr hoch anrechnen könnte. Ich führe auf der siebenten und achten Seite meiner Untersuchung über die Seelenkraft eine Stelle aus Leibniz an, und füge folgende Erinnerung hinzu — „damit man den wahren Sin dieser Stelle fasse, erinnere ich, daß man den Ausdruck *gleichgültig* nicht in der Bedeu-

Bedeutung nehme, die er in den neuern Systemen hat, wo man den Zustand der Gleichgültigkeit von dem Zustande des Gleichgewichtes unterscheidet. Gleichgültigkeit und Gleichgewicht sind hier einerlei. „ Und mein Recensent, der macht seinen Lesern weis, ich hielt Gleichgewicht der Bewegungsgründe und Gleichgültigkeit der Seele für einerlei. Solte man denn nicht, wenn es also gehen sol, der ganzen Zeitungschreiberei heute noch einen Stillstand gebieten? Der in der Litteraturzeitung, Num. 90a, hat mir ähnliche Streiche gespielt, und jenem werde ich einen andern Proces machen, jenen werde ich für einen offenbaren Schriftverfälscher erklären. Dem Leipziger wil ich diese Lüge nur als Nachlässigkeit anrechnen, und wil ihn ermahnen, dafs er Schriften, die er beurtheilen sol, nicht lese wie ein Schlaftrunkener. Ich hoffe, er wird der Schonung, mit welcher ich ihn behandle, mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als meinen Unterhaltungen. So viel von dem ersten Fehlritte dieses Recensenten. Da er mich nun einmal beschuldiget hat, ich hielt

Gleichgewicht und Gleichgültigkeit für einerlei, wil er in aller Geschwindigkeit auch etwas von seiner Seelenwissenschaft anbringen, wil mich eines andern belehren, giebt seiner Belehrung ein Fragzeichen, und fragt also — „Kan denn aber, und hat nicht oft genug Gleichgültigkeit der Seele stat beim ungleichen Gewichte der Bewegungsgründe?“, Hierbei mus ich dem Recensenten zuerst einen grammatischen Wink geben. Das Zeitwort *kan* ist nur ein Modificationswörtgen, und mus darum immer ein anders entweder ausdrücklich oder doch leicht versteckt bei sich haben, das dadurch modificiret wird; z. B. kanst du denken? oder er kan und wil es thun. In den Fällen, wo ihm ein Nennwort beigefügt ist, kan der Ausdruck sehr leicht hart werden; z. B. kanst du Deutsch? Genug, so einsam, so verlassen, wie dieses gute Wörtgen in dieser Stelle da ist, ist es ganz müßig. Ein Glück ist es für den Recensenten, daß man durch Wegschmeißung der drei Wörter *kan denn aber* der Stelle das Unförmliche nehmen, und aus den übrigen noch erkennen kan, was er wil. Die besondere Ursache, warum ich ihm diesen Wink gegeben habe,

habe, werde ich ihm vielleicht hernach sagen. Jetzt wil ich ihm nur auf seine belehrende Frage antworten, dafs er gar nicht weis, worin die Gleichgültigkeit der Seele bestehe, denn wenn die Seele Bewegungsgründe abwägt, ist sie schon lange nicht mehr in dem Zustande der Gleichgültigkeit. Nicht besser kent er die Vorstimmungen des Harmonisten und des Deterministen, wenn er, sie zu rechtfertigen, also spricht — „müssen doch nich alle Mittelursachen und Effecte necessitirende seyn, und eben so wenig sollen diese Vorstimmungen in dem Innern der Kraft als Kraft ihren Grund haben, sondern in den Gegenständen und ihren gewirkten Vorstellungen, ohne deswegen die Freiheit zur Wahl zu zwingen.“ Ueber einen solchen Sachführer schlägt der Harmonist die Hände über den Kopf zusammen. Er wil ihn vertheidigen und raubt ihm sein Eigenthum. Wenn der Harmonist nicht mehr behauptet, dafs die Vorstimmungen in dem Innern der Kraft ihren Grund haben, ist er kein Harmonist mehr. Das Innere der Kraft ist der Mittelpunkt jener Hypothese, und überhaupt wenn man in dem ganzen determini-

terministischen Systeme einmal auf die Frage von den Vorstimmungen gekommen ist, ist man ganz in dem Innern der Kraft. Ich habe auch hiervon diesmal genug gesagt, denn ich wil nur dem Recensenten die Gebrechen seiner Recension vor die Augen stellen. Unter den vielen findet sich auch ein wortreicher Beweis. Jedoch ich wil bei einer leichten Sache kein Nachdenken verursachen; einer meiner Beweise scheint dem Recensenten wortreich. Zum Glück hat er hier doch wenigstens die Seitenzahl beigefügt. Ich kan nicht umhin diesen Beweis der Länge nach von Wort zu Wort hier einzurücken. Um zu beweisen, daß die Denkkraft und die Freiheit nur Charactere einer und der nämlichen Kraft sind, bilde ich diese Schlussfolge — „Die Freiheit äußert sich einzig und allein in den der Denkkraft eigenthümlichen Wirkungen, und die Denkkraft ist bei der ersten Bildung jedes einzelnen Begriffes sowohl als bei der Volziehung ihrer Wahl vollständig thätige Freiheit, daraus schliesse ich, daß es Charactere einer und der nämlichen Kraft sind.“ Ich frage einen Denker, der aber auch ein Kenner des Vortrags seyn mus, ob ich nicht,
wenn

wenn ich eine Schule hätte, meinen Schülern an diesem Beweise, als an einem Muster, zeigen könnte, wie sich mehrere Beweise in einen zusammen drängen lassen, und wie man bei dem Vortrage das Mechanische der Syllogistic, das sich mit der Schönheit nicht verträgt, vermeiden könne, ohne der Deutlichkeit zu schaden. Auf was für einer Stufe mus derjenige stehen, der diesen Beweis wortreich findet! Wer die Gedanken nicht fassen kan, dem sind freilich drei bis vier Worte belästigend. Kan mir der Recensent in diesem Beweise ein einziges müßiges Wörtgen zeigen, so sol er drei Ducaten dafür haben, wenn ich sie auch borgen müßte, kan er das nicht, so ist er mir so viel Ducaten schuldig, als der Beweis Sylben enthält, ausstechen mus er aber, wenns zum bezahlen kömt, keine, sonst nente ich ihn oben drein einen Sylbenstecher. Nicht genug; nach einer Spöttelei über meinen Beweis fährt der Recensent fort, es sey unangenehm, daß ich in dem Verfolge einer so schweren Untersuchung in eine glänzende Declamation verfiel, so daß man am Ende nicht wüßte, was ich mit allen den schönen Worten haben wolte.

Nu

Nu gut, ich wil es ihm noch einmal sagen, denn in der Unterhaltung ist es ihm auch schon gesagt worden. Ich kam von dem ersten Character der Geisteskraft, von der Freiheit, auf den zweiten, das Vermögen zu denken, das von denen, die mehrere Kräfte in der Seele annehmen, Denkkraft genennet wird. Hier mußte ich es zuerst mit denjenigen Psychologen aufnehmen, die unter den Namen Denkkraft und Freiheit zwey verschiedene Seelenkräfte lehren. Diesen setze ich den hier eingerückten Beweis, den wortreichen, entgegen. Dieser Beweis enthält zwei Glieder, das zweite ist durch die vorhergehende Aufklärung über die Freiheit außer allen Zweifel gesetzt, wider das erste konnten mir von Seiten der wollenden Kraft Einwendungen gemacht werden, diese berühre ich, und erwiedere sie so, daß ich den Willen nur für ein Kunstwort erkläre. — Das war leicht gesagt; wo war der Beweis? — Stil nur! Meine Untersuchung über den zweiten Character der Geisteskraft zu verfolgen, trage ich noch einmal, um recht deutlich zu seyn, den Hauptgedanken vor, den ich jetzt ausführen wil, „das Vermögen zu denken.“

denken bestimmt den wesentlichen Endzweck unserer Geisteskraft. — Aber auch dieser Wahrheit nimt das Luftgebäude der so genannten wollenden Kraft alles Licht. „Nun fange ich sogleich an, das System von dem Willen, als Kraft, zu widerlegen. Was für Bedenklichkeiten mußte ich mir bei diesem Schritte machen! Was für Klagen mich entschließen anzuhören! Hier konnte ich, wenn ich wolte, nicht nur ganze Reden einschalten, sondern auch Oden und Elegien, Lustspiele und Trauerspiele, und was ich aus der ungeheuern Menge Zweifel, Bedenklichkeiten und Klagen aufnehme, nimt kaum ein halbes kleines Octavseitgen ein. Das ist die glänzende Declamation. Nun weis doch der Recensent, wie unzertrenlich sie zur Sache gehört? Noch auf dem nämlichen Octavseitgen fahre ich also fort — „Einwendungen dieser Art würden mir allerdings viel zu schaffen machen. Ich wil lieber allen auf einmal, den feichten und unlautern sowohl, als den stärkern zuvorkommen. „Kan ich ihm denn deutlicher sagen, was ich mit den schönen Worten haben wil? Er wolte gern alle Recensentenformeln anbringen, die Stilformeln

meln fehlten noch, und hier flossen ihm einige aus der Feder. Er gefällt sich dabei, so dafs die Formeln zur Erweiterung werden. Die Blümgen, meint er, schikten sich nicht für ernste Weise, sondern für die Pariser Sträufermädgen. Und auch über die Pariser Sträufermädgen philosophirt er schief. Nach seiner Aeufserung müfte sich ein Pariser Sträufermädgen zu dem ernstern Weisen verhalten wie eine Eichel zu einem Stettiner Apfel, und fürwahr sie verhalten sich zu einander wie Braut und Bräutigam. Die Pariser Sträufermädgen sind, wenn es anders welche dort giebt, die Krone der Schönen von Paris, es sind Schönen, die ihre Niepes nicht bei dem Modehändler borgen, sondern am Veilchenhügel pflücken, vom Rosenstrauche brechen, die sich also mit dem Schmucke schmücken, den ihnen der Weise empfiehlt, und in welchem allein sie dem Weisen gefallen. Ueberhaupt über den Stil spricht sich am besten mit Autoren, die selbst Meister sind. Namenlose Tadler, die, wenn sie herausgefordert würden, nichts als einige dürre, mit Fehlern und Mängeln überstreute Recensionen vorzeigen könnten, lassen hierüber

über niemals Gerechtigkeit wiederfahren, können auch nicht. Wer bist du, der du richtest? Gefällt dir das urtheilen, so mus dir auch der Wetstreit gefallen. Nur eine einzige speculative, nach der strengsten Ordnung gedachte und doch schön geschriebene Abhandlung möchte ich von dir lesen. Ich würde sie in diesen Unterhaltungen beurtheilen, und meine Beurtheilung würde dir gewis keine Klagen über Ungerechtigkeiten auspressen. Das sind, fürwahr, nur die größten Fehler, die mein Leipziger Recensent in der Beurtheilung meiner ersten Unterhaltung begangen hat. Bei den Gesprächen über die Sitlichkeit des Zweikampfes macht er nur über etwas dort Zufalliges einige Erinnerung. Ich komme in dem ersten Gespräche auf die Lehre von der Zulassung der Sünde, nenne sie eine abscheuliche Lehre, und beweise, daß die Zulassung der Sünde Got unmöglich ist. Den Beweis für diesen Satz führe ich aus der Natur der Freiheit und aus dem Begriffe der bösen Handlung. Der Recensent hält diesen zwiefachen Beweis für einen vierfachen, und schreibt zu jedem insbesondere eine Glosse. Zuletzt bringt er sei-

ne Lieblingscritic an. Es gefällt ihm ungemeyn, wenn sein Autor mit sich selbst in Widerspruch steht, vermuthlich weil er wähnt, der Autor, wenn er sich beleidigt fänd, könne dann nicht mit ihm, sondern müsse mit sich selbst Handel anfangen. Kraft dieser Gefinnung wälzt er denn auch hier einen Selbstwiderspruch auf mich. Wegen der Behauptung des Satzes, die Zulassung der Sünde sey Got unmöglich, könnten, spricht er, alle meine Beweise wider die Sitlichkeit des Zweikampfes nichts ausrichten, ich verkennte also meine eignen Vorthteile, und wäre wider mich selbst. Hier mus ich ihm zuerst sagen, dafs ich nicht Beweise wider die Sitlichkeit des Zweikampfes geführet habe. Den Zweikampf erkläre ich für eine Mordthat vom ersten Range, bestimme also die Sitlichkeit desselbigen, und unterstütze den Grad der Sitlichkeit, den ich ihm gebe, durch Beweise. Und nun wie meint er denn, dafs meine Vorthteile durch jenen Saz litten? Erstlich wil er wissen, wie die Freiheit der Menschen bestehen könne, wenn Got die Zulassung der Sünde unmöglich sey. Hierauf erwiedere ich, dafs ich diese Unmöglichkeit nicht

nicht auf Seiten der Menschen, sondern auf Seiten Gottes annehme. Lerne, so rede ich, lerne von der Vernunft, daß die Zulassung der Sünde ihm unmöglich ist. Auf diesen Ausspruch folgen die Beweise, diese mus er durchlesen, auch denken dabei, mus lesen bis er an die Stelle kömt, „der Unendliche ist, was er ist, höchste Vollkommenheit, Heiligkeit in allem, was er thut und geschehen läßt.“ Nun wird er doch wenigstens einsehen, was ich behaupte, wenn er auch gleich das Warum nicht begreifen kan. So unmöglich es Got ist, ein Tyran zu seyn, ein Hurer zu seyn wie der Heidnische Jupiter, so unmöglich ist es ihm auch, die Sünde zuzulassen. Das ist die Sprache, die ich führe. Nächst dem wil er mir einen Selbstwiderspruch durch etwas anlügen, das ich nicht weis wie ich es nennen sol, Taumel oder — er schwazt also, den Zweikampf erklärte ich für etwas Böses, für Sünde, und doch lasse Got ihn zu, die Zulassung der Sünde hätte ich aber im ersten Gespräche für eine abscheuliche Lehre erklärt, daraus könnte er nicht klug werden, er könnte also nicht umhin zu sagen, ich wäre wider mich selbst. Die

Schwäche des guten Herrn ist alzu gros. Nu, so merket doch auf, und besinnet euch! Im ersten Gespräche erkläre ich die Lehre von der Zulassung der Sünde für eine abscheuliche Lehre, beweise, das Got keine Sünde, folglich auch keine Mordthat zulasse, im zweiten Gespräche erkläre ich den Zweikampf für Sünde, für eine der strafbarsten Mordthaten, eben dadurch lehre ich ja auch, das Got ihn nicht zulasse. So sieht es bei mir aus, da ist ja lauter Uebereinstimmung. Der Unterhaltung über Kants Prolegomena hat er eine Lüge angedichtet, wie die von der Gleichgültigkeit war. Am Ende komt der Verfasser, so spricht er, auf den Saz des Widerspruchs, den er auch für keinen Saz hält, und der deshalb auch nicht als Grundsaz aufgestellt werden könne; ob dem so sey, kan der Leser von selbst leicht entscheiden. Die Leser meiner Unterhaltung kan dieser scharfsinnige Man nicht zu Richtern auffordern, denn diese müssen ihn, nur den ausgenommen, der ihm gleich ist, auch hier einer unverantwortlichen Fahrlässigkeit ins Angesicht zeihen, die Leser seines Zeitungsblattes meint er, diese sollen nach dem, was er ihnen

nen von mir vorschwazt, entscheiden. Da ich es mir am Schlusse dieser Unterhaltung zu einem besondern Geschäfte mache, zu der rechten Anwendung dieses Grundsatzes eine zwar kurze aber keinesweges nachlässige Anleitung zu geben, und da eine solche Anleitung jezt mehr als jemals anfängt ein Bedürfnis zu werden, so beleidigt der Recensent durch die Nachlässigkeit, die er darüber hinwirft, nebst mir auch die Leser seines Blattes. Den Saz des Widerspruchs lasse ich freilich, logisch betrachtet, nicht für einen Saz gelten, daraus folgt aber nicht, dafs er nicht als Grundsaz aufgestellt werden könnte. Wenn man nur weis, was er ist, wozu und wie er bei der Untersuchung der Wahrheit angewendet werden kan, so nenne man ihn immerhin nach wie vor Grundsaz, denn es ist überhaupt gut, wenn man dem Kunstwor-
te *Grundsaz* seinen vielumfassenden Sin läst, darum nenne ich überhaupt Grundsaz, was Kant Princip nent, füge auch die Erinnerung hinzu, Princip möchte wohl ein bequemerer Ausdruck seyn, ich hofte aber, man werde Grundsaz nicht ungern in dem nämlichen Sinne annehmen. Solchemnach trage ich ja gar

kein Bedenken, den Satz des Widerspruchs als Grundfaz aufzustellen, ja ich erkläre mich ganz für denselbigen, tadle, daß man vorgäbe, es könnten Wahrheiten daraus abgeleitet werden, da er nur als Ideal der Unwahrheit ein Grundfaz sey, und behaupte, daß er, als solcher, sich nicht, wie Kant wil, in den leeren Raum eines identischen Satzes einschränken lasse, sondern allenthalben, bei Urtheilen aller Art und auch bei Begriffen angewendet werden könne. Das ist der Inhalt desjenigen, was ich auf den drei letzten Seiten jener Unterhaltung über den Satz des Widerspruchs vorgetragen habe, und worüber mein Recensent seine Leser benachrichtiget, ich hielt den Satz des Widerspruchs für keinen Satz, der deshalb auch nicht als Grundfaz aufgestellt werden könne. Fürwahr es ist unmöglich, hier nicht einen vorsezlichen Beleidiger zu erkennen. Wo man es mit der wahrheitliebenden Seele am besten meint, da sind solche Verstümmler am unverschämtesten. Sie verlassen sich darauf, daß ihr Zeitungsblatt in hundert Hände kömt, wohin die gemishandelte Schrift nicht gekommen ist, und auch — freilich hat ihre Sudelei

delei Absicht — nie kommen wird, darum übergeben sie so leicht, so getrost das Amt des Schiedsrichters dem Leser. Endlich kömt er auf die Singedichte. Hier wil ich nicht mit ihm hadern, wil ihn fogar, um seine Vergehungen mit einer Grosmuth zu erwiedern, wider mich selbst unterstützen, die Sylbenstecherei ausgenommen. Ich schreibe die Verkleinerungssylbe *gen* durchaus mit einem *g*. Der Recensent hält das für einen Fehler, und sagt ganz treuherzig dabei, dieser Fehler käm oft vor. Musste ihm denn das öftere Vorkommen dieser Sylbe nicht etwas ganz anders vermuthen lassen, als einen Fehler? Wie? Hat er eine Sudelei vor sich, wie seine Recension ist? Es ist ja bekannt genug, dafs beides, das *g* und das *ch*, bei dieser Sylbe Gebrauch ist. Er schreibt Recensfönchen, und weis nicht warum, ich schreibe *gen*, und habe meine Ursachen dazu. So wolte ich den Sylbenstecher abfertigen. Nun erscheine der Man von Geschmack! Ja, da wil ich auch eine ganz andere Erscheinung werden. Wir wissen nicht, spricht er, nach welchem Begriff vom Singedichte der Verfasser gearbeitet haben möge, sicherlich

aber nicht nach jenem Vers,

Ein Singedicht fol gleich der Biene feyn,
fo füs wie fie, fo ſtechend, und fo klein.

Eh ich weiter gehe, mus ich auf einen Vortheil aufmerkſam machen, den dieſes Bienenideal auch anderswo gewähren kan. Die Erklärer der Heiligen Schrift haben über die Heuſchrecken, die Johannes der Täufer in der Wüſte geſſen haben ſol, allerhand Muthmaſungen gewagt, mein Recenſent findet die Bienen esbar, und macht es höchſt wahrſcheinlich, daſs Johannes das Honig mit den Bienen geſſen habe, daſs folglich unter den Heuſchrecken Bienen verſtanden werden müſſen. Jezt zur Sache. Ich halte mein Wort, und unterſtütze hier den Recenſenten wider mich ſelbſt. Meine Singedichte ſind nicht, ſpricht mein Recenſent, nach jenem Vers gearbeitet, und ich ſpreche, allerdings nicht, mein Recenſent giebt in äſthetiſcher Sprache den Grund davon an, und ich wil machen, daſs jederman dieſen Grund verſtehe. Keins dieſer Prädicate zugleich iſt auf ſie paſſend, ſo redet der Kunſtrichter. In der Sache hat er vollkommen Recht, nur fürchte ich, es möchte nicht jederman verſtehen,

stehen, was er hier sagen wil. Er wil manchmal ein Wörtgen recht mit Kunst anbringen, und das Wörtgen thut als ob es mit ihm spielte, wie ein kleines Mädgen, das die Mutter hafchen wil. Keins dieser Prädicate zugleich ist auf sie passend — was wil er damit? Zugleich — zugleich — ja das ist eben das kleine Mädgen, das sich nicht wil hafchen lassen. Seine Meinung ist folgende — Das Singedicht mus vermöge des Bienenideals drei Eigenschaften haben, es mus füs feyn wie eine Biene, stechend wie eine Biene, klein feyn wie eine Biene, in keinem von des Verfassers Singedichten ist eine dieser Eigenschaften so, das die andern zwei, denn ihrer sind nur drei, zugleich mit ihr darin wären. Und ich, der Verfasser, spreche, er hat Recht, da er doch nun einmal die Biene als Ideal des Singedichts angenommen hat. Die Anwendung seines Ideals mus ihm überaus leichte Arbeit feyn. Nur ein einziges Beispiel! *Climene schlumre sanft, ein Schlafliedgen.* Dieses Schlafliedgen ist kein Singedicht. Beweis — es ist nicht füs wie eine Biene — der Recensent beruft sich, als ein Bienenesser, auf seinen Geschmak; wer wi-

derspricht ihm? — es ist nicht stechend, wie eine Biene — das lehrt der Augenschein; wäre das Liedgen stechend wie eine Biene, Climene würde gewis nicht so lächelnd fortschlummern, auffahren würde sie mit einem kläglichen Geschrei, denn der Bienenstich sol ganz erbärmlich schmerzen — es ist nicht klein wie eine Biene — auch das lehrt, so fern es in das Auge fällt, der Augenschein, fällt es nicht ins Auge, so kan man sich leicht durch eine algebraische Wendung helfen.

Ich habe dieser Recension eine Aufmerksamkeit geschenkt, der sie freilich nicht werth ist, allein ich schmeichle mir, das ich dadurch etwas beitragen werde, die Aufmerksamkeit des Publicums auf das Recensirwesen reger zu machen, und das ich in Zukunft zu dergleichen Mishandlungen werde schweigen können, ohne darum nachlässig gegen mich selbst zu seyn. Nun übte ich gern an meinem Recensenten eine Pflicht der Bruderliebe, gäb ihm gern über manches, worein er sich nicht finden konte, nähere Aufklärungen, und leitete ihn, wo er nicht fortkommen konte, denn ich habe bei mei-

nen

nen Unterhaltungen keine andere Absicht, als der Wahrheit hier und da eine Seele zu gewinnen, aber mein Recensent hat mir diese so angenehme Pflicht vorjezt unmöglich gemacht. Er nimt ganz die Manier der schlechten an, der Sudler, die aus einem an sich würdigen und nützlichen Geschäfte Büterei machen. Er ist stolz gegen mich auf sein Alter, wie die Juden auf ihren Abraham, da sie dem Messias vorwarfen, er sey noch nicht vierzig Jahre alt, schilt mich einen feynwollenden Philosophen, der mit großen Männern eine Lanze brechen wolte, indes er sich selbst an die großen Männer anschließt, sie vertheidigen wil, und in die großen Männer sich eben so wenig finden kan, als in mich, wie unter andern — das gehört noch in das Verzeichnis seiner Blößen, ich wil es kurz machen — dort, wo ich wider Mendelssohn behaupte, daß die Empfindung durch die Deutlichkeit der Vorstellung nicht geschwächt wird. Mendelssohns Euphranor läßt den Theocles bei der Erblickung einer Schöne durch den harmonischen Bau ihrer Glieder, durch ihre blendende Gesichtsfarbe, durch ihre feurigen Augen und bered-

beredten Züge in Entzückung gerathen, und warnet ihn, wofern ihm seine Entzückung lieb sey, daß er sich die Verwirrung in diesen Vorstellungen ja nicht entwikle; hüte dich, spricht er, anstat feuriger Augen die Beschaffenheit der Säfte im Auge, und anstat reizender Minen eine leichte Bewegung der Gesichtsmuskeln zu gedenken, den Augenblick würde dein Vergnügen sterben. Ohne Zweifel, erwiedere ich, würde sein Vergnügen sterben, wenn er solche Betrachtungen anstellte; aber warum würde es sterben? Nicht darum weil er jetzt seine Entzückung aufklärte, sondern weil er sich seine Schöne gar nicht mehr vorstellte. Das ist für meinen Recensenten eine Subtilität. Wie ist es möglich, fragt er, einen Gegenstand, dessen Theile ich analysire, gar nicht zu denken? Einen Gegenstand denkt Theocles noch, den nämlichen denkt er, dessen Theile er zergliedert, aber seine Schöne denkt er nicht mehr. Den harmonischen Gliederbau seiner Schöne, ihre Gesichtsfarbe, die beredten Züge ihres Angesichts, kurz alle ihre Reize mag sich Theocles als ein Kenner des Schönen auf das genaueste zergliedern, er mag seine Vorstellung

lung

lung davon aufhellen so gut er kan, sein Vergnügen wird dadurch zuverlässig nicht sterben; und bei dieser Zergliederung, bei dieser denkt er sich seine Schöne noch. So wolte ich durch die Prüfung eines Mendelssohn'schen Beispiels darthun, wie man die Beispiele, wodurch die gegenseitige Meinung bestätigt werden sol, ganz willkührlich nach der Meinung zu formen pflegt. Diese Prüfung stelle ich aber so an, daß Mendelssohn sie gewis lieber gelesen haben würde, als meines Recensenten rohes Geschwätz. — Wenn Mendelssohns Euphranor dabei verunglückt, wird nicht leicht einer damit glücklich seyn. — Mit dieser Stelle öfne ich die Prüfung. Konte ich bei dieser Gelegenheit meine Achtung gegen den würdigen Man deutlicher zu erkennen geben? Aber ach, daß man auf solche Art Achtungen zu erkennen giebt, das kan mein lieber Recensent mit seinen Sinnen nicht begreifen, so wenig er in dieser Stelle eine Lektion für sich finden kan. Und darum — nun bin ich wieder in meinem obigen Zusammenhange — schilt er mich einen seyn wollenden Philosophen, der mit großen Männern eine Lanze brechen wolte,

te, und was dergleichen Schmeicheleien mehr find. Genug! Bis zum Wiedersehn. Erfahre ich, daß er bei der Wahrnehmung seiner Schwächen wünscht, stark zu werden, so werde ich ihm mit Vergnügen zu erkennen geben, wie gern ich geschehen lasse, daß er je eher je lieber sey, was Pythagoras seyn wolte.

Jetzt komme ich zu den in der allgemeinen Litteraturzeitung, Numero 90^a, vom Jahr 1787. Seite 101. Dieser kündigt sich also an — Ich bin, ein Philosoph bin ich nicht, ein Sophe bin ich, und eben so gewis bin ich auch, ein Dichter bin ich nicht, der deutsche Apollo bin ich, die zehnte Muse ist meine Frau, wer das nicht glauben wil, dem wil ich — Dieser Strich bedeutet einen knotigen Prügel. Weh dem Buche, möchte man wohl denken, das diesem Recensenten in die Hände fällt. Nicht also. Der Sophe ist ein Bär, die Sophei aber ist eine Fledermaus. Beim Aufschlagen fiel ihm auf der dritten Seite meiner Untersuchung über die Seelenkraft eine mit kleinerer Schrift gedruckte Zeile in die Augen, diese schaut' er an, und fand, daß ich alle Wirkungen der Seele

Seele für Wirkungen einer einzigen, einer vollkommen freien Kraft zu denken erkläre. Da dachte der Sophe sogleich an seine Entdeckung über die Römischen Freigelassenen. Das wiederfährt ihm, so oft er das Sylbgen *frei* irgendwo erblickt. In einem alten Wörterbuche, woraus er das Latein lernt, fand er bei dem Worte *libertus* ein *Freigelassener* eine umschreibende Erklärung, und erfah daraus, daß die Freigelassenen essen konten, wenn, was, und wie sie wolten. Diefem dachte der Sophe nach, und schloß daraus, die Freigelassenen wären niemals ganz frei geworden, sie hätten doch noch von ihrem Wollen abgehangen, denn sie konten essen, wenn, was und wie sie wolten. Diese Entdeckung kitzelte ihn, es ward ihm, als ob ihm die zehnte Muse, seine Frau, am Busen spiele. Er schrieb die Entdeckung an den Rand seines Wörterbuches, und nahm sich vor, um sie, wie er zu reden pflegt, zu verdauen, sie dreimal des Tages, beim Frühstück, beim Mittagessen, und beim Abendessen zu lesen. Nun mag sie wohl Saft und Blut in ihm seyn, darum dringt sie, sobald er das Sylbgen *frei* sieht, wie Schweis durch
die

die Schweislöcher aus ihm. Das geschah auch gegenwärtig. Er sah, wie gesagt, die feiner gedruckte Zeile an, fand darin eine *volkommen freie Kraft zu denken*, und sophirte also — Was freie Kraft sey, verstehe er nicht; was konnte ihm nun vollkommen freie Kraft zu denken seyn? Nichts anders, als was er verstehen konnte, nämlich Kraft vollkommen frei zu denken. „Und dann — was heißt das, spricht er, *volkommen frei denken*? Es kan nichts anders heißen, als ohne alle äußere Veranlassung denken, wann was, und wie wir wollen. Aber zugegeben, daß wir diese Kraft hätten, so wäre die wesentliche Kraft der Seele nicht die Kraft zu denken allein, sondern auch die Kraft zu wollen, denn das Wollen würde nicht vom Denken, sondern das Denken vom Wollen abhängen.“ Ist das nicht der Freigelassene, der, nach der Entdeckung des Sophen, darum, weil er essen konnte, wenn, was, und wie er wolte, ein abhängiger Freigelassener blieb, fintemal er von seinem Wollen abhing? Ein solches Pröbgen von seiner Sophei gab der Sophe, da er meine Unterhaltungen betastete. Auch verräth er dadurch, daß er
 mei-

meine Untersuchung gar nicht gelesen hat. Doch wie? Ein so roher Mensch, der überdies darauf stolz ist, daß seine Fledermaus in der allgemeinen Litteraturzeitung in eine Schneegans verwandelt wird, damit sie über das Meer fliege, und jenseit des Meeres die Ehre der Nation sey, der tritt unter die Füße, was in Würde gekleidet ist, denn wenn das Edle, wenn das Würdige öffentliche Achtung erhielt, so könnte er nicht mehr ein Zeitungschreiber seyn. Die Grundgesetze, ohne deren Beobachtung das Recensirwesen nichts anders als Algierischer Seekrieg ist, habe ich oben festgesetzt. Sol ich sie auch der A. L. Z. wiederhohlen? Man kan sie nachschlagen. Die *Philosophischen Unterhaltungen* sind aus der reinsten Quelle entsprungen. Das Wahre mit dem Schönen in vertraute Vereinigung zu bringen, ist die Absicht, die man sich dabei vorgesetzt hat. Nie habe ich gehört, daß man Ursache gehabt habe, über die ungeheure Menge Schriften dieser Art zu klagen, ich wolte sagen sich zu wundern, vielmehr würde die Bücherschreiberei eine ganz andere Gestalt gewinnen, als sie gegenwärtig hat, wenn alle Schriften so mit Ach-

II. B. C tung

tung für die Wahrheit und für das Publicum an das Licht treten sollten, wie diese Unterhaltungen. Man hatte daher auch das Recht, eine nicht unwürdige Aufnahme zu erwarten. Eine nicht unwürdige Aufnahme, sprech ich, und zu einer solchen Erwartung hatte man allerdings das Recht. Sol man denn denen, die den Lehrern der Nationen Rang und Würden bestimmen, erst lehren, worin die würdige Aufnahme einer Schrift bestehe? Wer verlangt denn eure Lobförmelgen? Wer wil denn, daß ihr nebst dem Titel zwei bis drei Zeilen ausheben soltet, damit ihr dabei sprechen möchtet, das hat wohlgeschmeckt? Das ist Kinderei. Empfanget, was mit Würde erscheint, nicht unwürdig, nicht unwürdig, wie ein namenloser roher Mensch in der allgemeinen Litteraturzeitung, Numero 90^a, die Philosophischen Unterhaltungen.

So viel fand ich für nöthig über diesen Sophen zu sagen, so fern er als Recensent betrachtet werden sollte. Hierbei könnte ich es bewenden lassen, denn das Rohe, das Ehrenräuberische einer Recension geht nicht auf die gemishandelte Schrift über, sondern es
haf-

haftet an der Zeitung, die den Wisch aufnahm, und wird, wenn sie sich mehrmal mit solcher Schminke schminket, nach und nach ihr bleibender Character, allein ich habe den Sophen auch noch auf einer andern Seite zu betrachten, und da führe ich eine ganz andere Sprache. Er mus Schiffe ziehen, wenn er auch gleich ein Graf wäre, denn er ist ein Schriftverfälscher. Dafs er ein Schriftverfälscher ist, das beweis ich jetzt, und verlange von der allgemeinen Litteraturzeitung öffentliche Genugthuung. Seine Schmähung fängt der ehrliche Man also an — „Wenn äußere Güte, Druk und Papier, und das eigne Lob der Verfasser, das sie ihren Arbeiten ertheilen, die leztern empfehlen können, so ist diese Schrift gewis keine von den lezten, um Leser zu finden.“ Wer sind denn die Verfasser, die ihre Arbeiten selbst loben? An diesen Unterhaltungen hat aufer mir niemand Antheil als zween meiner Freunde. Von einem derselben ist in dem ersten Bande die Abhandlung über den Sulzerischen Grundfaz der Schönen Künste, von dem andern, der ein Künstler ist, der Auffaz über die bunten Kupfer. In keinem dieser Aufsätze ist

an die Schrift selbst gedacht worden. Mich allein trifft also, wie überhaupt der ganze Angriff dieses Wilden, auch die Beschuldigung des Eigenlobes. Der Beweis wird aus der Vorrede geführt. Die drei letzten Seiten der Vorrede mag der Gegner gelesen haben. Auf diesen schießt er herum, um etwas Personelles zu finden. Hatte man bei der allgemeinen Litteraturzeitung ächte Grundsätze, wendete man auch hier die nöthige Aufmerksamkeit an, so mußte man schon dieses schießenden Anfangs wegen den Wisch, anstatt ihn als Recension abdrucken zu lassen, in das Feuer werfen, denn das Jagen nach dem Personellen das ist es eben, was das Recensirwesen zur Büberei macht. Indem der Boshafte, wie gesagt, auf den drei letzten Seiten der Vorrede herum schießt, greift er hier und da an, aber es wil ihm nicht recht gelingen. Selbst das allgemeine Verwahrungsmittel wider das Eigenlob, *das Werk mag sich selbst empfehlen*, rechnete er mir gern als unbescheidene Prahlerei an. Endlich ersieht er am Schlusse seinen Vorthail. Den Schluß meiner Vorrede hebt er aus, braucht dabei die gewöhnlichen Zeichen, wodurch man zu

er.

erkennen giebt, daß man eine Stelle aus dem Autor einrücke, läßt auch das Wort, worauf alles ankömmt, mit feinerer Schrift drucken, und läßt mich also reden — Nichts wird in diesem Werke vorkommen, was nicht bei voller Muse *vollendet* wäre. Hierzu fügt er folgende Anmerkung — „Also haben die im ersten Bande enthaltenen Stücke ihre höchstmögliche Vollkommenheit, und wir können in den folgenden Bänden vielleicht schlechtere, aber keine bessern Stücke hoffen.“ Hierdurch hat er zu gleicher Zeit zu allen künftigen Recensionen dieser Schrift den Ton angegeben. Wenn man nun weiter liest, und erkennt, wie er alles, was er im ersten Bande mit W. unterzeichnet findet, unter die Füße tritt, und diese Mishandlung mit diesen Worten endigt, Hr. W. ist so wenig Dichter als Philosoph, so sieht man ja wohl in einer Handlung das Loch gemacht, die Mordthat vollbracht, und eingeschart; nicht wahr? Jedoch fürchtet euch nicht für denen, die den Leib töden, die Seele aber nicht mögen töden. Der Angegriffene ist entrunnen, der Mörder sitzt. Jetzt führe ich meinen Beweis wider ihn. Wenn der Schluß meiner Vorrede

de lautet, wie er ihn in die Litteraturzeitung eingerückt hat, so hat er Recht, so ist seine Anmerkung darüber noch Schonung. Auf das Wort *vollendet* kömt alles an. In der Stelle, wie sie mein Gegner mir anlügt, ist dieses Wort ein Beiwort, und als solches hat es den Sin, den er ihm in seiner Anmerkung giebt, deutet es den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit an. Dieses Wort in diesem Sinne genommen, gäb ich folchemnach dem Publicum die Versicherung, dafs in den Unterhaltungen nichts vorkommen werde, was nicht den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit habe. Das wäre nicht Eitelkeit, nicht Hochmuth, Gotlosigkeit wär es, denn nur der Unendliche kan seinen Geschöpfen den möglichen höchsten Grad der Vollkommenheit geben, nur der Unendliche kan vollendete Werke schaffen. Welcher Vernünftige würde nicht ein Buch, dessen Autor versprach, unendlich zu seyn, mit Entsetzen aus der Hand werfen? Und welcher Vernünftige könnte eine solche Versprechung thun? Selbst der Gottesleugner scheute sich sie zu thun; nur im stärksten Sturme der allererschreklichsten Raserei könnte sie vielleicht

leicht ein mitleidenswürdig Elender brausen, wie der Sturmwind braust, brüllen, wie der Löwe brüllt. Der Beifaz *bei voller Muse* ist überdies in dieser verstümmelten Stelle ganz müßig, und giebt dem ganzen Ausdrucke, bei aller Gotlosigkeit, die darin liegt, auch ein recht dummes Ansehn. Fürwahr ich wüßte nicht, womit ich die Größe dieses Betrugs vergleichen könnte, wenn ich zudem erwäge, daß unter denen, die die Litteraturzeitung lesen, nur sehr wenige die Unterhaltungen besitzen. Jedoch ich mus jetzt zeigen, worin der Betrug bestehe. Ich schliesse meine Vorrede also — „Nichts wird darin (in den Unterhaltungen) vorkommen, es sey so klein oder so gros als es wolle, was nicht bei voller Muse *vollendet worden wäre.*“ Die Auslassung des Wortes *worden* war der Vorthail, den sich der Betrüger erfah. Blieb *worden* dabei, so konte *vollendet* nicht als Beiwort genommen werden, so war an der ganzen Stelle kein Schein mehr von dem Abscheulichen, das allerdings darin liegt, wenn *vollendet* ein Beiwort ist. Dieses nämliche Wort kan auch das Supinum seyn von dem Zeitworte *vollenden* d. h. *endigen*, und so

C 4

brauch

brauch ich es. Die beiden Ausdrücke *worden wäre* find die längstvergangene Zeit von dem Hülfs Worte *werden*, vereinige ich damit *vollendet*, so habe ich die längstvergangene Zeit von *vollenden* in der leidenden Gattung, trenne ich *worden* von *wäre*, so behalte ich an *wäre* nicht mehr eine Zeit von dem Hülfs Worte *werden*, sondern von *Seyn*, und *vollendet* kan nun nicht mehr als Zeitwort, es mus als Beiwort genommen werden, so wie es unmöglich ist, daß ich es, so lange ich *worden wäre* zusammen lasse, als Beiwort nehmen könnte. Und nun, da ich *vollendet* nicht mit *wäre*, sondern mit *worden wäre* vereinige; was hat meine Stelle für einen Sin? Keinen andern als diesen — nichts wird in den Unterhaltungen vorkommen, was nicht bei voller Muse geendigt worden wäre. Der Beisatz *bei voller Muse* war in der verstümmelten Stelle ganz überflüssig, und erwekte die Vermuthung, daß der, der ihn gebraucht habe, noch ein sehr ungeschliffener Mensch seyn müsse, in meinem Originale ist dieser Beisatz nichts weniger als müßig, man erkennt gar bald, wie nah er zu meiner Absicht gehört. Ein rechtschaffener Man, der
sich

sich entschließt, ein Autor zu werden, und der die Würde dieses Berufs kennet, wird sich durch keine andern Geschäfte verleiten lassen, sein Werk mit weniger Aufmerksamkeit zu vollenden, als er es angefangen hatte, er wird lieber die Ausgabe desselbigen verzögern, eh er sich der Uebereilungen wegen nothgedrungen sieht, seinen Lesern mit einer unterthänigen Bittschrift zuvorzukommen. Aus Betrachtungen dieser Art ist die Versprechung geflossen, mit welcher ich meine Vorrede geschlossen habe. Ich wiederhole sie, denn sie ist Pflicht des rechtschaffenen Mannes, und verspreche noch einmal, daß in diesen Unterhaltungen nichts vorkommen wird, was nicht bei voller Muse vollendet worden wäre. Die zweite Verfälschung fand der Betrüger für nöthig, da er den Titel meiner Gespräche über die Sitlichkeit des Zweikampfes abschrieb. Recensent, spricht er dort, führt hierüber die eignen Worte des Verfassers in der Vorrede an. O du Ehrloser, tritt vor den Spiegel und speie dir selbst ins Angesicht. Der Betrüger führt mich nun redend ein, und läßt mich also reden — „Ein Theil der Schrift sol Prüfung der Ur-

theile andrer über Werke des Verstandes enthalten. In diesem ersten Bande sind die drei Gespräche, *Liebo und Wilmar*, dieser Art. Ich habe mir dabei eine solche Wendung gegeben, daß ich, indem ich das Urtheil eines andern prüfe, zugleich die Frage selbst vollständig auflöse., Ich aber, ich rede, S. XI. Vorr., wie folgt — „Die Urtheile unserer gelehrten Zeitschriften heischen nicht selten eine genaue Prüfung, wenn sie nicht höchst nachtheilig werden sollen. Solche Prüfungen sind es, die einen Hauptartikel dieser Unterhaltungen ausmachen werden. In dem gegenwärtigen ersten Bande sind die drei Gespräche *Liebo und Wilmar*, über die *Sittlichkeit des Zweikampfes*, von dieser Art. Ich habe mir u. f. w., Können es denn die Seeräuber aus der Africanischen Barbarei ärger machen? Der Betrüger wolte gern den Character, den er mir durch die erste Verfälschung angelogen hatte, durch ein zweites Beispiel bestätigen, dazu hatte er eine zweite Verfälschung nöthig. Jedoch hierüber habe ich dem ehrlichen Manne genug, dem Betrüger schon zu viel gesagt. Ich halte mich nur an die erste Verfälschung, diese

ist

ist auch allein abscheulich genug, aus dieser allein führe ich meinen Beweis wider ihn. Der Beweis ist geführt, und jetzt wende ich mich an die allgemeine Litteraturzeitung, durch welche der Betrüger sein Bubenstück ausgeführt hat. Die Beleidigungen, die mir durch diese ehrbare Recension zugefügt worden sind, sind von doppelter Art. Für die eine Art ist man bei der Litteraturzeitung gar nicht im Stande mir Genugthuung zu geben, dafür ist schon auf meiner Seite hinlänglich gesorgt. Freilich kan auch ein Gewafneter von einem Strafenräuber angegriffen werden, wenn der Gewafnete nur stark und gerüstet genug ist, um sich behaupten zu können. Für die Beleidigung, die mir durch die ehrlose aus dem höchsten Grade der Bosheit entsprungene Schriftverfälschung zugefügt worden ist, für diese verlange ich von Seiten der allgemeinen Litteraturzeitung öffentliche Genugthuung. Eine Wahl verstatte ich. Wil man mir den Betrüger öffentlich nennen, so erkläre ich die Zeitung selbst frei von der schwehren Schuld, die sie sich durch die Bekanntmachung einer boshaftigen ehrlosen Schriftverfälschung aufgebürdet hat, wil man
das

das nicht, so trage die Zeitung allein die ganze Last. Durch die Anweisung an das Intelligenzblatt, wo man Gegencritiken einrückt, kan man sich aus dieser Sache nicht wikeln. Diesmal ist die Rede nicht von Critic und Gegencritic. Meine Forderung betrifft den zärtlichsten Ehrenpunct. Der Man von Ehre weis, was er zu thun hat.

Wil man in Zukunft in jene Zeitung Recensionen dieser Unterhaltungen einrücken, so sol das zwar, jedoch nur unter der Bedingung, daß jedesmal der Name des Recensenten darunter stehe, verstattet werden.

W.

DIE

DIE
SCHÖNE vom LANDE,
EIN DRAMA
IN DREI AUFZÜGEN.

Amor non è, qual credesi
dal volgo ignaro e folle,
languido affetto ignobile
d' un cor lascivo et molle.

P R O L O G.

Ich bin gar nicht der Meinung, daß ein Drama grad für die Bühne bestimmt seyn müsse, und daß es nur mittelst der wirklichen Aufführung sein Glück oder sein Unglück machen könne. Viele sind doch in der That dieser Meinung zugethan, die Deutsche Gesellschaft in Manheim hat sie sich noch vor kurzen bei dem comischen Wetstreite zu der letzten entscheidenden Bedingung gemacht. Es ist zu beklagen, daß das Drama, dieser vortrefliche Zweig der Dichtkunst, durch das Zwingen unter die Theatergesetze so sehr gelitten hat. An die Auswüchse, an das dumme und läppische Zeug, das in dramatischer Form auf die Bühne gebracht, beschaut, belacht und beklatscht, mit unter von feilen kritischen Urthelsprechern, die eben so niederträchtig sind als die gedungenen Comödien-

dienschreiber, auch gelobt worden ist, wil ich jezt gar nicht denken, selbst in seiner Volkommenheit kan doch ein nach den Gesetzen der Bühne gearbeitetes Drama mit nichts treffender verglichen werden, als mit einer Linde, die gezwungen wurde, wie ein spitziges Dreieck aufzuwachsen. Das Dramatische ist eine poetische Form; die Aufführung ist dabei ein sehr entfernter Umstand und die Bühne ein ganz entbehrliches Ding. Nicht als ob ich hierdurch der Schauspielkunst zu nahe treten wolte. Diese Kunst mag immerhin Würde haben, sie mag sich, damit sie nicht unnütze Gaukelei sey, mit der dramatischen Dichtkunst vereinigen, nur wenn der Fal eintritt, daß Ausnahmen gemacht werden müssen, mus sie nicht verlangen, daß die Dichtkunst weiche, sie, die Schauspielkunst, mus sich bequemen nachzugeben. Dieser Forderung werden sich wohl nach wie vor mächtige Partheien widersetzen. So mag es denn auch nach wie vor gelobte und ungelobte Dichter geben, die für die Bühne arbeiten, das Drama wird darum doch bleiben, was es ist, eine Dichtungsart, die der Bühne so wenig bedarf als das Heldengedicht,

dict, und der das Streben zur Vollkommenheit nur unter der Bedingung gelingen kan, daß sie das Joch der Schauspielmode abgeschüttelt habe. Ich würde diesen reichhaltigen Stof mit Vergnügen bearbeiten; fürwahr ich breche ungern ab. Mein Prolog sollte nicht eine Theorie werden.

Ich füge hinzu, daß ich in meiner eigenen Angelegenheit vernünftige Kunstrichter wie Freunde aufnehme, deren Besuche mir angenehm sind, aber einen Verwüster, einen Verstümmler, wie der Sophe ist, von dem ich so eben herkomme, der sich dünkt der zweite Einzige zu seyn, der den Leuten weis macht, er sey ein Geniemesser, und, würde er geprüft, höchstens etwa einen Scheitmesser abgeben könnte, der behauptet, er habe darum, weil er bei einer vornehmen Zeitung als Recensionschreiber angestellt sey, uneingeschrenkte Volmacht, Philosophen und Dichter jetzt obenan zu setzen, dann unten hin, auch gar abzusetzen, je nachdem es ihn kitzele, und besonders, damit das Gleichgewicht unter den Mächten erhalten werde, keinen neuen aufkommen zu lassen, wenn

II. B.

D

nicht

nicht laut sichern Nachrichten einer von den
alten mit Tode abgegangen sey — wer
wird sich einem solchen preisgeben? Die
Africanischen Seeräuber hätte man längst ver-
tilgen sollen.

DIE
SCHÖNE VOM LANDE.

PERSONEN.

Herr von Rosenfeld.

Irene.

Erast, Sohn des Herrn von Rosenfeld, Rosettens
Liebhaber.

Rosette, Irenens Tochter.

Amalia, Tochter des Herrn von Rosenfeld.

Offa, ein Sophe.

Silluc, ein Sophe.

Ein Bedienter.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Rosette, Amalia.

Amalia.

Rosette, es gefällt dir nicht bei uns,
du bist unruhig.

Rosette.

Und das wüßten Sie,
gnädige . . .

Amalia.

Nicht weiter! Schone mich, du weißt,
wie diese Bitschriftsprache mir gefällt.

Und solt ich nicht dein Angesicht verstehn?

Nicht; deines Auges thränenquellenden Blick?

Nicht diesen Zwang? Ich dachte doch fürwahr,

im Hause meines Bräutigams, und dazu

am Tage der Verlobung könnte ich

den Rasenweg durch Blumen; und das Thal,

und selbst die Flor des schönsten Wonnetaags
ein wenig vergessen.

Rosette.

Beste Amalia,
ich bin unruhig, und werd es immer mehr,
je mehr der entscheidende Augenblick sich
naht.

Amalia.

Rosette, denke doch, wen fürchtest du?
Wie hast du nicht so oft mit innigem
Gefühle und beredt ein lautes Lob
vor mir gesprochen, wenn ich mich mit dir
von meinem lieben Vater unterhielt,
sein zärtlich Herz und seinen Adel dir
vertrauter pries? Du sprichst ihn heute nicht
zum ersten mal, nun sag; was fürchtest du?

Rosette.

Hät noch an unserm schönen Himmel nie
ein Donnerwetter sich gewölbt, wie würd
der erste Bliz aus schwarzen Wolken uns
erschrecken!

Amalia.

Amalia.

Und Rosette hätte dann
gewis noch bange Phantasie genug,
des ersten Donners Sängerin zu seyn.
Der Kleinmuth, der sich selbst Gefahren
schaft,
wo nichts zu fürchten ist, misfällt mir sehr.

ZWEITER AUFTRIT.

Die Vorigen und Erast.

Erast.

Rosetgen, willkommen, willkommen bei uns!

Amalia.

Du kömst zu rechter Zeit. Schon fängt sie an,
traurig zu werden.

Erast.

Traurig? Unser Glück,
Geliebte, wird nun bald entschieden seyn.

Amalia, du gehst? Du wirst doch auch
Antheil an unsrer Freude nehmen?

D 4

Amalia

Amalia.

Ja,
ich komme wieder.

DRITTER AUFTRIT.

Rosette, Eraß.

Eraß.

Engel, weinen? Jzt,
Rosetgen?

Eraß.

Eraß, vergieb der Zärtlichkeit
die Thräne. Es wird mir, ohne Grund viel-
leicht,
so bange, so ängstlich; ich denke mir den
Schlag,
der mich dann treffen würde, wenn . . .

Eraß.

Es ist
die alte Furcht, und diese hat jetzt mehr
als jemals keinen Grund. Mein Vater ist
ein Herz mit mir und eine Seele, er wil
die

die Schöne sehn, die meine Liebe ist;
 sie sol mir, sprach er, werth wie du, mein
 Sohn,
 sol eine zweite Amalia mir seyn,
 Du hast das grüne Zimmer doch gesehn,
 geliebte Rosetgen, welches ich für dich
 bereitet habe?

Rosette.

Ach! Für mich! Erast,
 und warum für mich so prächtig?

Erast.

Spotte nicht
 mit meiner Pracht. Was dir gefallen sol,
 mus schön seyn ohne Pracht, das wuste ich,
 und das war meine Regel. Zwar ist auch
 das Schönste, was es hat, ein gutes Glück,
 zur linken Hand die Morgensonne, und
 des Abends Rosenroth zur rechten Hand,
 und vor uns jenseit des Stroms die grüne Au
 am Gefilde, und das Thal, das unvermerkt
 sich öfnet. Und das Thal, wie wird es uns
 locken und einladen, wenn wir, Arm um Arm
 gefchlungen, uns der schönen Aussicht freun!
 Wie werden wir dann eilen und der Au

beblünte Pfade wandeln, und des Thals
Erfrischung athmen, und, o Geliebte, dann
feiern die Jubel der ersten zärtlichen
Umarmung!

Rosette.

Aber ach! Wie würde ich,
als in Todesfinsternisse, in des Thals
Tiefe mich verschließen und in meinen Gram,
den Tag nicht sehn, und nicht den Sonnen-
schein
hinwandeln über die Wellen des sanften
Stroms,
wenn — — o Gedanke! — —

Eraft.

Rosetgen, wenn du mich liebst,
— und ja, du liebst, du liebst — so laß
dich nicht
von der Ahndung täuschen, glaube mir, sie
ist
Betrügerei, ist eine Traurigkeit,
die neidisch sich in unfre Seele schleicht,
aus Misgunst unfre reinste Freude uns
zu rauben.

VIERTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Herr von Rosenfeld.

Herr von Rosenfeld.

Noch allein, Eraß? Was bringt Rosette uns?
vermuthlich einen Blumenstraus; recht so,
ein ganzes Körbgen wär izt nicht zu viel,
es giebt vielleicht Kränze zu winden, das
versteht

Rosette gut; du bleibest heut bei uns.
Das Trinkgeld aber — hast du ihr, Eraß,
noch nichts gegeben? Nu, was giebts bei
dir?

Du thust so ungewöhnlich sonderbar.
Ist sie vielleicht der Fräulein wegen da?
Rede doch; wo ist die Fräulein, deine Braut?

Eraß.

Mein Vater, sie ist bey uns.

Herr von Rosenfeld.

Das weis ich längst.
Hab ich dir nicht gesagt, ich wolte sie
in diesem Zimmer sehn?

Eraß.

Erast (Rosetten an der Hand.)

Mein Vater, sieh,
so wählt die Liebe; das ist meine Braut.

Herr von Rosenfeld.

O! Lauschte noch ein solcher Sturm auf dich,
du holder Friede meiner Tage! Ruh
des Alters, dich, dich hat ich schon geweiht!
Sohn — wenn du noch des Namens würdig
bist —

dankst du also dem Vater, welcher dir
des Namens Adel gab, dir aber auch
die Klippen zeigte, wo du scheitern kannst?
Entführtest du so schlau dein gelehrt Herz
den Lehren, die so oft, Unwürdiger, dir,
von diesen Lippen flossen? Ahnenstolz
besudelt alle Würde, fluche ihm,
spiel aber auch nicht den Romanenheld;
was hab ich nicht, in dieser Weisheit dich
zu üben, angewandt? Und alle Müh
hab ich verschwendet, alle Vatern treu
hast du verrathen. Laß, Unwürdiger,
die arme Unschuld. *(zu Rosetten.)* Gutes lie-
bes Kind,

du bist erschrocken, daß du zitterst, kom,
du mußt dich setzen. Fürchte nichts von mir,
du

du bist unschuldig, denn dich leitete
Kein Führer auf dem Wege, wo so leicht
die unerfahrene Jugend gleiten kan.

Erast.

Mein Vater — diesen Namen, den ich nie
ohn Ehrfurcht sprach, den sprech ich jetzt
auch noch,
auch noch mit Ehrfurcht ihn — laß mich
mein Herz

vertheidigen, dann, mein Vater, richte mich.
Ich halte, dir und meinem Herze treu,
den abgeschmakten Stolz, der lächerlich
mit klirrenden Spornen nur sympathisirt,
für Niederträchtigkeit, und scheiterte
an dieser Klippe nie; ich liebe, ja,
ich liebe, und so liebt kein Romanenheld —
O Schöne, o Tugend, o Engel, daß ich dich
betrübe! Nein, ich nicht. Mein zärtlichster,
grosmüthger Vater, ach, die Thrän ist rein,
die dieser Engel weint, unschuldig ist
die Liebe, die wir lieben; fahst du je,
ohn sie zu troknen, eine Thräne?

Herr von Rosenfeld.

Sohn,

des

des Mitleids zärtlichstes Gefühl verlangt
kein Opfer, das der Weisheit heilig ist.
Was willst du? Sol ich deiner Leidenschaft
ein Schmeichler werden? Wo du lässig wirfst,
nicht rüftig seyn? Dein nicht unedles Herz
das ist mein Werk, und das vollende ich.

FÜNFTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Amalia.

Herr von Rosenfeld.

Du kömst gerufen, liebe Amalia.
Wir haben Zuspruch.

Amalia.

Ach! Rosette weint.

Herr von Rosenfeld.

Sie wird sich trösten lassen. Führe sie
in den Garten, auf dein Zimmer, Hand in
Hand,
und Arm um Arm. Sie mag, das las ich zu,
dir, wenn du willst, die erste Freundin seyn.

Amalia.

Amalia.

Das ist sie schon, schon lange ist sie mir
der liebste Umgang. Ich betrübe mich
bei ihrer Thräne; warum weint sie denn?

Herr von Rosenfeld.

Sie selbst mag das dir sagen, las mich jezt,
mein Kind, ich hab ein wichtiges Geschäft.

SECHSTER AUFTRIT.

Herr von Rosenfeld, Ernst.

Herr von Rosenfeld.

Die Augen werden nas. Las immerhin,
noch nicht und nunmehr nie Unwürdiger,
die Thrän im Auge quellen, so gedeiht
die Tugend und entzückt. Die Leidenschaft
ist Sturm. Wie sind wir nicht so wohlge-
muth,

wenn unser Bäumen nach dem Sturme noch
den Zweig mit rothen Knospen unverfehrt
am zarten Aste trägt! Und du, mein Sohn,
du woltest eine solche Freude mir

nicht

nicht gönnen, nicht dir selbst ein inniges Vergnügen?

Erast.

Ja. Wär meine Leidenschaft ein wilder Sturm, jezt solte Stille seyn. Seitdem ich liebe, ist die Tugend selbst mir lebenswürdiger.

Herr von Rosenfeld.

So schmeichelt sich der Liebende, so betrügt das Herz den Geist.

Erast.

O! Die Geschichte meiner Liebe ist Geschichte meines Herzens, röthet mir, wenn ich sie denke, meine Wange nie. Die Schatten fahn uns und der Sonnenstrahl, der auf des Zweiges grünem Laube ruht, die Stille hört' uns — werde doch ein Laut, Stille der Natur, und sey der Wiederhal der Anbetung, die unsre Lippe sprach, wenn sie, die nur ein fühlend Herz versteht, der Schöpfung hohe Schönheit reizender vor unserm Auge sich verbreitete!

Herr von Rosenfeld.

Die Unschuld deiner Liebe könntest du,

das

das hör ich, sehr geschickt vertheidigen,
und ich, ich lasse mich sehr leicht davon
volkommen überzeugen; es ist genug.
Du verstehst mich nicht; nur das ist mir nicht
recht,
dass deine Braut nicht eine Fräulein ist.

Erast,

Wenn dies allein der Fehler meiner Wahl,
wenn dies mein Unrecht ist, so bin ich froh,
so war der Zwist doch nur ein Augenblick
der Prüfung, und schon küsse ich die Hand,
die mich so liebe reich schlägt.

Herr von Rosenfeld.

Du irrest, Sohn.
Zur Prüfung nur, ohn allen Grund ein Herz
betrüben, heist seine Lust an Thränen sehn.
Es ist mein Ernst. Der Tugend müssen wir,
so wies die Klugheit wil, den liebsten Wunsch,
den reinsten opfern; ist die Klugheit nicht
die Richtschnur aller unsrer Tugenden?

Erast.

Ich widerspreche nicht, und werde stolz
auf meine Wahl.

H. B.

E

Herr

Herr von Rosenfeld.

Sie ist die Klugheit selbst;
nicht wahr, so denkst du izt? So denkst
du

so lange du liebst. Hör und versteh mich nun.
Sey nicht ein Nar von Stande, der sich schämt,
zur Seite dem zu gehn, der nicht wie er
ein Halbgot ist, das war ein Grundgefez
in meiner Politie, und ist es noch;
wer aber lehrte dich den Stand verschmähn?
Eraß, es giebt der Thoren weniger
als der Edlen unter uns. Ich führte dich,
nicht in die Laube, in die grose Welt,
und öffnete dir die Aussicht; noch ist's Zeit,
vergis Rosetgen und die Tändelei,
und werd ein Man. Du wirst auch Tugen-
den,
erhabne Tugenden in Palästen sehn,
Grosmuth, die lächelnd jeden Feind gewint,
Freimüthigkeit, die zu erröthen weis,
die Demuth, selbst in fürstlichem Schmucke
sie,
die Liebe auch; die unschuldge, der du jezt
entsagen solst; dort macht sie, glaub es mir,
was du um sie jezt leidest, wieder gut.

Eraß.

Erast.

Mein Vater, schon.

Herr von Rosenfeld.

Keine Bitte mehr!

Ich wil dich, kurz, in deiner Sphäre sehn.

SIEBENTER AUFTRIT.

Erast.

Unschuld, o aller Tugenden Ideal,
da standest du vor ihm, zum Entzücken

schön,
und verstumtest; meine Auserwählte, ach,
wie littest du! Was sprach der thränende
Blik

für Jammer! Ach, vergieb, Englische, ver-
gieb.

Leide nicht, ich, ich trag alles, lasse dich
nicht.

Und nicht ihr Liebreiz, ihre Thräne nicht
war mächtiger, als ein leichtes Vorurtheil?

Wie erklär ich mir, was mir unmöglich
scheint,

und wirklich ist? Ein weiser edler Man,

der nicht die Welt, der nicht die Zerstreun-
 gen,
 der die Weisheit liebt und ihre Einsamkeit,
 solt ein Idol, dem der lächerlichste Stolz
 so manche heiße Zähre der Zärtlichkeit
 aus goldnen Schalen hingegossen hat,
 ein Idol verehren, das der helfende Arm
 der Menschenliebe längst zerfchmettert hat?
 Weisheit, blicke du herab auf deinen Freund,
 es bedarf vielleicht nur eines einzigen Strahls
 von deinem Lichte, und der edle Man
 ist meiner Liebe hold. Ihm, der für mich
 so unermüdet sorgt, gehorsam seyn,
 ist Pflicht des Sohns, ist meine erste Pflicht.
 Und du, mir sonst so angenehme Pflicht,
 du könntest Last, du unerträglich mir —?
 Abgrund! — Nein, nein, mir werthe
 heilige Pflicht,
 dir werd ich treu wie meiner Schöne seyn.

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Ossa, Silluc.

Ossa.

Der junge Herr ist bieder, in der That.
Ein andrer thät, was jede Hure kan,
und lies vom nächsten Schöppenstuhle sich
Orakel sprechen, er aber kömt und sucht
Hülfe bei der Weisheit; ein Original.

Silluc.

Ein Beispiel ohne Gleichung. Nur ein Wort,
wie im Vorbeigehn, von der Weisheit selbst!
Es klingt mir noch im Ohre, ist fürwahr
ein männlich schönes Wort, man solte es
umtauschen für Philosophie. Was sagt
denn dieses? Weisheitsliebe. Ein Philosoph
ist folglich, wenn der Name etwas gilt,
nichts mehr als höchstens ein verliebter Man,
der um die Weisheit buhlt. Doch sey das
Wort!

Vielleicht hat es den jungen Rosenfeld
zu uns geführt.

E 3

Ossa.

Offa.

Kan seyn. — Wir wollen uns als Weise halten, durch ein Meisterstück das niedre Tändelwörtgen *Philosoph* verrufen, denn wir haben ja das Recht, uns frei und laut zu nennen, was wir sind. Und nun, damit wir, wenns zur Sache kömt, uns verstehen, was bekennen Sie, mein Herr?

Silluc.

Astrologie.

Offa.

Ha! Die Astronomie mag endlich, scheint es, kein Comet mehr seyn;
auch ist sie lange genug im Unendlichen umhergeschweift, und wird sich bei der Ruh sehr wohl befinden.

Silluc.

Sie vergeben mir, mein Herr, Sie reden von Astronomie; ein Astrolog bin ich. Der Astronom mist uns die Himmelsfelder, ist bei uns, was auf der Erd ein Geometer ist.

Offa.

Offa.

Wärs folchemnach nicht besser, seine Kunst
Astrometrie zu nennen?

Silluc.

Allerdings.

Offa.

Sie entschuldgen mich. Es betraf ein dür-
res Wort,

die Sache bleibt. Der Astrolog, sagt' ich,
hat bishier der armen Erdewelt
oft angst und bang gemacht.

Silluc.

Ich nicht also,

mein Herr, und kein aufrichtger Astrolog.

Denn, ich gesteh es laut, die Zauberei
hat die funkelnde Sternenschöne im schim-
mernden

Schlosse und Mercur, die Venus meine ich,
als Eigenthum sich vorbehalten; und

was sage ich? Eh dieser Erdegeist

ins Lichtwesen umgegossen werden kan,

durch was für Setzungen, Aufbraufungen,

Verdampfungen, und Gährungen mus er

geäubert werden, und, o da schwindelt mir,

die Lichtpaläste oben in der Höh,
 die der irdene Geist, der pflanzenartige
 Mensch,
 nicht einmal am hellen Tage sehen kan,
 was für Umwälzungen, eh, sage ich,
 der saftige Erdegeist, der Wassermensch,
 ins zarte Feuerwesen übergeht.
 Jedoch die Zeit ist kurz; mein werther Herr,
 was lehren Sie?

Offa.

Die Physiognomie
 bekenne ich.

Silluc.

Achtung!

Offa.

Sie haben Recht.

Vor nicht gar viel Olympiaden war
 die edle Kunst dem Psycholog ein Raub,
 sie hat sich aber wie ein Luftballon
 gehoben. Indessen ich, fürwahr ich wil
 die Verdienste sichern, die ich mir um sie
 gegeben habe; mein System ist neu.
 Den leichten Abdruck, den die Leidenschaft
 bald,

bald, wie auf einen Spiegel, auf den Blick
 des Auges wirkt, bald auf die düstre Stirn,
 bald auf das Wangenroth, den lasse ich
 dem Maler, Aufenseite, Tändelei;
 den Knochenbau, mit aller Symmetrie,
 mag wer da wil darin ein Meister seyn,
 verwerf ich auch; des Angesichtes Kreis
 ist meine Regel. Ich erkläre mich,
 mein Herr, aufrichtig über meine Kunst,
 wenn ich auf ihre Treu — —

Silluc.

Sie verlassen sich
 auf meine Treu.

Ossa.

Ich nehme einen Punct
 als Strahlenpunct im Angesichte an,
 beschreibe einen Zirkel, zieh geschwind
 vier Strahlen aus; sind diese Strahlen sich
 vollkommen gleich, so ist die Rundung ächt,
 so wohnt ein Geist vol hoher starker Kraft
 im Angesichte. Der Beweis, mein Herr,
 liegt in der Kreisfigur, und gar nicht tief,
 denn Tiefe ist nicht da, jedoch versteckt;
 hiervon ein ander mal. Nun folgt von selbst,

E 5

dafs

dass ein Angesicht von winklichter Figur
sehr schlechte Geisteskräfte haben mus;
im spitzen Winkel sind sie eingeengt,
im rechten perpendicular und schwehr
wie Blei, im stumpfen Winkel sind sie stumpf.

Silluc.

Das System empfiehlt sich. Wir vergessen
doch
die Sache nicht, die uns zum ersten mal
zusammenbringt?

Offa.

Ich hätte algemach
in meinem Zirkellabyrinth mich
verloren. Nu, zur Sache! Es ist Zeit.
Der junge Herr entragt dem Mädgen nicht,
und sol doch, weil es keine Fräulein ist,
das wil der Vater und besteht darauf.
Wir müssen ihm, dem jungen süßen Herrn,
die Freude hab er, unser ist der Ruhm,
beiräthig seyn, dass jederman erstaunt,
das Mädgen, kurz, mus eine Fräulein seyn.
Ich habe alles gründlich überdacht,
was zum Beweise dient.

Silluc.

Silluc.

Das hab ich auch;
grad diese Wendung hab ich phantafirt.

ZWEITER AUFTRIT.

Die Vorigen , Erast , Rosette.

Erast.

Es ist mir angenehm, geehrte Herrn,
Sie bei uns zu sehn.

Offa.

Ist Ehr und Ruhm für uns.

Erast.

Mein Vater kan bei Philosophen sich
so recht vergnügen, ist, Sie erlauben mir
das Lob, auch selbst ein guter Philosoph.

Silluc.

Wir zweifeln nicht, wir halten ihn vielmehr
für einen Weisen, denn ein Philosoph
ist bald gemacht, der liebt die Weisheit nur.

Erast.

Erast.

Das verstehen Sie am besten.

Ossa.

Schöner Herr,
mein Freund ist ofnes Herzens.

Erast.

Das ist recht.

Ich hof in meiner Angelegenheit
von Ihnen alles, meine werthen Herrn.
Ein ofnes Herz, und Klugheit, die den Geist
bis an das Ziel bei Gegenwart erhält,
vermögen schon etwas, das Vorurtheil
sey noch so stolz auf seinen Held.

Ossa.

Der Plan,
vortreflicher Herr, ist wie schon ausgeführt.

*(er beobachtet Rosetten, die ein wenig
unruhig darüber wird.)*

Schönes Kind, nur einen kleinen Augen-
blick —

nur noch ein Strahl zu ziehn — nun ist's
geschehn.

Silluc, die Rundung ist original.

Rosette.

Rosette.

Erast, ich geh.

Offa.

Nicht doch, mein schönes Kind;
wir müssen erst das gnädige Fräulein sehn,
dann lassen wir sie ohnedies allein.

Rosette.

Erast, ich bitte, las mich.

Silluc.

Bester Herr,
der Geburthstag — stil! Schon ist er wie-
der da,
das Gedächtnis spielt uns manchmal einen
Streich —
fiel ein, da bei der Sternenkönigin,
die weisse glänzende Venus meine ich,
der kleine sanfte Mercur zu Gaste war.

Erast.

Rosetgen, dein Geburthstag liegt dem Herrn
gar sehr am Herze, er dichtet uns gewis
ein Idyl in Gesners Tone, oder gar
auf eigne neue Manier ein Schäferspiel.

Silluc.

Silluc.

Auch das kan einst geschehn. Jezt habe ich
 mit meiner Phantasie was mehr zu thun;
 beflügeln mus ich sie, und fliegen hinauf
 aufs Lichtgebirge, wo der alte Saturn,
 von Sternenhainen umgrenzt, Befehle giebt,
 und wieder herab, wo am Fufe des Gebirgs
 auf Lichtglanzebnen, von ätherischen
 Strömen umgürtet, der mächtige Jupiter
 König ist, und weiter hin zu dem furchtbarn
 Mars,

feuerroth ist seine Gestalt, und weiter herab
 zu der Sternenschöne, der lieblich lächeln-
 den

Venus, und zum sanften bläulichen Mercur.
 Das ist der Götterrath; durch diesen webt
 der irdene Mensch auf seiner Kugel, gehült
 in den Dunstkreis, bis er mit gefiederter
 Kraft

sich heben kan und wandeln auf der Luft;
 ein Götterrath, o, staune, wers versteht,
 herrschend als Monarch, und die Einheit doch
 getheilt.

Nur wenig Erdeföhne sind bestimmt,
 mit geweihter Phantasie zu schweben hinauf,
 in die Lichtpaläste hinein, und einzusehn,

ob

ob das, was auf der Erde wirklich ist, auch das ist, was es ist. Der Augenblick des irdnen Lofes ist der erste Blick, den das Erdekind in seinen Dunstkreis schickt.

Sprach ihm das irdne Los der alte Saturn,
so wirds ein Hausvater, alt und guter Art,
ein Hausmüttergen, und hält sich sauberlich,
sprachs Jupiter ihm, so wirds ein mächtger
Herr,

wird eine unvergleichliche Kaiserin,
sprachs Mars, ein wildes Thier, so Man als
Weib,

sprachs ihm der asurne Mercur, so wird es
klug,

sprachs Venus, o, staune, wers versteht, es
wird

ein Paar, ein verliebtes Paar. Ich lenke
ein;

mein Flug begint von neuen, aber nein,
ich bleibe diesmal, wo ich bin. Wohl dir
und weh, Erdekind, dir, dem das Erdelos
die weise Göttin sprach; die Zauberin
spielt mit den Erdekindern wie sie wil,
trug schon, die Mutter weinte laut und schrie,
so manchen frischen jungen Sohn, bedekt
mit weissen Wölkgen, als mit Windeln, fort,
in

in der Sternenlaube sich zu letzen an ihm,
bracht wohl, o wie so oft, ein gnädiges
Fräulein, legts einer Hirtin auf den Schos.

Eraft.

Dafs uns mein Vater hier nicht überrascht,
Rosetgen.

Rosette.

Ich dünkte doch, du hättest auch
nun endlich Lust zu gehn.

Eraft.

Ich nehme jetzt
nicht Abschied, meine hochgelehrten Herrn.

DRITTER AUFTRIT.

Ossa. Silluc.

Ossa.

Sie schwebten auf Maschinen, wunderbar,
Herr Silluc, wie ein Got.

Silluc.

Wärs ein Idyl,

ein

ein Heldenlied, ein Handlungsmeisterstück,
des Dolchs und Giftkelchs altes Eigenthum,
vol Graun, und vol Bluthschande und vol

Bluth,

wild wie der Höllenhund, so wär ich, ja,
nur ein Maschinengot. Ich werde tol;
so mancher Dichter führt den Götterrath
in sein Dichtwerk ein, und ist kein Astrolog,
sah nie den Schwung des Schikfals, staunte
nie

die glühende Kette an, umsprühte nie
als ein Fünkgen nur das kleinste Glied, las nie
die Flammenschrift, und lernte nie, ob das,
was wirklich ist, auch das ist, was es ist.

Durch was für Setzungen und Wallungen
und Verdampfungen ein solcher Erdegeist
geläutert werden wird, das fühl er einst!

Der schreckliche Mars, und der Herscher Ju-
piter,

Venus, die Zauberin, und der kleine Mercur
gaben euch, o glaubt es, ihre Namen nicht
zum Wortspiel preis.

Ossa.

Sie eifern wie ein Man.

Nu! Wie gefiel?

II, B.

F

Silluc.

Silluc.

Rosetgen, meinen Sie?
Nicht zu vergleichen.

Ossa.

Meine Treu, es ist
ein Liebgen, wie ein Rösgen schön; und solt
ein Bauermädgen feyn?

Silluc.

Götter! Nein, nein,
das wolle Venus nicht.

Ossa.

Die Mine zwar
war unstet, aber was vorübergeht,
was achtet das der Physiognomist?
Die Lippe blieb in ihrer holden Ruh,
und sprach, so war mirs immer, küsse mich.

Silluc.

Wohl, wohl dem Mädgen, dem das Erdelos
die lieblich funkelnde Venus lächelnd sprach,
wohl ihr, auf ihren Augenliedern ruhn
die Liebesgötter, umflattern ihren Blick,
schütteln von ihren Fittigen Rosenduft,
und Anziehungskraft um sie und Sympathie.

VIERTER AUFTRIT.

Die Vorigen und Herr von Rosenfeld.

Herr von Rosenfeld.

Sie find mir sehr willkommen, meine Herrn.
Sie haben eine Angelegenheit?
Wenn ich nur dienen kan.

Offa.

Wir find vielleicht
zur Unzeit frei.

Herr von Rosenfeld.

Sie find mir angenehm.
Was wünschten Sie? Sie finden mich bereit
zu allem, wenn es mir nur möglich ist.

Offa.

Ein würdger hofnungsvoller junger Herr,
ein lieber Sohn, der seinen Vater ehrt,
hat uns etwas vertraut, das, wie es ist,
zwar möglich war, auch mehr als einmal
schon

durch volle Wirklichkeit geeinzelt ward,
jedoch nicht nach System.

Herr von Rosenfeld.

Sie reden mir
ein wenig dunkel; ich bin kein Philosoph.
Silluc.

Der gnädige Herr sind mehr als Philosoph,
Sie sind ein Weiser.

Herr von Rosenfeld.

Sie verschonen mich
mit dieser Schmeichelei. Nu, näher denn
der Sache! Ein gewisser junger Herr
hat Ihnen etwas anvertraut; was ist's?

Offa.

Er liebt, er ist verliebt. Das Mädchen ist
wie ein lichtiges rosig Morgenwölken schön,
er hat sie sich zu seiner Braut erkießt,
und möchte nun auch gern ihr Bräutigam seyn,
und sol nicht, weil es keine Fräulein ist.

Herr von Rosenfeld.

Der junge verliebte Herr ist solchemnach
von Adel?

Offa.

Ja; und das Mädchen, sagt man, sey
ein Bauermädchen, ist munter, jung und
frisch,
und lieblich anzusehn, wie der Venusstern.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Und wer verwehrt's dem jungen adlichen
Herrn,
ihr Bräutigam zu seyn? — Da schweigen
Sie.
Nur frei, nur frei!

Offa.

Der Vater, gnädiger Herr.

Herr von Rosenfeld.

Sehr gut. Wir merken, wo wir stille stehn.
Ich hörte über diesen wichtgen Punct
das Urtheil eines weisen Mannes gern.
Wie sprechen Sie? Hat dieser Vater Recht?
Ist's klug, ist's billig, daß er seinen Sohn
in seiner Liebe stöhr't, weil das Mädchen nicht
von Adel ist wie er?

Offa.

Ist's ausgemacht,
daß das Mädchen ist das was es ist, daß es
nicht
ein Fräulein sey, so hat der Vater Recht.
Ich geh hinein ins Inre der Natur,

— die Minern liegen tief — ich geh hervor,

schau auf der Oberfläche weit umher,
Abweichungen, wie die Anomalie,
dass ein adlicher Herr ein Bauermädchen freit,
entdek ich nie; der edle Rosenstrauch
sprach zur Narcisse nie, sey meine Braut.

Herr von Rosenfeld.

Ich danke Ihnen. Dieser Unterricht
ist mir sehr angenehm. Sie entscheiden kurz
und gründlich. Unfre Angelegenheit
hat ihren Fortgang; und auch kurz und gut!
Was haben wir mit diesem jungen Herrn
und seiner Braut zu thun? Was wollen Sie?
was sol ich? Ohne Maske! Es ist mein
Sohn,
der Sie belästigt. Ich verstehe Sie.
Es sol geschehn; er sol Philosophie
bei Ihnen lernen, weise seyn und klug.

Ossa.

Es freut mich, dass ich nunmehr freier seyn
und klärer reden kan. Der junge Herr
hat unser Wort, und wir, mein Freund und
ich

ver-

versprechen uns , zu erlangen , was er
wünscht.

Herr von Rosenfeld.

Was wollen Sie? Für meinen Sohn bei mir
sich verwenden, seine Unbesonnenheit
zu hegen? Haben Sie nicht selbst für mich
entschieden? So geschwind vergift man doch
fürwahr sich nicht.

Ossa.

Ich spreche, gnädiger Herr,
auch jetzo noch, wie jenen Augenblick.
Wenn das Mädgen ist das was es ist, wenn
es nicht
ein Fräulein ist, so hat der Vater Recht.

Herr von Rosenfeld.

Jetzt wissen wir, von wem die Rede ist . . .

Ossa.

Rosetgen ist ein Fräulein.

Herr von Rosenfeld.

Möcht ich nicht
aus Unmuth lachen! Herr, ein Philosoph
mus beweisen.

Offa.

Und ich beweise meinen Satz.
Ein Veilchen aus der Hecke ist einfach nur,
und schwach von Geruch, gefüllt und Wohl-
geruch
duftend ist das Veilchen, das das Gartenbeet
auf seinem Schoße trug; ein Angesicht
vol starker Geisteskraft kan folglich auch
nicht ein gemeines, mus ein Angesicht
von Stande seyn.

Herr von Rosenfeld.

Ist nicht ein Sprung gemacht?

Offa.

Der Schlus ist fließend wie ein Silberbach,
mit keinem Puzwerk, keiner Tändelei
umhängt, durchsichtig wie der feinste A-
gath;
wir können, wollen wir, die Atomen scha-
Der eine Atom ist ein bekantes Ding,
wird nach wie vor in tausendfache Gestalt
geezelt, fliegt, wie Staub zur Erndezeit,
mit einem freien Staate wirbelnd auf,
trägt ein ummauert hohes Tribunal
auf seinen Schultern, wird als Axiom

in

in einer Politic gequetscht, und geht
als allgemeiner Atom in meinen Schlus.

Herr von Rosenfeld.

Mein Herr, die Logic sol bei uns ihr Recht
behalten; Licht mus im Beweise seyn.
Der eine der Atomen, sprechen Sie,
in meinem Schlusse ist ein bekantes Ding;
und welcher ist es denn? Wie lautet er?

Ossa.

Ein Angesicht vol starker Geisteskraft
kan kein gemeines, mus ein Angesicht
von Stande seyn.

Herr von Rosenfeld.

Sehr gut. Jedoch das ist
noch nicht ein reiner Atom. Analysirt,
so werden zwei daraus; das Angesicht
des Menschen ist der Sitz der Geisteskraft,
das ist der eine Atom; ist diese Kraft
vorzüglich stark, so ist das Angesicht
von Stande, dieses ist der andre Atom.
Nu, welchen nennen Sie das bekante Ding?

Ossa.

Den lezten.

Herr von Rosenfeld.

Der erste also ist ihr Stolz?

Offa.

Der, der ist neu.

Silluc.

Hab ich es nicht gesagt?

Der gnädige Herr sind mehr als Philosoph.

Herr von Rosenfeld.

Sie schmeicheln mir. Ich wil mit diesem
Herrn
fortfahren. Ihr werther Name — er kömt
mir nicht
leicht wieder.

Offa.

Offa.

Herr von Rosenfeld.

Schön. Wir bleiben izt
bei unsrer jungen Braut. Sie machen sich
um Rosetten zweifelsohne sehr verdient.
Sie finden solchemnach ihr Angesicht
vol Geistesstärke, wie ein Angesicht
von Stande ist?

Offa.

Ossa.

So ist es, gnädiger Herr.

Herr von Rosenfeld.

Das befremdet mich. Das Mädchen ken ich
wohl.

Sie war nicht selten meine Schülerin,
weil meine Tochter ihren Umgang liebt.

Dafs sie nicht eitel ist, nicht üppig ist,
das ist kein Lob für sie, ihr Abscheu sind
die Laster und um alle Tugenden,
die eine Jungfrau schmücken, buhlt ihr Herz,
ein edel stolzes Herz, mit Leidenschaft.

Wie gelang es Ihnen, dieses Angesicht,
das so leicht erröthet, das am liebsten sich
in einen Schleier hüllt, so genau, so scharf
zu studieren?

Ossa.

Einmal hab ich sie gesehn,
und noch einmal, und niemals stundenlang,
Minuten nur. Minuten brauch ich nur,
fas einen Punkt, beschreibe einen Kreis,
zieh Strahlen aus, vier Strahlen zieh ich aus,
sind diese gleich, so ist die Rundung ächt,
so wohnt ein Geist vol hoher starker Kraft

im

im Angesichte; in den Mittelpunkt des Kreises kan leicht jede Seelenkraft einfließen als in Einheit, und von da nach jeder Richtung stärker, treibender, wohin der Wille gebeut, ausströmen, und, wie ein Hauch Siberischer Winterluft in Reif den Morgenthau verwandelt, schneller noch dem feinsten Dunste der Anschaulichkeit dichtere Bestandheit geben, wenn ihn nun des innern Auges Blick umleuchtet, dann ist der Dunst Gedanke, und dann können sich die Seelenkräfte insgesamt zurück in den Mittelpunkt ohn alle Stockung ziehen, und da vereint des Willens neuen Drang erwarten, so allein ist Gegenwart des Geistes möglich, so allein Vernunft von Stande thulich. Eines Angesichts Winkelfigur läßt ungestemten Lauf den Geisteskräften gar nicht zu. Wer hat je einen Winkel phantasirt, und schaut hiervon sogar das Wie nicht deutlich an? An Rosetten, unfreer schönen jungen Braut, fand ich ein Ideal zur Kreisfigur. Fürwahr sie hat sehr starke Geisteskraft, und mus, den einen Atom, das bekante Ding, als wahr vorausgesetzt, ein Fräulein seyn.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Ein physiognomischer Schwung!

Ossa.

Ich habe mich
auf den Scharffin mehr als auf den Schwung
gelegt.

Herr von Rosenfeld.

Sie nun, Herr — — o! ihr Name klang
mir auch
ein wenig fremd.

Silluc.

Silluc.

Herr von Rosenfeld.

Sie haben uns,
Herr Silluc, sehr gedultig zugehört;
Sie sprächen doch wohl auch ein gutes Wort
für meinen Sohn und seine Fräulein Braut?

Silluc.

Mein Freund, Herr Ossa, hat es weit ge-
bracht,
allein er fordert einen scharfen Sin,

das

das sagt er selbst, und jederman erkennt,
 dass sein Beweis ein gutes Auge wil.
 Wahr ist der Saz, ein Bauermädgen nicht
 ist unser schönes Liebgen, ein Fräulein ist's,
 und das beweis auch ich dem, ders versteht.
 Mein Beweis ist anderer Art, ist Feuerkraft,
 ist Götterrath; wer mag ihm widerstehn?
 Die schwarzen Wolken zündet' er unter sich
 wie Stoppeln an, und die Atmosphäre flos
 wie ein Giesbach fort, und lichterl wars um
 ihn . . .

Herr von Rosenfeld.

Ich unterbreche Sie. Herr Ossa wird
 von Ihnen, hör ich, mächtig unterstützt.
 Mir werden Sie unüberwindlich seyn,
 allein die Mutter unsrer Braut — wie da?
 Die gute Frau sie hat ihr Töchtergen
 so herzlich lieb, und giebt die ganze Welt
 um diesen Schaz. Ich habe ohnedies
 nach ihr geschickt; Herr Silluc, warten wohl
 die Götter, bis die Mutter kömt?

FÜNFTER AUFTRIT.

*Die Vorigen und Erast.**Herr von Rosenfeld.**Zu spät,**Herr Bräutigam. Wenn es Ihnen, meine**Herrn,**doch gefiel, in meinem Garten frische Luft
zu schöpfen. Ich komme nach. Ich hab**ein Wort**an meinen Sohn in der Angelegenheit,**die mir durch Sie so gros, so bedenklich
wird.**(Ossa und Sillus gehen ab.)*

SECHSTER AUFTRIT.

*Herr von Rosenfeld, Erast.**Herr von Rosenfeld.**Aus einer Thorheit in die andere?**Erast, brauch dies mein Schonen in der Zeit.**Erast.**Mein Vater, Thorheit, grose Thorheit ist**bei*

bei diesem Schritte, aber warlich nicht auf meiner Seite. Das gesteh ich frei, zu diesen beiden Männern bin ich geflohn, ich bins und meine Liebe, die durch sie ein Herz bewegen wolten, das gewis nicht unbeweglich ist. Man rühnte sie, jedoch dafs ihre Weisheit Thorheit ist, hat freilich mir kein lauter Ruhm gesagt.

Herr von Rosenfeld.

Und wer, Eraß, hat dir das izt gesagt? Vor wenig Stunden hieltest du sie noch für Weise, und izt — wofür? Nicht übereilt!

Bist du nicht ungerecht?

Eraß.

Das bin ich nicht.

Ich habe sie in diesem Zimmer erst gehört und erkant. Der eine, Ossa, mißt das Angesicht mit Zirkelstrahlen aus, und ist, ich wette, ein Physiognomist.

Herr von Rosenfeld.

Das ist er.

Eraß.

Der andre, Silluc nent er sich,

o, der ist ein Comet; ich fürchte sehr,
wenn er einmal verlöscht, daß uns der Dampf
den ganzen Sternenhimmel rauben mag.

Herr von Rosenfeld.

Du kennest sie. Der erste hat sich mir,
verrathen, sprach ich, wie ein Träumender
im Schläfe redet, wenn er nicht vorher
darauf studieret hätte, der andre sprach
von Atmosphäre und von Götterrath
und Feuerkraft;

Erast.

er ist Mercur, und sie,
die, zu baden, manchmal in die Sonne geht,
die liebliche Sternenschöne ist seine Frau.

Herr von Rosenfeld.

Du kennest sie. Und, Sohn, Verirrungen
des Geistes soltest du so meisterhaft
verstehn, bei ihrer Täuschung so gesetzt
so entschlossen seyn, und deinem Herzen nicht
zu rathen wissen, wenn es sich einmal
in einer kleinen Unordnung verliert?

Ich wünschte, daß mein Beifal dir nicht ganz
gleichgültig wär. Wohlan! Ist er es nicht,

II. B.

G

so

so neige dich. Jezt hast du noch das Recht
der freien Wahl, den Vortheil, mir zuvor
zu kommen. Rede; wer erhält den Preis
in deinem Herze? Rosette oder ich?

Erast.

Mein Vater, beide.

Herr von Rosenfeld.

So begeb ich mich
des Antheils, den du mir noch lassen wilst.
Geh nun, geh, vaterloser Sohn, volzieh
das Bündnis, bring dem Mädgen, das du
liebst,
das Erbtheil ganz, ein unschätzbares Gut,
den Gehorsam, den ein treuer Vater heischt.
Die Sommerlaube wird wie nie vorher
mit Erfrischung euch letzen und mit holder
Ruh.

SIEBENTER AUFTRIT.

Erast.

O Zärtlichkeit, so schrecklich ist deine Ge-
stalt?

Nun

Nun ganz verlassen! Nun erst? War ich es
 nicht mehr, da ich so hoffnungsvoll entfloh,
 mir, mir entfloh, und wo die Weisheit selbst
 zu wohnen schien, die gesuchte Hülfe fand?
 O daß ich dich, mein holder Morgentraum,
 verrathen habe! Keusche Liebe, dich
 den Thoren preis gegeben! Hüllet euch
 in den Zaubermantel, umlarvet euch, und
 schwört

den Eidschwur am Altare, ihr täuschet nur,
 wo um euch der Weltruhm einen Dunstkreis
 zieht.

Wohin, wohin, o du mein liebendes Herz,
 verlorst du dich? Wo aber bin ich jetzt?
 Zwar nicht verrathen mehr, ein Raub nicht
 mehr

der Thorheit, der ich lache; werd ich nicht
 mir selbst ein Raub seyn? Ist er noch so
 fern

der schreckliche Augenblick, da ich, ich mir
 das Urtheil sprechen sol? Ist freie Wahl
 noch möglich, wo ein Abgrund vor mir ist,
 ein Abgrund hinter mir? Dich, die ich mir
 vor einer Welt erwählte, solt ich nicht
 durch die Fluthen tragen, aus der Flamme
 nicht

dich retten, in der Wüste nicht den Wolf
 jagen wie ein Reh, wenn du an der Quelle
 ruhst,
 und um dich her ein Luftgefülle blüht,
 wo eine Wüste ist? O führet mich
 in den Sturm der Elemente, laßet mich
 um sie kämpfen mit dem schlaun Tiger selbst,
 nur mit der Zärtlichkeit des Vaters nicht.
 Solt ich, du bester aller Väter, nicht
 den Dolch dem Mörder aus der eisernen
 Hand
 winden? Nicht um dein Gezelt, bis der
 Tag anbricht,
 wachen, daß kein Ungethüm den süßen
 Schlaf
 und die sanfte Ruh dir raube? O führet
 mich
 in der bluthgen Schlacht Tumulte, heisset
 mich
 die Frühlingsluft im blühnden Thal um ihn
 verleugnen, sie nur, meine Schöne nur
 nicht.
 Der Augenblick, der nicht gefürchtete
 überrascht mich; und ich fliehe nicht zu ihr?

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRIT.

Rosette.

Und so allein in dieser großen Welt!
Hät ich doch nur mein Blumenkörbgen da,
und Blumen, angenehmer, schöner noch,
als Rosen, Nelken und Leucoien,
ich wänd den Kranz der edlen gnädigen Braut.
Aber ach, sie wird einher treten, um den
Hals

von Smaragden eine Kette, einen Straus
von Rubinen am ofnen Busen, und das Haupt
funkelnd, wie der Sternenhimmel; und ich,
ich hier?

Sie erwarten? Ha! Sie erwarten? Ich, sie
sehn?

Warum nicht? Wisset, edel ist mein Muth,
und männlich gnug dies jungfräuliche Herz,
ihm, wenn er es verrathen könnte, Hohn
ins Angesicht zu sprechen. Köndest du —
Eraft, Geliebter, nein. Vergieb — je-
doch

was vergeben? Mein Gedank' an dich ist
noch

von Argwohn frei, ist lauter, ist noch rein,
wie unfre Liebe ist. Mein Geliebter ging
in den Garten, wolte einsam seyn; Erast,
auch einsam ohne mich?

ZWEITER AUFTRIT.

Rosette, Amalia, Irene.

Rosette.

Wie Amalia
so angenehm zu überraschen weis!
Ich fürchtete schon . . .

Irene.

Warum betrübst du mich,
Rosette?

Rosette.

Allerliebste Mutter, ich?
Betrüben? und mein Auge weinte nicht
der Reue bitre Zähre, nezte nicht
die geküßte Hand, und innige Traurigkeit
zitterte auf meiner Lippe nicht, für mich

Ver-

Vergebung zu erflehn?

Irene.

Ich höre dich
manchmal sehr gern, wenn du, wie du sie
nennt,
in deiner Lieblingssprache mit mir sprichst,
allein jezt, gutes Mädgen, hör mich an,
und gieb mir kurz und gut ja oder nein
zur Antwort. Willst du mir den gnädgen
Herrn
zum Feinde machen, diesen lieben Herrn,
der uns so werth ist?

Amalia.

Die Gefahr ist izt
so gros noch nicht. Mein Vater gab mir
selbst
Rosetten an die Hand, und empfahl sie mir;
sie sey dir immerhin, Amalia,
die erste Freundin, sprach er.

Irene.

Nu, so kom,
Rosette, dafs wir gehn! Die grofen Herrn
und die gnädgen Frauen wohnen in der Stadt,

in kostbarn Zimmern, laß dich nicht, mein
Kind,

von deinem Auge verführen, denke doch,
du bist ein Bauermädgen, stehst izt
in deiner schönsten Blüthe, und unverfehrt
wie du ist dein Rosenbäumen immer noch
vor deinem Kammerfenster, kom mit mir,
und warte es, und gies dein Blumenbeet,
wenn der kühle Abend kömt, und sing mit
mir

ein schönes Danklied für die holde Ruh,
die in unserm Hütgen wohnt, und ungestöhr
in unserm Herze auch.

Amalia.

Dann kom ich auch,
und singe mit, und geh auch mit zur Ruh,
wo Rosette schläft, in das kleine Kämmer-
gen,

und schlumre eine angenehme Ruh,
bis uns die Nachtigal im Thale weckt.

Stil, stil — Sie sind es — ja, mein Vater
kömt

mit seinen Philosophen. Nun ist's Zeit,
wir müssen gehn, Rosette und ich.

Irene.

Irene.

Und ich?

Amalia.

Hier bleiben.

DRITTER AUFTRIT.

*Irene, Herr von Rosenfeld, Ossa,
Silluc, ein Bedienter.*

Herr von Rosenfeld.

Irene, euch verlangte ich
zu sprechen. Hat euch nicht Amalia
von der Sache schon etwas bekant gemacht?

Irene.

Ja, bester gnädiger Herr; mein Töchtergen
ist auch schon auf dem Wege, Sie mögen ihr,
ich bitte sehr, verzeihn.

Herr von Rosenfeld.

Rosette war
sogleich entschuldigt, meinen Sohn allein
traf alle meine Unzufriedenheit.
Ich wehrs ihm nicht, doch das verlange ich,

er sol beim Stande bleiben. Und höret nun, Irene, was das Glück für Streiche spielt, dafs Rosette eine gnädige Fräulein ist.

Irene.

Rosette, meine Tochter, gnädiger Herr?

Herr von Rosenfeld.

Sie selbst und keine andre.

Irene.

Gutes Kind,
dein Leichtsin wird empfindlich gnug gestraft.

Herr von Rosenfeld.

Ich versteh euch, Mutter, ihr haltet es für Spot.
Und kennet ihr mich nicht? Wenn sprach
ich je
der frommen Unschuld Hohn? Seht hier
zwei Herrn;

es sind hochweise, die beweisen euch,
dafs man dafür erschrikt, sie beweisen euch,
dafs eure Tochter eine Fräulein ist.

Ihr solt nur hören, ich verbürge euch
das Recht, das ihr in dieser Sache habt,
das unumschrenkte Recht des Widerspruchs.

Irene.

Das wär nun wohl die erste Thorheit nicht,
die ich anhörte.

Herr

Herr von Rosenfeld.

Gut. Herr Silluc, Sie sind Man für ihre Göttin, zeigen Sie, daß ihre Weisheit keine Thorheit ist.

Silluc.

Auch das ist an der glühenden Kette ein Glied. Thorheit, im Schwung sprüh Feuerfunken umher,

daß der Erdegeist, der saftige Sinnengeist, zifche, und fühle, daß du nicht bist das was du bist.

Ich flog hinauf den unermeslichen Flug aufs Lichtgebirge, wo der Saturnische Hain die äußere Klippe umkränzt, da hörte ich rieseln und rauschen, und sah mich dreimal um, und nirgend war ein Bach. Da stand vor mir der Trabanten einer — Erdefohn, du hörst rieseln und rauschen; siehst du einen Bach? — Trabant, ich höre nur, und sehe nicht; — Wer kan sie zählen? Unendlich ist die

Zahl

der Ströme; wisse, das ist Anziehungskraft und Sympathie, Erdefohn, sie quellen hier, und ergießen strömend sich in die Geisterwelt, strömend in den Lichtgeist und den Erdegeist.

Ich lasse mich hernieder, gnädiger Herr,
weil

weil diese Frau mich doch verstehen sol.
 Was folgt nun, frag ich, aus der Anzieh-
 kraft,
 die auch den irdnen Sinnengeist durchströmt?
 Er ist nicht mehr, als der Lichtgeist, weniger
 ist der saftige Erdegeist, und jener bleibt
 in seinem Kreise, nimmer steigt der Trabant
 des alten Saturn hinunter in den Kreis
 des mächtgen Jupiter, und so ist es auch
 um den Erdegeist; er wolle oder nicht,
 er ist in seinem Kreise, Anziehungskraft
 und Sympathie die ziehen ihn, er mus,
 sie halten ihn, er mus. Und nun, was folgt?
 Wenn ein adlicher Herr ein Bauermädgen
 liebt,
 so ist das Mädgen das nicht, was es ist,
 ein Fräulein ist's, der verliebte adliche Herr
 mus, wenn er liebt, in seinem Kreise seyn,
 und ist es auch, ob ers gleich selbst nicht
 weis.
 Jezt wil ich hören, was mir diese Frau
 entgegen spricht.

Herr von Rosenfeld.

Ich wünschte doch für sie
 noch eine Aufklärung.

Silluc.

Silluc.

Wer schweigt, giebt sich
gefangen, das ist uns ein alt Gesetz.

Ich nehme diese Frau als überzeugt,
als Gefangne an. Wir haben unser Wort,
ich und mein Freund, dem jungen Herrn er-
füllt.

Er kan bei seinem Mädgen wohlgemuth
von Stund an wohnen, denn er ist bei ihr
in seinem Kreise. Trösten könnt ich wohl
die gute Frau da, sah sie mir nur nicht
so trotzig aus. Hört, gutes Müttergen,
seyd nicht unwillig, es ist Götterrath,
ist Schiksal, Kettenchwung, der Anziehungskraft
unsichtbarer Drang, ist Erdelos, ist Glück.
Der hohe Götterrath mus das Gefühl
der Erdegeister jezt, und wiederum,
und noch einmal wecken, und nur einen
rührt

der Kette Schwung, und alle schrecken auf.
Das Mädgen, schöner als die Grazie,
die die Göttin, unfre Venus meine ich,
ins Morgenbad begleitet, schmerzet euch;
last seyn, es wird bald eine gnädge Frau,
denn es ist ein Fräulein. Euer Töchtergen

das

das kömt wohl heute noch, wie Mondelicht,
 wie ein Abendlüftgen angenehm und hold,
 vor euer Kammerfenster, klopft und spricht,
 Müttergen, ich bin Rosette, las mich ein.
 Das müst ihr fassen, es ist nicht alzu hoch,
 und ist der Trost, den nur der Astrolog
 euch geben kan. Das Lichtschlos über euch,
 am Abend, wenn der Dunstkreis sich ver-
 dampft,
 könnt ihr es sehn, ist einer Königin
 Palaß, Lucina nent der Astrolog
 die Göttin. Diese hat mit der Zauberin,
 die Venus mein ich, einen Bund gemacht,
 die Erdetöchter, die die Zauberin
 in Wolken hüllen würde, zu erziehn.
 So haben sie ihr Spiel, und der Erdegeist
 weis nichts darum. Die Sternenschöne gießt
 bald ein asurnes, bald ein rosiges,
 bald ein helweises, bald ein goldenes
 Wölkgen um das Mädgen, und das Wölkgen
 hebt
 almählig sich, Lucina siehts, und schwimmt
 in ihrem Schlosse hervor, empfängt das Kind,
 und das Wölkgen wird Atom. Da Venus
 euch,
 Müttergen, das holde Fräulein auf den Schoß
 legte,

legte, hob sich euer trautes Töchtergen
 wie ein rosig Wölkgen schwebend in die Höh.
 Lucina bringts euch wieder, tröstet euch.
 Gnädiger Herr, so eben stos ich auf etwas,
 das mich belustigt; es ist ein Seitenblik
 der Phantasie. Ein Dichter, from und
 keusch,

wolt gern, dafs seine Anziehungskraft in ein Lied
 feierlich und erhaben brauste wie das Meer,
 oder als ein tiefer heller Strom, worin
 Lucina und ihr ganzes Schlos mit ihr
 sich spiegeln möchte, sanft hinwallete,
 und geht hinaus aufs Feld bis an den Bach,
 legt Stein auf Stein am Ufer, und umkränzt
 den Altar, zündet an sein Feuergen,
 und schüttet aus sein Rauchwerk, wie ers hat,
 das Nusblat und das Veilchen, und der Rauch
 steigt auf, und sein Gebet wie Opferdampf;
 Lucina, keusche Göttin, höre mich.

Du guter Erdegeist, bekehrtest du
 zum Kus ein holdes Mädgen in den Arm,
 Die Göttin hörte dich; du aber wilst
 ein Lied? O, glaub es, wärst du noch so
 from,

Lucina giebt dir nicht ein Singedicht.

Du bist der Erde noch zu nah. Hinauf
 und

und tief hinein! Dein Phöbus wohnet nicht
in einem Schlosse, in des Feuerbergs
Tiefe hat er sich gestürzt; nicht in der Nacht,
am Tage läst dein Got sich sehn.

Herr von Rosenfeld.

(zu dem Bedienten.)

Johan,
Sie sollen kommen.

Silluc.

Das war nur, wie gesagt,
ein Seitenblik, ein Scherz der Phantasie.
Und Frau Irene vergesse immerhin
den Dichter, seinen Altar und sein Lied,
wenn sie nur das gefast hat und behält,
was sie erheben, was sie trösten kan,
wenn über ihr die Göttin lächeln wird.
Irene, gnädger Herr, heist diese Frau?

Herr von Rosenfeld.

Das ist ihr Name.

Silluc.

Ist fürwahr ein Wort
von Ansehn; manche grose Kaiserin

hat

hat sich damit geschmückt. Ihr seyd noch
 izt,

Irene, meine Sklavin, ich machte wohl
 Triumph aus euch, wär ich so eitel stolz,
 wie mancher Kriegsheld ist; das bin ich nicht,
 ich las euch frei, der Name ist es werth,

Herr von Rosenfeld.

Sie krönen also ihren großen Sieg
 mit einer Grosmuth.

Silluc.

Bilde mir darauf
 auch etwas ein.

Herr von Rosenfeld.

Ich lasse jezt die Braut
 und den Bräutigam kommen, dafs, wens
 möglich ist,

das frohe Paar sich heute noch verlobt.
 Mein Sohn wird Ihnen seine große Schuld
 entrichten, meine Herrn, und mein Johan
 hat schon Befehl, er ist im Vorgemach,
 er führet Sie in meinen Speisesaal.

(Die Sophen gehen ab.)

VIERTER AUFTRIT.

Herr von Rosenfeld, Irene, Erast, Rosette, Amalia.

Herr von Rosenfeld.

Irene, ihr habet eure Tochter noch,
ich aber, ach, verliere meinen Sohn.
Erast, du hast dein Mädgen, bleib ihr treu;
der Gehorsam, welchen du mir schuldig
warst,
der ist von jezt an deine Pflicht nicht mehr,
denn ich, ich wil nicht mehr dein Vater
seyn.

Irene.

Ich sinke — Vater — ach! Wo ist mein
Kind?

Rosette, Rosette — —

Amalia.

(Irenen am Arme.)

Rosette ist bei mir.

Erast.

Mein Vater, Abschied mus genommen seyn;
las mich nur diese Augenblicke noch
der

der Liebe, und dann kenne deinen Sohn.

(zu Rosetten.)

Geliebte Rosette, meine Einzige,
ich reichte diese treue rechte Hand
dir mit Entzückung izt, und führte dich,
dein Verlobter, ein in meines Vaters Haus,
und unsrer Liebe schöner Wonnetag
klärte sich aus feinen Morgenwolken auf,
und umkränzte sich zur Feier, aber, ach,
wir müssen, eine hohe heilige Pflicht
gebietet mir, wir müssen, Englische,
uns trennen, eh der feierliche Eid
das Bündnis unsrer Treue heilig macht.
Wir sehen ihn, den Tag der Liebe, schon
in seiner Morgenröthe untergehn,
jedoch er bricht uns — bis zum Wieder-
sehn,

(er küßt ihr die Hand.)

mein Engel — ja, er bricht uns wieder an,
und klärt sich auf zu einer Ewigkeit.

Rosette.

Darf ich nicht lieben, nu, so darf ich doch
um den Geliebten weinen. Gute Nacht,
es wird doch nunmehr alles Nacht um mich.

Eraft.

Mein Vater, bin ich jezt noch Sohn?

Herr von Rosenfeld.

Eraft,

du überwindest mich, umarme mich.
Rosette, lieben darfst du, weine nicht,
Sohn, führ sie ein in deines Vaters Haus.

W.

DER

DER IDEALIST, WIDERLEGT DURCH SICH SELBST.

Nicht der grobe, der feine Idealismus ist der Gegenstand dieser Untersuchung; ich meine denjenigen, für welchen sich *Weishaupt* in seinem Fragmente begeisterte, und in der Critic der reinen Vernunft *Kant* feierlich sich erklärt hat. Sonder Zweifel wird nun endlich hier und da in tiefer Stille manch unerhört künstlich Systemen nach Erscheinungen phantastirt. Idealistische Angriffe hat man schon sehr zuversichtlich und an nichts geringers gewagt, als an alle Beweise für das Daseyn Gottes. Der Beweis, spricht man unter andern, für das Daseyn Gottes aus der Natur ist Betrug, denn die Sinnenwelt ist nur Erscheinung. David, David, deine Psalmen! Wie kannst du dich doch,

H 3

doch, Man Gottes, so aufrichtig begeistern? Hören gehen die Stimme des Herrn auf den Wassern, den Got der Ehre donnern, den Herrn auf großen Wassern? Lieben Herren, stöhret ihn nicht; denn gewis, wenn David ein Idealist wird, wirft er seine erhabensten Psalmen in das todte Meer.

Ich habe über den Idealismus nachgedacht, entschlossen, ihn anzunehmen, daran zu glauben und danach zu leben, wenn ich ihn annehmlich fand und bewährt, allein ich fand ihn in Kants Critic sowohl als in Weishaupts Fragmente durch sich selbst widerlegt. Was die feinen Idealisten auch immer für eine Sprache führen, darin kommen sie überein, daß wir durch al unser Denken weder die Natur einer Sache noch überhaupt irgend einen Gegenstand kennen lernen. „Wir haben sagen wollen, spricht Kant, daß alle unfre Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sey, daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen, und daß, wenn wir
unser

unser Subject oder auch nur die subjective Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objecte im Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit verschwinden würden, und als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren können. Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich und abgefondert von aller dieser Receptivität unserer Sinlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekant. Wir kennen nichts als unsere Art sie wahrzunehmen, die uns eigenthümlich ist, die auch nicht nothwendig jedem Wesen, ob zwar jedem Menschen zukommen mus. Mit dieser haben wir es lediglich zu thun., In dieser Stelle erklärt sich Kant sehr deutlich und sehr bestimmt über die Natur des feinen, oder, wie er ihn nennt, transcendentalen Idealismus, der überhaupt der Geist seiner Critic, dieses so berühmten Werkes, ist. Diesem Idealismus setzt er ganz richtig den transcendentalen Realismus entgegen — „Der transcendente Realist stellet sich also äußere Erscheinungen, wenn man ihre Wirklichkeit einräumt, als Dinge an sich selbst vor, die unabhängig von uns und unserer Sin-

lichkeit existiren, also auch nach reinen Verstandesbegriffen außer uns wären.“ So bestimmt Kant selbst das Eigenthum des transcendentalen Realisten, und ich füge nichts hinzu, als daß dieser Realismus reine gesunde Vernunft ist. Zwar sucht ihn der Kunstrichter verdächtig zu machen, indem er vorgiebt, der transcendente Realist sey es, der nachher den empirischen Idealisten spiele, allein das braucht er fürwahr nicht als transcendentaler Realist zu thun, denn als solcher „setzt er von Gegenständen der Sinne voraus, daß, wenn sie äußere seyn sollen, sie an sich selbst auch ohne Sinne ihre Existenz haben müßten,“ das setzt er nicht *fälschlich* sondern richtig voraus, in diesem Gesichtspuncte findet er — mit Kantischen Worten — alle unsere Vorstellungen der Sinne unzureichend, die Wirklichkeit jener Gegenstände gewis zu machen; muß er denn aber darum die Wirklichkeit der Gegenstände leugnen? Ein empirischer Idealist seyn? In diesem Argumente ist keine Folge; der transcendente Idealist konnte sich dabei nicht verleugnen. Und wenn unmittelbar darauf diesem das Lob gegeben wird, daß er ein empirischer Realist seyn könnte, so wird,

wird, was zu vermuthen stand, das ganze Lob ein Wortspiel. „Denn weil er die Materie und fogar deren innere Möglichkeit bloß für Erscheinung gelten läßt, die, von unserer Sinlichkeit abgetrent, nichts ist, so ist sie bei ihm nur eine Art Vorstellungen (Anschauung), welche äußerlich heißen, nicht, als ob sie sich auf an sich selbst äußere Gegenstände bezögen, sondern weil sie Wahrnehmungen auf den Raum beziehen, in welchem alles außer einander, er selbst der Raum aber in uns ist.“ Das Wortspiel bedarf keines Commentars. Aber indem ich diese Stelle noch einmal prüfe, entdeck ich etwas wichtigeres, das allerdings verdient entwickelt und von dem Idealisten beherzigt zu werden. Wenn der Idealist fogar die innere Möglichkeit der Materie für Erscheinung gelten läßt, die, von seiner Sinlichkeit abgetrent, nichts sey, so kan er doch fürwahr außer seiner Sinlichkeit keines Gegenstandes Daseyn gelten lassen, denn Daseyn ist nichts anders als individuelle innere Möglichkeit. Man fasse den Streitpunct wohl! Die Frage betrifft das Anerkennen und das Leugnen des Daseyns. Kurz vorher redete Kant dem Idealisten das

Wort also — „Unter einem Idealisten muß man nicht denjenigen verstehen, der das Daseyn äußerer Gegenstände der Sinne leugnet —, Diese Apologie, sprech ich, wird hier widerrufen, wo er sogar die innere Möglichkeit der Materie für Erscheinung erklärt, die außer seiner Sinlichkeit nichts sey. Daseyn und innere Möglichkeit sind Einerlei, nur, um also zu reden, auf verschiedenen Stufen. Wer also außer seiner Sinlichkeit diese für nichts erklärt, erklärt eben dadurch auch jenes dafür. Ich wünschte, daß dieser in den Behauptungen des feinsten Idealisten entdeckte Streit die andern aufmerksam mache. Das Meer der idealistischen Erscheinungen läßt keinen an der Goldküste der Wahrheit landen. Der Idealist findet nirgend Ruh als in der Unruhe, nirgend Befriedigung als im Zweifel. *Weishaupt* führt nur bei einerlei Sache verschiedene Sprache. Bei diesem Idealisten spielt die Organisation den Denker, oder vielmehr den Täufcher. Und diese Täufchung, meint er, sey im Grunde die Sache selbst, so fern sie von Wesen dieser Art erkannt werden könnte. Diese Sprache ist kühn, so redet nicht leicht ein feiner Idealist. De-

sto

ſto mehr Verleugnung äußert er bei der Frage, wie der Idealift zu der Erkenntnis eines Gottes gelange. Der Idealift, behauptet er, ſehe Wirkungen, ſo gut als ein Anhänger eines jeden andern Systems, er ſchließe von dieſen auf eine Urfache, dieſe Urfache erkenne er als eine abermalige Wirkung, und ſchließe alſo auf eine weitere, und endlich auf eine letzte, höchſte und allgemeine Urfache von der ganzen Natur. Ich wünſche dieſem würdigen Manne Glück, daß die Hypotheſe der Täuſchung ihn da geſcheuet hat, wo die Ueberzeugung ewiges Leben iſt. Der Idealift, der ſeinem Mädgen treu bleibt, hält die vernünftige Ueberzeugung von dem Daſeyn Gottes für Unvernunft. Got, oder höchſtes Weſen iſt ihm eine Idee, die er annimt, um ſeinen Welterſcheinungen ſyſtematiſche Einheit zu geben. Die Fragen, was das höchſte Weſen für Eigenſchaften habe, und ob es wirklich ſey, nent er Unſin, und ſo nur ſtimt er mit ſich ſelbſt überein. Es iſt ihm daher einerlei, ob man beim Anblicke der Natur ſage, Got hat es weiſlich ſo gewolt oder die Natur hat es alſo weiſlich ge-
 ord-

ordnet. *) Doch genug hiervon. Ich wollte nur der Deutlichkeit wegen zeigen, worin das Unterscheidende des feinen Idealisten bestehe. Nun wende ich mich zu meinem Ziele, und beweise, daß er sich durch sich selbst widerlegt.

Bei dem Weishauptischen Fragmente mache ich den Anfang. Weishaupt bringt alles auf absolute und relative Wahrheit. Relative Wahrheit, Täuschung und Erscheinung sind ihm gleichgültige Ausdrücke. Diese, die relative Wahrheit, gehöre, spricht dieser Idealist, für uns, sonst nichts. Wir Armen! Da schwimmen wir auf einem Meere von Täuschungen, und wissen es noch darzu, das ist die Vollendung des Jammers. Die Blume des Frühlings und der gestirnte nächtliche Himmel wissen uns zwar dieses fatale Bewußtseyn ganz erträglich zu machen, indem sie durch ihren regelmäßigen Wechsel sogar der menschenfeindlichen Täuschung das Spiel verrücken, aber die Geliebte unsers Herzens, der Freund unsers Busens! — Idealismus,

*) Siehe Kants Critic der r. Vernunft. S. 685. ff.

o grausame Wohlthat! — — Stil, stil!
 Es ist so gefährlich nicht. Die Hypothese
 der Täuschung wird sich sogleich selbst wie-
 derlegen. Ihr Vertheidiger giebt uns über
 absolute Wahrheit folgende Erklärung —
 „Absolute Wahrheit ist das, was an und für
 sich an der Sache selbst ist. Sie ist diese un-
 sichtbare Kraft, die uns durch ihre Wirkun-
 gen erscheint, auf uns verschiedentlich orga-
 nisirte Wesen verschiedentlich wirkt. Sie
 ist nicht für diese Sinne, Gestalt, für diese
 Weltform, oder für Menschen. Sie kan nie-
 mals geändert werden. Diese Kraft bleibt
 Kraft, wirkt alzeit, wirkt auf verschiedene
 Subjecte auf verschiedene Art, so wie sie es
 leiden, ihrer Receptivität gemäs, und wird
 eben dadurch der Grund und die Quelle aller
 Erscheinungen und unsrer relativen Wahrheit.
 Dies ist es alles, was wir von ihr wissen.
 Absolute Wahrheit ist für Got, und für Got
 ganz allein.“ Und wenn das wahr wäre,
 müste Weishaupt Got feyn, denn so eben hat
 er uns sogar das Original aller absoluten Wahr-
 heit durch bejahende und verneinende Cha-
 ractere beschrieben, absolute Wahrheit ist al-
 so auf eine sehr vorzügliche Art für ihn. Was
 wird

wird er nun thun? Wird er auch diese Beschreibung für Täufchung erklären? Das kan er nicht, wenn er auch wolte, er erklärte ja die absolute Wahrheit für relative. Er wird also, um nicht Got seyn zu wollen, die Hypothese der Täufchung oder den Idealismus als eine Grille, die alle, die sie annehmen, auf ähnliche Art anführt, verwerfen.

Man kan es nun schon durch Induction beweisen, daß der Idealismus mit denen, die sich ihm ergeben, kein Spiel hat. Unlängst wußte er einige zu bereden, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären nicht Eigenschaften der Dinge selbst, sondern bloße Verstandesregeln, die in der Sinnenwelt unfre Erkenntnis leiten solten. — — Wie gerufen! Ich mus die Augenblicke des Zusammentreffens nutzen. Sie sind es doch? Traute Herren Idealisten, Sie sind es, nun im Schatten dieser Linde und auch in meiner Seele gegenwärtig. Ich denke Sie mir, wie Sie ohne Zweifel an und vor sich betrachtet vor mir stehen mögen, die Füße auf der Erde, die Häupter in der Luft, als betrachteten Sie diese majestätische Linde und den Himmel über ihr.

Sie

Sie sprechen also heute noch wie gestern, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären nur Verstandesregeln und keinesweges etwas die Dinge selbst betreffendes? Das hat Ihnen der Idealismus vorgespiegelt, und ich wil Ihnen darthun, dafs er Ihrer nur spottet. Wenn Nothwendigkeit und Zufälligkeit Verstandesregeln sind, so müssen sie eben darum auch Eigenschaften der Dinge selbst seyn, ja sie werden jenes, weil sie dieses sind. Ich dürfte mich, diese Wahrheit zu beweisen, nur auf die Verhältniß berufen, die der denkbare Gegenstand gegen den Verstand hat, allein ich wil mich diesmal ganz nach Ihnen bequemen. Nothwendigkeit und Zufälligkeit, sprechen Sie, sind Verstandesregeln — — bloße, bloße Verstandesregeln — gut! Auf das genaueste bestimmt — hängen an den Dingen selbst nicht, ganz und gar nicht, weder inhärirend noch adhärirend — sollen nur die Erkenntnis in der Sinnenwelt leiten. Nun ist die Streitfrage gebildet. Wohlan denn! Wo es Verstandesregeln giebt, da giebt es doch auch wohl Verstand? Sonder Zweifel. Was für Verstand meinen Sie? Objectiven oder subjectiven? Objectiven Verstand giebt es, zum

zum Beispiel, in Wolfs vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, fünfte Auflage, in Aristoteles zehen Büchern an den Nicomachus, mit einem Index Gracitatis, klein Folio. Rühmte man in diesem Sinne von Ihnen, Sie hätten großen Verstand, so müßten Sie große Bücherſchätze haben, hies es, Ihr Verstand wäre gut, so könnten Sie immerhin nur Schätzen haben, aber ausgeſucht müßten Ihre Schätzen ſeyn. — Davon iſt jezt die Rede nicht. — Das denkiſch auch. Also von ſubjectiven Verſtande. Und was iſt denn ſubjectiver Verſtand? So fern ſubjectiver Verſtand ein allgemeiner Begriff iſt, iſt er dem Idealisten ohne Inhalt, denn für allgemeine Begriffe hat ſeine Sinlichkeit keine Form. Und fürwahr wo man Nothwendigkeit und Zufälligkeit für Verſtandesregeln erklärt, da iſt der ſubjective Verſtand allgemeiner Begriff. Was blieb also bei unſerm Streite ihr Antheil? Ein Wort ohne Sin. Ich ſprach nun laut und öffentlich, Sie hätten gar keinen Verſtand, und Sie müßten, als treue Idealisten, die Hand auf den Mund legen und ſchweigen. Denn Sie müßten doch mit mir über die Beſtandtheile eines abſoluten

Din-

Dinges überein kommen, wenn Sie sich über den Besitz desselbigen rechtfertigen wolten, von einem absoluten oder allgemeinen Dinge aber wollen Sie ganz und gar nichts wissen, folglich müßten Sie das Opfer machen, dem Idealismus müßten Sie Ihren Verstand opfern. Das wäre hart. Nein, nein, Märtyrer sollen Sie durch mich nicht werden. Ich halte mein Wort und bequeme mich nach Ihnen. Von dem allgemeinen Begriffe darf ich mit Ihnen nicht ausgehn, sonst sind Sie verloren. Eine andere Wendung! Wie, wenn wir auch die Sprache der beliebten Veränderung wegen abänderten? Könnte ich nicht ihren subjectiven Verstand auch Seelenkraft, oder Geist, oder Geisteskraft nennen? — — Wilde Worte! — — entrüsten Sie sich nicht. Ich treffe das idealistische Lieblingswort. Ihr Verstand ist Ich oder Selbstich, versteht sich, keines Fremden Ich. Nun ist Ihnen der Beweis leichter. Jeder insbesondere kettet folgenden Schluß — Mein Verstand ist mein Ich, mein Ich ist mir Erscheinung, meine Erscheinung ist mir untrügliche Gewisheit, folglich ist mein Verstand mir untrügliche Gewisheit, das heißt, ich habe Ver-

H. B. I stand.

stand. Theure Herren, wenn sie mit sich selbst kämpfen, mag dieser Kettenfchluß wohl wirksam seyn, aber wider einen andern, der Ihnen den Verstand abspricht, dürfen Sie nicht ein Glied daran regen, denn Ihre Erscheinung ist nicht die Erscheinung eines jeden andern, wer er auch sey, und Ihr Selbst ist nicht das Ich eines Fremden. Ich für meine Person wil Sie nicht ängstigen; ich glaube, daß Sie Verstand haben. Auch wil ich meine gerechten Ansprüche auf die Beantwortung der Fragen, was Nothwendigkeit, was Zufälligkeit sey, die Sie ewig schuldig bleiben werden, nicht geltend machen, und wil zum Schlusse eilen. Sind die Nothwendigkeit und das Zufällige Verstandesregeln, so mus ein Endzweck dabei seyn, denn eine Regel ohne Endzweck wär eine Stakenadel ohne Spitze. Sie selbst geben den nächsten Endzweck an, und setzen ihn ganz richtig darin, daß sie unsere Erkenntnis in der Sinnenwelt leiten sollen; dieser Endzweck führt unmittelbar auf den entfernten, der ohn alle Zweideutigkeit die Wahrheit in Betref des Nothwendigen und des Zufälligen ist, damit der Verstand nicht Zufälligkeit zu finden

den glaube, wo die Nothwendigkeit herrscht, oder für nothwendig gelten lasse, was zufällig ist und war und seyn wird. Werden dabei die Nothwendigkeit und die Zufälligkeit nicht an den Dingen selbst vorausgesetzt? Ohne diese Voraussetzung wären sie als Verstandesregeln nicht allein unnütz, sondern auch unmöglich, wären ein leeres Wort, wie *allgemeiner Verstand* in der Sprache des Idealisten. Können Sie es wohl dem Idealismus noch vergeben, daß er Ihnen weis gemacht hat, Nothwendigkeit und Zufälligkeit wären bloße Verstandesregeln? Leiteten unsere Erkenntnis in der Sinnenwelt, und die Dinge selbst hätten doch keinen Theil daran? — — Meine Herren von Verstande sind mir verschwunden wie Erscheinungen.

Ich komme nun zu dem Meisterwerke. Kant hat es in seiner *Critic der reinen Vernunft* darauf angefangen, den Idealismus weit über den Rang einer Hypothese zu erheben. In der That, wenn diese Hypothese sich durch dieses Werk und durch diesen Fürsprecher nicht behauptet, behauptet sie sich nie. Sie behauptet sich nie, denn auch Kant, der

Idealist, widerlegt sich durch sich selbst. Er führt, den Idealismus zu bestätigen, einen zwiefachen Beweis, einen directen und einen indirecten. Der indirecte findet sich in dem Innern seines Werkes, und weist uns unmittelbar auf die so gefürchtete Antinomie der reinen Vernunft zurück, ohne deren Prüfung der Beweis selbst weder für gültig noch für ungültig erklärt werden kan. Diese Antinomie, ich irre nicht, ist der Mittelpunkt der ganzen Kantischen Critic. Es ist ein Glück, das dieses Werk selbst von denen, die es verstehen, eine schwehre Lanze genennet wird, sonst würde gewis schon mancher junge Herr der Vernunft eben so laut lachen, als einer alten Mode an dem fliegenden Gewande seines Mädgens. Nicht als ob dieses Werk abzwecke, der Vernunft Hohn zu sprechen — fern sey dieser Gedanke, er träf die Würde des Urhebers — sondern weil der so künstlich und so listig bearbeitete Idealismus bei den Unmündigen keine andere Folge haben kan. Wäre die sogenannte Antinomie der reinen Vernunft das, was man sagt das sie sey, so gäb es auch in der mythischen Welt der Brannanen kein größer Ungeheuer als die

Ver-

Vernunft. Schon hat sich mancher darüber entsetzt, hat die Hände über den Kopf zusammen geschlagen, und in alle Welt ausgerufen, die Vernunft habe in ihrem eigenen Gebiete die entsetzlichsten Verwüstungen angerichtet, die ganze Rationalpsychologie habe sie geschleift, die Beweise für das Daseyn Gottes mit der Wurzel ausgerissen, und aus der Freiheit eine Steinritze gemacht. Mich wundert, daß sie nicht hinzugefügt haben, sich selbst halte sie unverrückt den Dolch auf die Brust, als wolte sie sich jeden Augenblick durchstoßen. Kant fordert seinen critischen Leser auf, mit dem Widerstreite der Vernunft, den er sogar für unvermeidlich erklärt, sich hauptsächlich zu beschäftigen. „Jeden Beweis, spricht er, den ich für die Thesis sowohl als Antithesis gegeben habe, mache ich mich anheischig zu verantworten, und dadurch die Gewisheit der unvermeidlichen Antinomie der Vernunft darzuthun.“ Da sol doch warlich nicht Kant zuerst zur Prüfung auffodern, die Vernunft selbst fodert dazu auf, und jeder, der sich ihrer bewußt ist, wird einen Streit, der hier für unvermeidlich angegeben wird, sogar für unmög-

lich voraus ankündigen. Ich erkläre die ganze Sache für ein Blendwerk des Idealismus, der dabei nichts geringers zur Absicht hat, als die theure werthe Vernunft zu stürzen, und sich selbst auf ihren Thron zu setzen. In den Streit der reinen Vernunft mit sich selbst durfte der Idealismus ganz und gar nicht eingehn. Ist das nicht die gerechteste Forderung? Nun aber spielt in der Kantischen Antinomie der Idealismus jedesmal in der Maske der Vernunft die zweite Rolle; Wer wird wohl einen solchen Streit für Antinomie, für unvermeidliche Antinomie der reinen Vernunft erklären? Gesezt, es wäre ein Idealist bei mir, ich stelte das Bild einer schönen Griechin vor ihm hin — Idealist was erscheint dir? — Eine Schönheit, schöner war die schönste Griechin nicht — nun nimm ich eine kleine Wendung mit ihm, und brächte, ohne daß er es merkte, das Bild der Xantippe an den nämlichen Ort — Freund, was erscheint dir jetzt? — Hesliche Anschauung von außen! Wohl, wohl dem Manne, der ihr gestorben ist — fang er nun an, Verdacht gegen seine Sinlichkeit zu äußern, und auch diese Unschuld eines innern

Zwi-

Zwistes zu beschuldigen, so würde ich, als ein treuer Realist, ihm aus dem Irthume helfen, und ihm sagen — Freund die erste Erscheinung war Platos Schwester, die andere war des guten Socrates Ehegemahl. So freundschaftlich verfuhr mit seinem Verehrer der Idealismus nicht. Dieser setzt sich nach geendigtem Streite auf den Richterstuhl, und spricht — Beide streitende Partheien können mit Recht als solche, die ihre Forderung auf keinen gründlichen Titel gründen, abgewiesen werden. Dadurch aber ist ihr Zwist noch nicht geendigt. Einer von beiden, oder beide können zugeben, sie hätten im Beweisgrunde gefehlt, und auf der Sache selbst noch immer beharren. Die Klarheit ist auf beiden Seiten gleich; unmöglich ist es jemals auszumitteln, auf welcher Seite das Recht sey. Der Streit dauert nach wie vor, wenn die Partheien gleich hier, vor dem Gerichtshofe der Vernunft, zur Ruhe verwiesen worden sind. „Es bleibt also kein Mittel übrig, den Streit gründlich und zur Zufriedenheit beider Theile zu endigen, als dafs, da sie einander doch so schön widerlegen können, sie endlich überführt werden, dafs sie um nichts

streiten, und ein gewisser transcendentaler Schein ihnen da eine Wirklichkeit vorgemahlt habe, wo keine anzutreffen ist. „Ist das nicht die Sprache des Idealismus? — Jetzt wirft er die Maske ab, denn nun glaubt er sicher zu sitzen. Siehe da! Der Idealismus auf dem Throne der Vernunft! Er wird nicht lange sitzen. Das Gedankenlabyrinth in seinen Urtheilsprüchen wil ich sogleich mit den nöthigen Erläuterungen begleiten und hernach ihn weiter verfolgen. Erstlich frage ich den Sachführer desselbigen, Herrn Kant, wie er sich für die Beweise des Satzes sowohl als des Gegensatzes verbürgen kan, wie er auch in den Prolegomenen noch — denn diese wurden, wie bekant, nach der Critic geschrieben — folgende Stelle niederschreiben konte, „wenn wir, wie es gewöhnlich geschieht, uns die Erscheinungen der Sinnenwelt als Dinge an sich selbst denken, wenn wir die Grundsätze ihrer Verbindung als allgemein von Dingen an sich selbst und nicht bloß von der Erfahrung geltende Grundsätze annehmen, wie denn dieses eben so gewöhnlich, ja ohne unsre Critic unvermeidlich ist, so thut sich ein nicht vermutheter Widerstreit her-

hervor, der niemals auf dem gewöhnlichen dogmatischen Wege beigelegt werden kan, weil sowohl Saz als Gegenfaz durch gleich einleuchtende klare und unwiderstehliche Beweise dargethan werden können, und die Vernunft sich also mit sich selbst entzweit sieht, „da er vor dem Gerichtshofe den Ausspruch des Richters, beide Partheien könnten eines Fehltrittes in dem gemeinschaftlich zum Grunde gelegten Argumente überwiesen werden, nicht nur gelten läßt, sondern sogar selbst übernimmt, die Partheien ihres Fehltrittes zu überweisen? Weiter frage ich, wie sich das reimt, die Klarheit sey auf beiden Seiten gleich, und auf beiden Seiten sey doch in dem Grundbeweise gefündigt worden? Dunkelheit mus ja unter diesen Umständen auf beiden Seiten herrschen. Jedoch auf die Beantwortung dieser Fragen wil ich nun eben so gar sehr nicht dringen. Es schien, als wolte ich an die Person des Herrn Sachführers, und der vernünftelnde Idealismus, dieser täuschende Richter, sah es wohl gern, wenn sich ein Nebenprocesgen entspönne; dabei würde die Hauptsache, worin er nothwendig verlieren mus, vergessen, und er

blieb im Besitze des erschlichenen Richteramtes. Aber einen Schritt zurück wil ich thun, wo die Partheien eines Fehltrittes in dem gemeinschaftlichen Grundbeweise überwiesen werden sollen. Diese Handlung gehört wesentlich zur Sache. „Die ganze Antinomie der reinen Vernunft, spricht Kant, beruht auf dem dialectischen Argumente: Wenn das Bedingte gegeben ist, so ist auch die ganze Reihe aller Bedingungen desselben gegeben; Nun sind uns Gegenstände der Sinne als bedingt gegeben, folglich, — Das Trügliche dieses vernünftelnden Argumentes aufzudecken, schikt er voraus, was folgt — „Zuerst ist folgender Saz klar und ungezweifelt gewis, dais, wenn das Bedingte gegeben ist, uns eben dadurch ein Regressus in der Reihe aller Bedingungen zu demselben aufgegeben sey — — — Ferner, wenn das Bedingte so wohl, als seine Bedingung, Dinge an sich selbst sind, so ist, wenn das erstere gegeben worden, nicht blos der Regressus zu dem zweiten aufgegeben, sondern dieses ist dadurch wirklich schon mit gegeben, und weil dieses von allen Gliedern der Reihe gilt, so ist die vollständige Reihe der Bedingungen, mit-

mithin auch das Unbedingte dadurch zugleich gegeben — — Dagegen wenn ich es mit Erscheinungen zu thun habe, die, als bloße Vorstellungen, gar nicht gegeben sind, wenn ich nicht zu ihrer Kenntnis — das ist, zu ihnen selbst, denn sie sind nichts als empirische Kenntnisse — gelange, so kan ich nicht in eben der Bedeutung sagen: wenn das Bedingte gegeben ist, so sind auch alle Bedingungen, als Erscheinungen, zu demselben gegeben, und kan mithin auf die absolute Totalität der Reihe derselben keinesweges schließen. — — Aber das kan man wohl in einem solchen Falle sagen, daß ein Regressus zu den Bedingungen, d. i. eine fortgesetzte empirische Synthesis auf dieser Seite geboten oder aufgegeben sey, und daß es nicht an Bedingungen fehlen könne, die durch diesen Regressus gegeben werden., Dieses vorausgeschikt, giebt er nun dem Trugschlusse seinen Namen. „Hieraus erhellet, fährt er fort, daß der Obersatz des cosmologischen Vernunftschlusses das Bedingte in transscendentaler Bedeutung einer reinen Kategorie, der Untersatz aber in empirischer Bedeutung eines auf bloße Erscheinungen angewandten

Ver-

Verstandesbegriffs nehmen, folglich derjenige dialectische Betrug darin angetroffen werde, den man *Sophisma figurae dictionis* nent. „ Wer sich selbst verdamt, braucht nicht über einen andern Rache zu schrein. Hier sagt man uns ja ausdrücklich, daß der Idealismus an der ganzen Verwirrung Schuld sey; warum bleibt man denn nicht bei der Klinge? Die Sache verhält sich also — Den Oberfaz spricht die Vernunft, und behauptet ihn als Wahrheit, unvermerkt wird ein idealistischer Untersatz untergeschoben, es kommt zum Schlusfatze, die Vernunft bejahet, der Idealismus verneinet. Auf einmal ändert der Herr Sachführer die Sprache, wälzet alle Schuld dieses Widerstreites auf die eine Seite, und erklärt ihn für einen Streit der reinen Vernunft mit sich selbst; unterdessen schleicht der Idealismus auf den Richterstuhl; laut und öffentlich wird nun die Vernunft des Hochverrathes gegen sich selbst beschuldigt, man macht ihr den Proces, sie wird verdamt. Dennoch gewährt man ihr vor der Volziehung des Urthels eine Bitte, eine wichtige Bitte. Man wil es geschehen lassen, daß der ganze Handel untersucht werde, der Sach-

Sachführer des Idealismus fodert selbst zur schärfsten Prüfung der Vernunftantinomie alle Welt auf. Und ihn rettete dieser Schritt, so daß der unvermeidliche Fal des Idealismus ihn nicht treffen wird, wenn gleich alles, was sich zur rechten und zur linken Hand angeschlossen hat, mit fallen wird, denn

— — — Majesty
 dies not alone, but, like a gulf, doth draw
 what's near it with it. It's a massy wheel,
 fixt on the summit of the highest mount,
 to whose huge spokes ten thousand lesser things
 are mortis'd and adjoin'd, which when it
 falls,
 each small annexment, petty consequence,
 attends the boist'rous ruin.

Ob die Gegenparthei sich überredet habe, man werde die Täuschung weniger achten, wenn sie selbst mit aller möglichen Gleichgültigkeit davon sprach, das wil ich an feinen Ort gestellet seyn lassen, genug sie hat uns selbst zugestanden, daß der Untersatz des Grundbeweises reiner Idealismus sey. Der Fehltritt, der begangen worden ist, besteht also darin, daß man einen idealistischen

fchen Unterfatz untergefchoben hat. Wer mag das wohl gethan haben? Gewis kein anderer als zum Behuf des Idealismus ein treuer Idealift. Wenn jezt ein zweiter Putgachev den Einzug der Nordifchen Kaiferin in Cherfon vereitelte, und ein Staatsrath lies fich gelüften, dem Volke weis zu machen, feine Kaiferin stehe mit fich selbst in Antinomie; würde nicht auch jeder Idealift sprechen, dieser Staatsrath sey eine ungeheure Erscheinung? Und gleichwohl reden sie alle ihrer Vernunft eine folche Ungereintheit nach. Die gute Vernunft, eine unthätige Kraft kan sie wohl oft werden, aber jeder ihrer Blicke ist ein milder Lichtstrahl, sich immer ähnlich. Und nun, da nicht mehr geleugnet werden kan, daß an dem in dem Grundbeweise begangenen Fehlritte die Vernunft ganz und gar nicht Schuld ist, wird es nicht verlorne Mühe seyn, wenn ich versuche darzuthun, wie die reine von allem Idealismus freie Vernunft diesen Beweis führen und durchsetzen würde, und wie er dann eine sichere Grundlage nicht zu Widersprüchen, sondern zu unleugbaren Wahrheiten seyn würde. Den Oberfaz, wenn das Bedingte gegeben ist, ist auch

auch die ganze Reihe aller Bedingungen derselben gegeben, würde sie so leicht, so unbearbeitet nicht hinwerfen. Das schwankende Wörtgen *gegeben*, dieses Röhrgen, das der leichteste Wind hin und her weht, würde sie gar nicht daran dulden. Der Idealist macht am Ende eine Aufgabe daraus, wenn, meint er, doch ja noch etwas an dem Satze seyn sollte, geschwind wird *aufgegeben* aus *gegeben*. Ueberhaupt was läßt uns dieses Ding denken? Es scheint das Mittel zwischen Realismus und Idealismus halten zu wollen. Kurz, auch nicht ein unsichres Wörtgen duldet die Vernunft. Nächst dem würde sie den Begriff desjenigen, was man bedingt, genau bestimmen. Bedingt und gegründet sind gleichgültige Ausdrücke. Das letzte führet uns leichter auf den Sin als das erste. Bedingt ist folchemnach alles, was zureichenden Grund voraussetzt, ist der Grund wieder ein Gegründetes, so gilt auch bei diesem die Voraussetzung, und so immer weiter zurück bis auf den letzten Grund. Der erste kan der letzte seyn, das ist, wenn es einen letzten Grund giebt, gar kein Widerspruch, und die idealistische Bedenklichkeit wegen

wegen der Totalität des Regressus ist ganz unnöthig. Ist das Gegründete, oder das Bedingte ein Gegenstand, so ist auch der vorausgesetzte Grund dieser Art, ist es eine Vorstellung, so werden auch nur Vorstellungen als Gründe vorausgesetzt. Nun ordnet die Vernunft die Glieder ihres Beweises, und schließt also —

Das Bedingte setzt seine Bedingung oder zureichenden Grund voraus, einen reellen Grund, wenn es als Gegenstand, eine Vorstellung, wenn es als Vorstellung ein Gegründetes ist,

A ist ein Bedingtes als Gegenstand, B ein Bedingtes als Vorstellung,

Folglich setzt A einen reellen Grund, B eine Vorstellung als Grund voraus.

Ist denn das auch ein Sophisma figurae dictionis? Man lasse nur die Vernunft ganz rein seyn, ganz frei von allem Idealismus, so geht alles gut. Der Idealist kan freilich den ersten Untersatz, A ist ein Bedingtes als Gegenstand nicht vertragen; den Obersatz ganz unbestimmt gelassen, fällt er sogleich auf das
zwei-

zweite Glied des Untersatzes, und so entspringt bei ihm die Verwirrung, eine Verwirrung, die er für unvermeidlichen Widerstreit der Vernunft mit sich selbst erklärt, und die doch die Vernunft, wie wir eben erkannt haben, so sicher meiden lehrt. Ein Wort bei dem Grundbeweise gesprochen macht eine Rede bei den besondern unnöthig. Ueberhaupt, da ich die Vernunft hier gerettet habe, werden alle besondern Beweise als unstathaft zurück gegeben. Der Fehler, der bei der gemeinschaftlichen gerügt worden ist, wird bei jeder Antinomie wahrgenommen werden, und so müste, was einmal gesagt worden ist, auch zum fünften mal gesagt werden; wozu das? Jedoch bei einer so kritischen Sache kan der Ueberflus nicht schaden. Ich hebe aus den Antinomien eine aus, um sie zu beleuchten. Man wird an dieser besondern sehr deutlich erkennen, wie der Grundfehler sich durch alle durchzieht. Der Gegensatz — *Es ist keine Freiheit, sondern alles in der Welt geschieht lediglich nach Gesetzen der Natur*, wird durch folgenden Beweis unterstützt — „Setzet, es gebe eine Freiheit im transcendentalen Verstande, als

II, B.

K

eine

eine besondere Art von Causalität, nach welcher die Begebenheiten erfolgen könnten, nemlich ein Vermögen, einen Zustand, mithin auch eine Reihe von Folgen desselben schlechthin anzufangen, so wird nicht allein eine Reihe durch diese Spontaneität, sondern die Bestimmung dieser Spontaneität selbst zur Hervorbringung der Reihe, d. i. die Causalität wird schlechthin anfangen, so daß nichts vorhergeht, wodurch diese geschehende Handlung nach beständigen Gesetzen bestimmt sey. Es setzt aber ein jeder Anfang zu handeln einen Zustand der noch nicht handelnden Ursache voraus, und ein dynamisch erster Anfang der Handlung einen Zustand, der mit dem vorhergehenden eben derselben Ursache gar keinen Zusammenhang der Causalität hat, d. i. auf keine Weise daraus erfolgt. Also ist die transcendente Freiheit dem Causalgesetze entgegen und eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen, nach welcher keine Einheit der Erfahrung möglich ist, die also auch in keiner Erfahrung angetroffen wird, mithin ein leeres Gedankending. „ Auch für diesen Beweis mus Kant stehen, denn er hat sich für alle verbürgt.

Für

Für diesen Gegensatz zwar äußert er hier — in der Critic, wo der Beweis geführt wird — eine gewisse Vorliebe, so daß er, wenn es zur Verantwortung des Gegenbeweises, zur Aufrechthaltung des Satzes, *es ist Freiheit*, kommen sollte, in einer critischen Lage seyn müßte. In dieser critischen Lage scheint er wirklich in den Prolegomenen zu seyn. Jedoch ich habe es nicht mit seiner critischen Lage, sondern mit seinem Beweise zu thun. Der ächte Begriff von der Freiheit liegt dabei zum Grunde, das ist gewis. Die Deterministen, die neuen mit den alten, die von Freiheit reden, und doch die Leibnizischen innern Bestimmungen der Kraft nicht verleugnen mögen, reden leere Worte, haben von der Freiheit gar keinen Begriff, denn sie nehmen einen dynamisch ersten Anfang der Handlung gar nicht an. Desto größer wäre der Verlust, wenn — was sag ich Verlust? Meiner Freiheit bin ich so gewis als meiner Vernunft, denn sie ist ein wesentlicher Character derselben. Lasset uns also doch ohn alle Umstände sehen, wo es dem Beweise fehlt. Die nächste Folge der angenommenen Freiheit, daß nämlich nicht al-

lein eine Reihe durch diese Spontaneität, sondern die Bestimmung dieser Spontaneität selbst zur Hervorbringung der Reihe anfangs, wird zugegeben, jedoch ohne die Einschränkung *schlechthin*, denn das Anfangen der Spontaneität kan auch beziehend seyn, und ist dieses mehr als jenes. Genug¹ die Causalität fängt, wenn sie Freiheit ist, so an, dafs sie durch nichts Vorhergehendes bestimmt werde; vorhergehen mag etwas oder nichts, das Seyn oder das Nichtseyn, ein Thun oder ein Leiden, das ist der Freiheit einerlei, ihr jedesmaliges Uebergehn zur Thätigkeit ist ganz unabhängig, ist Anfang. Hierauf folgt in dem Beweise ein Zwischenfaz, der die nächste Grundlage zu der idealistischen Hauptfolge wird, und, wie er da steht, ganz falsch ist. Ein jeder Anfang zu handeln, heist es, setze einen Zustand der noch nicht handelnden Ursache voraus. Das wird ohne Grund angenommen. Der Anfang im Handeln setzt das Nichthandeln voraus, und nichts mehr, folglich kan auch das Nichtseyn vorhergehn, und solchemnach gar kein Zustand. Wenn nun ein dynamisch erster Anfang der Handlung einen Zustand voraussetzen sol, der mit dem

dem vorhergehenden eben derselben Ursache gar keinen Zusammenhang der Causalität habe, so kan das nichts anders seyn, als das Anfangen zu handeln selbst, und hier gilt wiederum, was ich so eben bestimmt habe, es kan auch kein Zustand vorausgesetzt seyn. Aus diesen Prämissen, oder vielmehr aus dem ganz unrichtigen Zwischenfatze, wird die Schlussfolge abgeleitet, daß die Freiheit dem Causalgesetze entgegen und eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen sey, nach welcher keine Einheit der Erfahrung möglich sey, die also auch in keiner Erfahrung angetroffen werde, mithin ein leeres Gedankending sey. Dieser rühmliche Schlusfaz läßt sich hören. Wären die zwei Punkte, die er enthält, gegründet, so würde nicht der Idealist allein die Freiheit für ein leeres Gedankending erklären, auch der Realist erklärte sie für ein Unding. Die Freiheit sol also erstlich dem Causalgesetze entgegen seyn? Redet man vom Causalgesetze ohn alles Beiwort, so versteht man das allgemeinste darunter, dem alle übrigen untergeordnet sind. Dieses besteht in folgendem Ausspruche, *Wirkung setzt Ursache voraus,*

oder ohne Ursache ist keine Wirkung. Dieses Gesetz wird durch die Freiheit nicht nur nicht aufgehoben, sondern vortreflich bestätigt, ja, wenn man ihr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, muß man behaupten, daß es durch sie gegeben wird. Jedoch ich bin diesmal nicht ein Lobredner, ich wil darum sogleich nur das berühren, was diese ihr so nachtheilige Vermuthung veranlassen konte. Ihr ganz unabhängiges Anfangen zu handeln, das ist der critische Punct. Eine Vermuthung kan leicht Irthum seyn, und ist es hier in der That. Das freie Anfangen zu handeln ist entweder Wirkung oder Ursache, man nehme an welchen man wil, in beiden Fällen bleibt das Causalgesetz in seiner vollen Gültigkeit. Ist dieses Anfangen Wirkung, so gehört es zu der Einheit der ganzen freien Handlung, und hängt, als ein Theil, von der nämlichen Ursache ab, von welcher das Ganze abhängt, rechnet man es zu der Einheit der Ursache, so fällt die Bedenklichkeit ohne dies weg. Zweitens sol die Freiheit vermöge der Schlussfolge eine solche Verbindung der successiven Zustände wirkender Ursachen seyn, nach welcher keine Einheit der Erfahrung mög-

möglich sey, und die darum auch in keiner Erfahrung angetroffen werde. Hier äußert sich der Zwischenfaz, der, wo er auch wahr ist — denn Wahrheit ist daran — dennoch nicht zur Sache gehört, und auch unverhüllt tritt der Idealismus ein. Dafs, wenn die Freiheit wirkt, vor ihrem Uebergange zur Thätigkeit ein Zustand vorher gehen kan, das und nicht mehr ist in den Vorderfätzen zugegeben worden. Da nun in diesem Gliede der Schlussfolge von Verbindung successiver Zustände mit aller Allgemeinheit geredet wird, da die Freiheit selbst, auf gut idealistisch, eine Verbindung successiver Zustände genennet wird, so kömt der schon gerügte Fehler wieder, und überdies fällt man auf einmal auf wirkende Ursachen, da man doch nur von einer einzigen, von der Freiheit redet, jedoch ich wil nachgiebig seyn, wil weder diesen noch jenen Fehler anschreiben, und wil, da doch bei den Wirkungen der Freiheit Verbindung successiver Zustände seyn kan, untersuchen, ob dabei keine Einheit der Erfahrung Stat finde. Die Zustandsverbindung mag eine Reihe ausmachen, oder einfach seyn, genug die Freiheit wird niemals

durch den vorhergehenden Zustand bestimmt. Dieses unterscheidende Merkmal wird der Freiheit auch durch die Vordersätze des gegenwärtigen Beweises zuerkant, denn der ächte Begriff liegt dabei zum Grunde. Und nun, was leidet die Einheit der Erfahrung dabei? Wenn ich von Erfahrung rede, hab ich es mit Wirklichkeiten zu thun. Meiner subjectiven Erfahrung entspricht — sonst wäre sie Unsin, oder Schwärmerei, oder Raserei — die objective. Ich nehme wahr, daß der Baugarten da vor mir mit jungem Grün überkleidet ist, daß das Gesträuch grünlich ist, die Veilchen blühen, so gewis ich mir meiner selbst bewußt bin, so gewis ich weis, daß ich jezt wache und nicht schlafe, so gewis ich weis, daß ich ein vernünftiges Wesen bin, so gewis, sprech ich, ist es auch, daß dies alles, was ich da vor mir sehe, wäre was und wie es ist, wenn es auch gleich weder in der Seele eines Realisten ein Bild, noch in der Sinlichkeit eines Idealisten Erscheinung wäre. Einheit hat jede Erfahrung als Erfahrung, und ihre Einheit ist die Einheit des Einzelnen, denn nur das Wirkliche kan Erfahrung seyn, und alles Wirkliche hat individu-

viduifche Einheit. Wenn es mit der Erfahrung überhaupt folche Bewandnis hat, fo mag die Freiheit, wenn fie wirkt, einen Zuftand, der ihr nichts zu befehlen hat, voraussetzen oder nicht, fie mag eine Reihe Zuftände anheben, verbinden und verwickeln, oder eine augenblickliche That vollenden, fie kan, fobald fie thätig ift, Erfahrung feyn, und jede ihrer augenblicklichen Wirkungen hat individuiſche Einheit, das heißt, wenn fie Erfahrung ift, Einheit der Erfahrung. Auf folche Art ſehe ich die Freiheit auch gegen das zweite Glied der Schluſſfolge gerettet. Freilich nicht alſo der Idealift. „Wenn ich, ſpricht er, von Gegenſtänden in Zeit und Raum rede, ſo rede ich nicht von Dingen an ſich ſelbſt, darum, weil ich von dieſen nichts weiſ, ſondern nur von Dingen in der Erſcheinung, d. i. von der Erfahrung, als einer beſondern Erkenntniſart der Objecte, die dem Menſchen allein vergönnet iſt. — — In der Erſcheinung iſt jede Wirkung eine Begebenheit, oder etwas, das in der Zeit geſchieht, vor ihr mus, nach dem allgemeinen Naturgeſetze, eine Beſtimmung der Cauſalität ihrer Urſache, ein Zuſtand derſelben,

vorhergehen, worauf sie nach einem beständigen Gesetze folgt. Aber diese Bestimmung der Ursache zur Causalität mus auch etwas seyn, was sich eräugnet oder geschieht; die Ursache mus angefangen haben zu handeln, denn sonst lies sich zwischen ihr und der Wirkung keine Zeitfolge denken. Die Wirkung wäre immer gewesen, so wie die Causalität der Ursache. Also mus unter Erscheinungen die Bestimmung der Ursache zum Wirken auch entstanden, und mithin eben sowohl als ihre Wirkung eine Begebenheit seyn, die wiederum ihre Ursache haben mus, u. s. w. und folglich Naturnothwendigkeit die Bedingung seyn, nach welcher die wirkenden Ursachen bestimmt werden.“ Ich wolte durch die prüfende Zergliederung eines der besondern Beweise nur darthun, dafs der an dem Grundbeweise geahndete Fehler, der in die sogenante Antinomie der reinen Vernunft sich einschleichende Idealismus, auch an den besondern sich finde. Hier ist er. Nun verlasse ich die Prüfung der Antinomie, um den Idealismus weiter zu verfolgen. Dieser listige Eroberer hatte die Vernunft für unfähig erklärt, den Streit zu schlichten. Den Streit hatte,

hatte, das wissen wir jetzt, die Vernunft gar nicht verursacht; er wurde ihr, ihr einzig und allein zugerechnet, und der Idealismus einzig und allein war Schuld daran. Im Gewühle der Täuschung nahm der Täufcher Besitz von dem Richterstuhle; nun wil er sprechen, nun den Streit schlichten. Ein sonderbarer Rechtshandel! Ich mus eilen, um bei dem Ausgange zu seyn. Ich vermuthe schon, wie das Endurtheil ausfallen wird, und ich wette, meine Vermuthung trifft ein. Seine Hauptprobe macht der Richter an der ersten Antinomie, die Welt ist der Größe nach unendlich, die Welt ist ihrer Größe nach endlich. Diesen Streit, spricht er, hebe ich so, daß keiner nie wieder gedacht werde. Ich behaupte, daß die Welt an sich gar nicht wirklich ist, und wenn das ist, so ist sie weder als ein an sich unendliches noch als ein an sich endliches Ganze wirklich. Nach Anleitung dieses Orakels würde ein Idealist eine Mutter über den Verlust ihres Kindes also trösten; weine nicht, Mutter, dein Kind ist nicht gestorben, denn es hat nicht gelebt. Wie die erste, meint der Schiedsrichter, würden alle übrigen Antinomien entschieden.

Das

Das meinte ich auch. Meine Vermuthung ist eingetroffen; nur diese und keine andere Entscheidung war zu vermuthen. Die vernünftige Welt weis nun, was sie zu thun hat, sie huldge, um gegen den unvermeidlichen Streit, in welchen sich die Vernunft mit und durch sich selbst verwickelt, sicher zu seyn, dem Idealismus. Der Herr Sachführer hält die gegenwärtige Lage des Prätendenten für vortheilhaft, er bildet, damit er ihn nun endlich auch von außen sichere, den indirecten Beweis für ihn, und schließt also — „Wenn die Welt ein an sich existirendes Ganze ist, so ist sie entweder endlich oder unendlich, nun ist das erste sowohl als das zweite falsch, laut den oben angeführten Beweisen der Antithesis einer und der Thesis anderer Seits, also ist es auch falsch, dafs die Welt, der Inbegrif aller Erscheinungen, ein an sich existirendes Ganze sey. Woraus denn folgt, dafs Erscheinungen überhaupt aufer unsern Vorstellungen nichts sind, welches wir eben durch die transcendente Idealität derselben sagen wolten.“ Dieser Beweis ist ein netter Zirkel, eine ächte petitio principii. Im Vorhergehenden spricht man, die

die Welt ist weder endlich noch unendlich, weil sie nicht ein an sich wirkliches Ganzes ist, hier, sie ist nicht ein an sich wirkliches Ganzes, weil sie weder endlich noch unendlich ist.

Wie freue ich mich, daß ich aus dem Labyrinth heraus bin! Ich hoffe, daß alle, die meine Prüfung durchdenken, einstimmig mit mir den der Vernunft zur Last gelegten, sogar als unvermeidlich vorgespiegelten Streit der Vernunft mit sich selbst für nichts anders erklären werden, als für einen Streit des Idealismus mit der Vernunft. Nur noch zwei Worte im Namen der Vernunft. Die reine Vernunft ist durch diese Täuschungen sehr gekränket worden, das ist wahr, weil dennoch das ganze Blendwerk nur denen nachtheilig seyn kan, die nicht prüfen, das Prüfen aber einem jeden Vernünftigen frei steht, so wil sie den Prätendenten nicht weiter verfolgen, eine einzige Genugthuung verlangt sie von ihm, er sol seinem Sachführer, diesem vortreflichen Manne, der schon lange ein Stolz der Vernunft gewesen ist, öffentlich bekennen, daß er ihn ganz erbärmlich hinter das Licht geführt habe.

Solte

Solte der Herr Sachführer wohl selbst diese Demüthigung seines Clienten nicht verstat-
ten wollen, und sich darauf berufen, daß er
ihn lange vorher, eh noch an einen indirecten Beweis gedacht worden, durch einen directen hinlänglich unterstützt habe, so erwiedere ich — einer Hypothese, die sich mit der Vernunft nicht verträgt, kan kein Beweis einige Gültigkeit geben, und eben diese Unverträglichkeit mus jeden Beweis für sie verdächtig machen. Das Gewühl der Antinomien muste Kant, wenn er nicht schon eine Vorliebe gegen seine Hypothese hatte, anstat ihn zu dem verunglückten indirecten Beweise zu verleiten, vielmehr wider den bei der Vernunftcritic zum Grunde gelegten directen Argwohn schöpfen lassen. Aber was sage ich? Die Idealisten hören mich, schütteln die Köpfe und sprechen, siehe da! Auch noch eine Erscheinung, die es mit der Vernunft hält. Ich sehe wohl, daß ich in einer Lage bin, wo meine Vertheidigung, wenn ich in diesem Tone fortredete, so gut ein Zirkel würde, als dort der idealistische indirecte Beweis. Freilich rede ich wie ein erklärter Verehrer der Vernunft. Ich mus also eine
kleine

kleine Abschweifung nehmen, um mit den Idealisten, wenn es möglich wäre, über die Frage, was Vernunft sey, übereinzukommen. Fragte ich die Idealisten, so viel ihrer sind, ob sie die Vernunft kenten, so könnten sie nicht umhin mir also zu antworten — wir sind Kunstrichter der Vernunft, können ihre Verrichtungen pünctlich von den Geschäften des Verstandes und der Sinlichkeit unterscheiden, halten sie an in ihren stolzen Anmaßungen, ziehen ihr die Grenzlinie und sprechen, bis hieher solst du kommen und nicht weiter; wie könnten wir das, wenn wir sie nicht kenten? Wir sagen ja ausdrücklich, dafs wir bei allem dem nicht die Sinlichkeit im Sinne haben, nicht den Verstand, sondern die Vernunft; sie kennen ist unser ganzes Geschäft und unser einziges Interesse, kurz, es versteht sich von selbst, dafs wir sie kennen. Dieser Antwort begegnete ich durch folgenden Schluß — Wer die Vernunft nicht kennen kan, kent sie zuverlässig nicht. Der Idealist kan sie nicht kennen, vermöge seiner Hypothese, folglich kent er sie zuverlässig nicht. Den Untersatz müßte mir jeder Idealist einräumen, oder auf der Stelle seiner Hypo-

Hypothese entfagen. Das wäre ein Spielgen, wie oben bei der Weishauptischen absoluten Kraft, wo der Idealist entweder widerrufen mußte, oder gestehn, daß er sich selbst für Got halte; und mag es denn auch hier seyn. Die Vernunft ist diejenige in uns thätige Kraft, von welcher alle unsere geistigen Wirkungen herrühren. Es ist höchst vernunftwidrig, daß man darum, weil sich unsere geistigen Wirkungen auf mehrere Hauptarten bringen lassen, auch mehrere besondere Kräfte annimt. Gewöhnlich läßt man in dem menschlichen Ich fünf bis sechs Sonnen auf und untergehn, lauter Nebensonnen ohne Hauptsonne. Diese eingebildete Vereinzelung unserer geistigen Kraft, diese Modepsychologie, ist doch auch, wie sie gäng und gäbe ist, in dem Meisterwerke des Idealismus angenommen worden. Auch da giebt es eine Sinlichkeit, sogar mit Formen, einen Verstand, der nicht leisten könne, was die Vernunft vermöge, eine Vernunft, die ihren eigenen Wirkungskreis habe. Das heißt doch fürwahr Dinge an sich und absolute Kräfte kennen! Der Philosoph wird zu dieser Vereinzelung durch gar nichts veranlaßet. Schon
das

das Successive in dem Zusammenhange unserer geistigen Wirkungen wird uns ein starker Grund, sie alle aus einer einzigen Kraft abzuleiten. Nennet diesen Gedanken eine Erscheinung, diesen da einen empirischen Begriff, jenen eine Idee, der erste ist wie der letzte ein Werk der reinen Vernunft, auch unsere Empfindung ist nichts anders als Gedanke, ist reine Vernunft. Ich habe hierüber in dem vorhergehenden ersten Bändgen dieser Unterhaltungen eine Untersuchung angefangen. Gegenwärtig wolte ich nur so viel davon berühren, als meine Absicht foderte, denn ich wolte nur den Idealisten sagen, daß ich, als ein Verehrer der Vernunft, weis, was und warum ich verehere. Nun wende ich mich zu dem directen Beweise, den Kant für den Idealismus geführt hat. Dieser findet sich gleich im Anfange der Critic, in der transcendentalen Aesthetic, und ruht lediglich auf der Behauptung, daß Raum und Zeit nicht als Bestimmungen an den Gegenständen haften, sondern in dem denkenden Subjecte Formen der Erscheinungen sind, diese für den innern Zustand oder überhaupt für alle Erscheinungen, jener für die äußern Er-

scheinungen. Raum und Zeit, diese fliegenden Blätgen, scheinen dem Kunstrichter diesen Beweis sehr leicht zu machen, aber wir werden bald einsehen, daß sie ihm eine Last werden, der er sich als Idealist nie entledigen kan. Daß beide, Raum und Zeit, nicht Eigenschaften der Gegenstände sind, das wird zugegeben und mus zugegeben werden. Sie sind nichts, als gewisse Arten, die Dinge im Daseyn zu denken, und haften an dem denkenden Subjecte eben so wenig als an den Gegenständen. Kant erklärt sie für subjective Bedingungen der Erscheinungen, für Formen der Sinlichkeit, ohne welche keine Erscheinung möglich sey. Dieser Behauptung setze ich folgendes Dilemma entgegen — Sie selbst, diese Formen; sind entweder auch Erscheinungen oder nicht; sind sie es nicht, so weis der Idealist auch nichts von ihnen, folglich kan er weder dies noch das von ihnen sagen, am allerwenigsten ein ganzes Lehrsystem darauf bauen, sind sie Erscheinungen, so ist, da sie zum innern Zustande gehören, die Zeit ihre Form, die Zeit erscheint also als Bedingung und als Bedingtes zugleich. Wird man sich wohl einen solchen Widerspruch in einer

ner

ner Critic der reinen Vernunft erlauben?
 Nein. Der Idealismus erscheint folchemnach
 auch in seinem Meisterwerke als eine grund-
 lose Hypothese, auch hier widerlegt sich der
 Idealist durch sich selbst. Ich habe nur noch
 zu erinnern, daß ich die erste Ausgabe die-
 ses Werkes vor mir gehabt habe. Solte es
 nun, da es neu erschienen ist, meine Ein-
 wendungen unnöthig machen, so würde mein
 Tadel der ersten das unzweideutigste Lob der
 zweiten Ausgabe. Jedoch mit dieser süßen
 Hofnung schmeichle ich mir nicht, denn der
 Idealismus ist der Anfang und das Ende,
 und die Antinomie der Mittelpunkt dieses
 Werkes.

W.

801

ÜBER
DEN ONTOLOGISCHEN
BEWEIS DES DASEYNS
GOTTES.

Kant erklärt die speculative Vernunft für ganz unfähig, das Daseyn eines höchsten Wesens zu beweisen. Wenn sie cosmologisch, aus dem Daseyn einer Welt überhaupt, oder physicotheologisch, aus der Beschaffenheit dieses Daseyns schließt, so muß sie den ontologischen Beweis, der aus dem Begriffe des höchsten Wesens geführt wird, schon unerschütterlich gemacht haben, sonst hat sie zu jenen Systemen keine Grundlage. An diesem aber, spricht der Kunsttrichter der Vernunft, sey alle Müh und Arbeit verloren. Mich wenigstens hat die Critic, durch welche er verworfen werden sol, nicht befriediget. Die Stärke des Beweises liegt in der Frage,
ob

ob innere Möglichkeit und Daseyn in einem Dinge so vereinigt seyn können, dafs jene ohne dieses auch nicht einmal gedacht werden kan. „Ihr habt, spricht Kant, schon einen Widerspruch begangen, wenn ihr in den Begriff eines Dinges, welches ihr lediglich seiner Möglichkeit nach denken woltet, es sey unter welchem versteckten Namen, schon den Begriff seiner Existenz hinein brachtet. Räumet man euch dieses ein, so habt ihr dem Scheine nach gewonnen Spiel, in der That aber nichts gesagt, denn ihr habt eine bloße Tautologie begangen.“ Ist ein Widerspruch begangen worden, so sol nichts eingeräumt werden, auch ist ein dem Scheine nach gewonnen Spiel weit gefährlicher, als offener Verlust. Dafs die innere Möglichkeit des höchsten Wesens ohne Wirklichkeit auch nicht einmal denkbar sey, das ist ganz und gar kein Widerspruch. Führt die Vernunft ihren Beweis schon, wenn sie nichts vor sich hat, als das Ens im allgemeinsten Begriffe, nichts, als die von aller Bestimmung entblößte Möglichkeit, so wäre freilich ihre Sache offener Widerspruch, aber sie krönet damit ihre ontologischen Untersuchungen, dafs

Got sey, beweist sie, wenn sie das Ens in Ansehung seiner innern Möglichkeit schon bis zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit bestimmt hat, wenn sie ihm schon die vollkommenste, immer wirkende Kraft gegeben hat, und da findet sie, dafs sie die wesentlichen Bestimmungen desselbigen aufheben würde, wenn sie sie ohne Wirklichkeit annähm. Darum behauptet sie, nicht dafs die innere Möglichkeit eines Dinges überhaupt, sondern dafs die innere Möglichkeit des Allerhöchsten ohne Wirklichkeit nicht denkbar sey. Das ist der Gang der Vernunft, wenn sie ihren ontologischen Beweis führt, ich dünke doch, sie hätte dabei nicht zum Schein, sondern in der That gewonnen Spiel. Nunmehr wird alles, was in der Critic unmittelbar hierauf folgt, gleichgültig, es trifft den Beweis gar nicht. Die Vernunft ist bei dem höchsten Wesen, bei dem Ens, das sie aus der Reihe der noch bestimbaren Dinge ausgehoben hat, so dafs es weder Gattung noch Art irgend eines andern seyn kan, und der Kunstrichter ist noch bei dem Dinge, überhaupt betrachtet. Die Frage, ob der Saz, *dieses oder jenes Ding ist wirklich*, ein analytischer oder
ein

ein synthetischer Satz sey, wird, wie sie da steht, gar nicht angenommen. Ob der Satz, *Got ist wirklich*, ein analytischer oder ein synthetischer sey, so allein wird die Frage angenommen. Und nun frage ich, wofür laßt ihr den Satz, *Got ist almächtig*, gelten? Dieser da, spricht der Kunstrichter, ist ein analytischer, gleichen Gehalt, erwiedere ich, hat auch jener, *Got ist*, oder, welches einerlei ist, *Got ist wirklich*. Die Hauptprobe hält der eine so gut wie der andere aus. Vereinige ich in dem ersten das Gegentheil des Prädicats mit dem Subjecte, so entspringt ein innerer Widerspruch, „die Almacht kan nicht aufgehoben werden, wenn ihr eine Gotheit, d. i. ein unendlich Wesen setzet, mit dessen Begriff jener identisch ist;“, eben dieses erfolgt auch bei dem zweiten, denn auch die Wirklichkeit kan nicht aufgehoben werden, wenn ich ein unendlich Wesen setze. Der Kunstrichter meint, der Existentialsatz habe das Besondere an sich, daß durch den verneinenden Ausdruck das Subject mit dem Prädicate aufgehoben würde, und solchemnach würde auch der Widerspruch aufgehoben. Das hies, ich könnte mit die-

sem Satze die Probe gar nicht machen, wie
 mit einem andern, um zu erkennen, ob das
 Prädicat dem Subjecte nothwendig zukomme
 oder nicht. Das wäre, wenn das Subject
 aufgehoben würde, allerdings wahr; jedoch
 wie konte ein leichter logischer Schein so
 blendend werden? Der Existentialsatz kan
 auf doppelte Art ausgedrückt werden, *Got ist*
wirklich, oder *Got ist*, verneinend, *Got ist*
nicht wirklich, oder *Got ist nicht*. Der er-
 ste Ausdruck hat nichts von dem verführenden
 Scheine an sich, der zweite allein ist der
 Täufcher, und das darum, weil das Wört-
 gen *ist* sonst nirgend als sogenante copula se-
 cundi adjecti vorkömt. Dafs es aber in den
 Existentialfätzen diesen Werth hat, das ist
 herrschender Kunstgebrauch. Solchemnach
 wird in *Got ist nicht* das Subject eben so we-
 nig aufgehoben als in *Got zürnet nicht*, *Got*
sündigt nicht, und in allen unzähllichen die-
 ser Art. Ich habe mich in diesen logischen
 Proces nur darum eingelassen, um zu zei-
 gen, dafs ich auch von dieser Seite gewinnen
 würde, und nun erst, da der Vorthail auf
 meiner Seite ist, steh ich still und spreche,
 dafs man diesen Weg gar nicht einschlagen
 dur-

durfte. Ob der Ausdruck *Got ist*, *Got ist wirklich* ein analytischer oder ein synthetischer Satz sey, ist eine Frage, die keinen Sin hat, denn er ist gar kein Satz. *Got ist unendlich*, *Got ist allwissend*, *Got ist almächtig*, *Got ist wirklich*, das sind nicht vier Sätze, sondern vier Glieder eines Begriffes, in welchem sie vereinigt ein Ganzes ausmachen. Dafs es nicht gleichviel sey, ob ich diese scheinbaren Sätze als Sätze oder als Glieder eines Begriffs handle, wil ich nur an einem zeigen. Handle ich den scheinbaren Satz *Got ist almächtig* als Satz, so erkläre ich den verneinenden *Got ist nicht almächtig* darum für falsch, weil ich das Prädicat aufhebe, und das Subject lasse, mit dem es identisch ist, handle ich ihn als Glied des Begriffes von Got, so erkläre ich die Verneinung darum für falsch, weil ich durch die Aufhebung der Bestimmung auch das scheinbare Subject aufhebe. Solten sich die Vertheidiger der identischen Sätze darauf berufen, dafs wir beide doch zu einem Ziele kämen, so erwiedere ich; warum einen Umweg nehmen, wo man gerade zu gehen kan? Und wie? Ist denn das genug, dafs man vorgiebt, das

Prädicat fey mit dem Subjecte identisch? Wie? Wenn man diese Identität rechtfertigen folte? Mus man dann nicht erst herein kommen auf meinen Weg, das fogenante Prädicat als wesentliche Bestimmung, und den ganzen scheinbaren Satz als Glied des Begriffes bearbeiten? Die identischen Sätze sind also zu gar nichts nütze. So viel wolte ich über das Logische in der vor mir liegenden Critic erinnern. Aber ein metaphysischer Stein des Anstoßes liegt noch darin. Wem dieser nicht weggeräumt werden kan, der kan unmöglich dem ontologischen Beweise für das Daseyn Gottes Gehör geben.

Wegen Mangel des Raumes mus hier abgebrochen werden. In dem folgenden dritten Bande wird fortgesetzt und vollendet.

W.

ÜBER

ÜBER
DAS JOURNAL DER
MODEN. *)

Die Urtheile, welche über diese Schrift ergangen sind, lassen, wie ich glaube, einen Gesichtspunct zu sehr außer Augen, welchen doch die Verfasser vornämlich in Betrachtung gezogen wissen wollen. Einige sind eigentlich gar nur auf den Gegenstand der Schrift gerichtet, und da man diesen verwerflich findet, so verwirft man das Werk mit ihm; gleich als ob nicht über den Teufel selbst auch etwas gutes geschrieben werden könnte. Das darf aber, wird man sagen, doch wohl keine Apologie seyn, und diesem Journale sieht man es ja schon von aussen an, daß

*) Herausg. von F. J. Bertuch und G. M. Kraus,
I. Band. Weimar, 1786.

dafs es die leichte Dirne, die Mode, nicht aus der Welt jagen sol. Das mag seyn; allein man greift die Verfasser doch nicht an dem rechten Flecke an, wenn man für ihre vornehmste Absicht hält, die Mode zu empfehlen. Darum fällt es ihnen auch so leicht, sich zu vertheidigen.

Man klagt, dafs aus den Zeiten der Vorwelt zu wenig auf die unfrigen gekommen sey. Ob mit Recht, oder Unrecht, das wil ich nicht entscheiden. Genug die Verfasser des Modejournals wollen, so viel an ihnen ist, diesen Klagen bei der Nachwelt abhelfen; sie sind besorgt, ut facta quaeque posteris tradantur, und was sie hierzu liefern, ist nichts geringeres, als Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Wer wird leugnen, dafs ein solches Vorhaben edel sey? Wenn nur nicht zwei gefährliche Klippen in der Welt wären, das zu wenige, und das zu viele. Setzen sie sich, meine Herren, die sie so besorgt für die Nachwelt sind, an das Ufer der Elbe, zehlen sie die Wellen, die das Wasser wirft, beobachten sie ihre Höhe, ihr Steigen und Fallen, schreiben sie das alles in ein Jour-

Journal nieder, und sie werden etwas ähnliches für unsere Nachkommen haben, was das Modejournal ist. Und so werden sie noch tausend andere solche Gegenstände mehr finden. O ich zweifele nicht, daß zu Ausführung dessen in unsern Tagen Federn genug in Bewegung gesetzt werden können. Aber darum wird mir bange, wo die Leser herkommen sollen, und noch mehr, wo diejenigen, welche von allen diesen Sachen Gebrauch machen können. Wie unerträglich müßte die Biographie eines Mannes seyn, ob er gleich von denjenigen wäre, deren Daseyn das Menschengeschlecht im hohen Grade empfunden hat, in welcher alle kleine Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet wären, in welcher man läse, wenn er aufgestanden sey, was für ein Kleid er diesen Tag getragen, und was für Wein er auf seiner Tafel gehabt habe, kurz alles das, was vorzüglich Bediente und Kammerdiener bemerkt haben würden.

Man stelle sich nur vor, was die Mode sey, und es wird sich gleich ergeben, welchen Einfluß ein Tagebuch, über sie geschrieben, in die Geschichte des menschlichen

chen

chen Geistes haben könne. Und was ist sie denn? Ein Spiel der Einbildungskraft. Wer nichts mehr, als Veränderungen, liebt, der liebt es; wer aber Nutzen und Schönheit sucht, den ekelt davor. In dem unaufhörlichen Wechsel, und dem blos Willkührlichen besteht das eigentliche Characteristische der Mode. Das Neue aber, welches dieser Wechsel aufführt, muß, ehe es wieder verschwindet, immer ein gewisses Bürgerrecht erhalten haben, wenn es wirklich zur Mode werden sol; und dadurch wird nun diese freilich sehr drückend. Sie hat sich über verschiedene Sachen des menschlichen Lebens verbreitet. Hier ändert sie Gestalten und Farben, dort Manieren, u. s. w. Dabei ist keinesweges eine Verbesserung im Nützlichen und Schönen ihre Absicht; sie ordnet nur heute an, um morgen wieder einzureißen. Der Geburthsort ist gewöhnlich Paris, und die Gebährerin selbst etwa ein Puzmädchen. Was von ferne kommt, ist angenehm, wenn es auch geringer Abkunft ist; was Wunder, daß sie in Deutschland mit offenen Armen empfangen wird! Aber an den Höfen wird sie auch nobilitiert. Nun genug. Man wird hieraus
die

die Folge ziehen, daß in den Annalen un-
fers Zeitalters das Daseyn, und die Macht der
Mode überhaupt ganz und gar nichts unbe-
deutendes sey; daß aber, für die Nachwelt
über die tausenderlei Gestalten dieses Undings
ein ganzes Journal niederschreiben, zu nichts
dienen könne, als ihr bekant zu machen,
daß es deutliche Schriftsteller gab, die sich
an die Pariser Puzmädchen angeschlossen, um
die Mode noch mehr in Schwung und Um-
lauf zu bringen.

Allein wenn nun auch die Verfasser bei
ihrem ersten Endzwecke, obgleich er der
vornehmste seyn sol, scheitern, so benimmt
dies doch wohl ihrem Werke den Werth noch
nicht ganz. Sie haben ja mehrere Absich-
ten, und wenn auch jede nur einigermaßen
erreicht werden sollte, — doch wohl aber
mehr, als die vorgedachte — so möchte das
zusammengenommen Empfehlung genug wer-
den. Sie beweisen, daß der Luxus ein
Hauptrad in der Maschine der heutigen Staats-
wirthschaft sey, und daß er, im guten Sin-
ne genommen, auch den Widerspruch des
Moralisten nicht zu befürchten habe. Es ist
hier

hier der Ort nicht, über einen Ausdruck Bedenklichkeit zu machen. Genug unser Leben ist einer Einrichtung fähig, welche die Grenzen der Nothdurft überschreitet, doch so, daß sie sich einer gewissen Ordnung unterwirft, und wider die Gesetze der Sitten nicht anstößt. Man nenne sie Luxus, oder Wohlleben und Hochleben, oder wie man wil. Es gehört keine große Philosophie und Staatskenntnis dazu, um einzusehen, daß diese Einrichtung allerdings einen vortheilhaften Einfluß auf die menschliche Gesellschaft, und selbst auf die Bildung des Geistes habe, und daß sogar das menschliche Leben zwar für sich betrachtet ihrer entbehren könnte, aber nicht nach seiner gegenwärtigen Lage. Allein das Gute, welches eine solche Verfassung mit sich führet, würde verschwinden, und sie würde keinesweges verdienen, unter einem gesitteten Volke geduldet zu werden, wenn sie sich an kein Gesetz mehr binden, und alle Zügellosigkeit gestatten wolte. Hier könnte ich sogleich eine Anwendung auf die Mode machen; aber ich wil mich dieses Vorthails nicht einmal bedienen. Ich folge meinen Journalisten; sie schließen weiter: daß

dass jenes wichtige Rad im Gange zu erhalten, nichts mehr dienen könne, als die Mode. Und hier übereilen sie sich. Ich gebe zu, dass, wenn die Mode auf einmal vernichtet werden sollte, eine Menge leerer Köpfe, und an Kleinigkeiten gewöhnter Hände einen schrecklichen Fal thun würde; aber dass mit ihr auch das Wohl der Staaten leiden werde, das nimmermehr. Man sieht leicht, die Verfasser suchen das Zuträgliche für den Luxus besonders in dem Ephemeraleben der Moden. Aber man gebe nur unsern Sachen einen dauerhaften Körper, als jene schwächlichen Geschöpfe haben; man sehe mehr auf innere Güte und auf wahre Schönheit; der Weg, bis zur höchsten Pracht zu steigen, ist hier noch leichter, und der Luxus, im guten Sinne genommen, wird dabei mehr gewinnen, als verlieren.

Nicht blos in der Kleidung und im Aneublement, wie sie es nennen, kan sich der Luxus zeigen, sondern ebenfowohl auch auf den Tafeln. Wenn nun jemand den Einfalt hätte, hier eine Anordnung zu machen, die gerades Weges wider die Gesundheit, und

II. B. M die

die Erhaltung des Körpers liefe, aber auf der andern Seite doch den Luxus beförderte, wäre sie entschuldbar? Was hier die Gesundheit ist, das ist dort der gute Geschmack. Verdient dieser weniger Sorgfalt, und gar Vernachlässigung? O es geht viel weiter! Wenn man Beispiele von Ungereimtheiten unsers modischen Zeitalters suchen wil, — und dergleichen solten doch billig auch in die Annalen der Menschheit mit aufgenommen werden — so braucht man eben nicht den guten Geschmack dazu. Es giebt Mängel, welche die Mode begleiten, und sich oft mit ihrem Glanze zu decken suchen, und die nicht einmal ein ehrlicher Tagelöhner bei sich dulden würde. Und was noch mehr; die Mode läßt so wenig ihre Tolheit einschränken, daß sie oft die Gesundheit, wie den Geschmack, und diesen und jene zugleich anfällt. Von allem diesem nichts weiter; es ist bekant.

Die Verfasser haben sich vorgenommen, in ihrem Journale auch neue, nützliche Erfindungen und Verbesserungen bekant zu machen, und haben davon schon Proben gegeben.

ben. In aller Welt, wie kommen sie denn hieher, zu Erfindungen, die ihren Ursprung dem Nachdenken, verschiedenen technischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, und dem Geschmacke zu danken haben, die auf Realität abzwecken, und sich so lange im Gebrauche erhalten, bis sie wieder von noch vollkommenern verdrängt werden; Erfindungen, die gerade eben das Gegentheil der Mode sind, und die, wenn man etwa blos auf den Luxus hinschauen wolte, diesen ebensowohl einschränken, als befördern können? Wirklich, wenn man den Plan der Verfasser betrachtet, insofern er dienen sol, daß sich das Journal desto eher behaupte, so ist jenes kein unglücklicher Gedanke; betrachtet man ihn aber von philosophischer Seite, so ist er gar kein Plan mehr. Ohne diese Vereinigung von schwarz und weis, wäre doch das Journal ein gutes Modejournal gewesen.

Es bleibt also nur noch übrig, das Ziel der Verfasser in der Mode selbst zu suchen. Ob ihre Unternehmung vortheilhaft oder nachtheilig auf sie wirken sol, dies möchte nach einigen Aeufferungen der Verfasser beinahe

zweifelhaft scheinen. Vielleicht steckt unter ihr ein feiner Kunstgrif, die bethörte Welt nach und nach auf bessere Wege zu bringen? Nimmermehr; die ganze Einrichtung des Journals, und der Inhalt eines ganzen Jahrganges zeigt offenbar das Gegentheil, und die Verfasser brauchten der Versicherung (im Jul. S. 253.), daß sie mit Freuden ihr Journal endigen wolten, nichts anzuhängen, um zu zeigen, daß sie ihnen nicht von Herzen gehe. Wenn es auch zuweilen scheint, als wolten sie auf die ruhige Tiefe treten, sie bleiben immer in dem Strome. Und was braucht es hier einer weitem Untersuchung; sie erklären sich deutlich genug. Man lese nur den Brief, den sie im 2. St. S. 79. f. aufgenommen haben, so lernt man ihre Parthei kennen. Diesen Brief sollte ich überschlagen; wider den Stachel ist nicht gut lecken. Er sol von einer Dame seyn. Mir liegt nichts daran, ob er nicht von den Verfassern selbst ist. Ich wil es glauben; aber von einer patriotisch deutschen Hausfrau, wie sie vorgeben, ist er zuverlässig nicht. Ich verweile bei ihm, nicht um der Sache willen, die ihn veranlaßet hat, sondern wegen des

Räson-

Räsonnements, welches hier eine Dame höhern Standes über die Mode fällt.

Um mich mit ihnen, meine Schöne, darüber zu unterhalten, muß ich von Adam und Eva anfangen. Ich wil nämlich sagen, für sie ist es fast zu spät, ihnen andere Gedanken beizubringen, aber nicht für ihr Geschlecht, vielleicht auch nicht für ihr eigen Fleisch und Blut. Die Gelehrten theilen sich in zwei Classen; die eine sucht ihre Stärke in der Kentnis einer Menge Sachen, die andere vorzüglich in der Richtigkeit und Feinheit des Verstandes. Wenn sie für ihre Kinder einen Hofmeister wählen, so nehmen sie ihn aus der leztern Classe, gesetzt auch, daß er nicht fechten und reiten kan; treffen sie eine rechte Wahl, und ich stehe ihnen dafür, ihre Töchter werden andere Briefe schreiben, als sie. Lassen sie dieselben fleißig in die Schule des Geschmacks gehen, und es wird ihnen nicht an Gegenständen fehlen, worüber sie sich, wenn sie anders Leute finden, die ihnen gewachsen sind, in Gesellschaften der höhern Welt unterhalten können, und die Mode wird ihnen lächerlich, wohl gar ver-

haft werden, eben so wohl, als ein dummer Junge en grande parure, wie der im Modejournale Taf. 6. ist. Glauben sie nicht, daß alle diejenigen in dieser Schule gewesen sind, die zeichnen, tanzen und den Flügel spielen. Viele mögen wohl einen Aërostat in einen Fächer zeichnen, aber nicht ihr Auge an das Schöne gewöhnen lernen. Es komt die Zeit, da sie das Tanzen einstellen müssen; zeichnen, und Clavier spielen können sie auch nicht immer; was hilft ihnen dann ihre Geschiklichkeit? Durch einen guten Unterricht in den schönen Künsten und Wissenschaften bildet sich der Geschmak, und so bleibt ihnen etwas, das sie überhaupt zu einer edlern Classe von Menschen erhebt, das allgemein gefalt, und sich in allen ihren Handlungen wieder zeigt.

Man wirft die Frage auf, ob sich das Zeitalter verbessere, oder verschlimmere. Ich glaube wir leben in fruchtbaren Zeiten; Unkraut und Weizen wächst gut. Bei einer Menge Thorheiten, die es jetzt giebt, werden doch die Wissenschaften und Künste sehr gut gebaut. Die Welt, die sich die galante
nent,

nent, und die ganz modisch gefint ist, fühlt ihre schwache Seite, und hält sich darum an die andere. Man nimt die Miene des Gelehrten und des Kenners der Künste an. Um den Endzwek desto leichter zu erreichen, vereinigt man sich in Lesegeſellſchaften. Niemand lieſt geſchwinder, als die Damen. Abends komt man bei dem Thee zuſammen. Wie ein Haufen Schmetterlinge, welchen ein freundlicher Sonnenblik aus den Puppen hervor gelokt hat, auf den Blumen herumſchweift, ſo fallen ſie jezt über verſchiedene Gegenſtände aus den Büchern der Lesegeſellſchaft her. Auch ein Gemälde wird aufgezeigt. — Das iſt ſchön, ja das iſt ſchön. Wer iſt denn der Meiſter davon? — Rubens. — Ja ein Rubens; o es iſt à merveille! — Vieles wird durchgenommen, aber natürlicherweiſe, da man mit dem Geleſenen keinen eigenen Gedanken verbinden kan, und für das Nützliche und Schöne kein Gefühl hat, ſo ſtehen die Blumen bald wieder verlaſſen da. Man hüpfet geſchwinde auf etwas anderes über; und da es für die Damen lächerlich ſeyn würde, zu kannengieſern, ſo iſt wohl der nächſte Gegenſtand die Mode. O, wenn ſie es denn

wollen, so reden sie immer von ihr, nur anders, als das Modejournal! Ihre Tracht, meine Damen, hat so viel Unförmlichkeiten, und sie könnte doch so schön seyn. Nehmen sie nur ihren Kopfpuz, was er nach der Mode ist, und was er, wenn sie wolten, seyn würde. Sie glauben, ich ziele blos auf ihre babylonischen Thürme, und auf ihre Kriegsschiffe? Sie würden noch immer keinen guten Geschmack verrathen, wenn sie den Gedanken, daß der Hut der Engländerin den Gürtel der Venus ersetze, für etwas anders, als einen satyrischen Einfal, wolten gelten lassen. Nein, höre ich sie sagen, einen Hut mit hoher, schwankender Feder auf den Kopf gedrückt, und so in einen Phaeton gestiegen, o wie götlich! Nun, im Phaeton, und wenn sie ihre zarte Haut vor der Witterung schützen wollen, da laß ich ihn gelten; aber wollen sie in ihrem größten Reize erscheinen, und einem andern ehrlichen Manne auch vergönnen, in ihr schönes Gesicht zu sehen, so wählen sie anders, und die Wahl wird, wie gesagt, ihnen leicht seyn. Aber Einfachheit und Schönheit stehen im engsten Bunde. Sie können wider die eine nicht anstoßen,
ohne

ohne nicht zugleich die andere zu verletzen. Ueberdies ein ungestalteter Körper kan durch keine Kleidung schön gemacht werden. Verlangt er einen Ersatz, so kan er ihn nur einzig und allein von dem in ihm wohnenden, unsterblichen Wesen erwarten, welches, so wie es überhaupt der körperlichen Schönheit erst das Leben giebt, auch selbst dahin Anmuth und Reize pflanzt, wo sich die Natur zu stiefmütterlich gezeiget hat. Ich wil indes nicht leugnen, dafs einem Körper eine Kleidung angemessener sey, als die andere, so wie auch eine Farbe besser ins Gesicht kleidet, als die andere. Aber hierwider stößt eben die unumschränkte Mode am meisten an. Eine Dame von mitlerer Größe mit einem Kopfsputze, wie er vor kurzen üblich war, auch noch ist, wird doch noch für eine menschliche Gestalt erkant; aber eine von kurzer oder langer Statur wird darin ein Ungeheuer.

Die griechischen Künstler vermieden in der Bekleidung ihrer Figuren zwei Abwege. Ohne das Gewand an den Körper anzuschmiegen, suchten sie, unter demselben so wenig als möglich den Gliederbau zu verbergen.

Mir fallen jetzt die Vorschläge ein, die ein Ungenanter *) zu Einführung einer Nationaltracht thut. Sie sind gut gemeint; aber wonicht unmöglich, doch unschiklich. Wir könnten ohne allen diesen Zwang unsere Tracht leicht in Ordnung bringen. Wir dürfen nur aus der ganzen Sache nicht mehr machen, als sie verdient. Die Herren und Damen, deren wichtigste Angelegenheit des Lebens ihr Anzug ist, müssen von ihrer Einbildung erst zurück kommen. Ich glaube, daß unsere Tracht im Wesentlichen gut sey, oder daß sie doch wenigstens, ohne den Wohlstand, an den wir uns einmal gewöhnt haben, zu beleidigen, darin keine große Veränderung leiden könne. Dies vorausgesetzt, — freilich müssen wir manche schöne Falte entbehren — kommt es auf folgende Punkte an, worauf sich die ganze Einrichtung gründen würde. Die Tracht muß der Gesundheit und dem guten Wuchse des Körpers, zweytens der Bequemlichkeit, drittens der Dauer, und viertens der Schönheit angemessen seyn. Wir müßten die Natur und Anlage unsers Körpers zu

*) Im Modejourn. Febr. S. 72. u. f.

zu wenig kennen, wenn wir nicht wissen wolten, was der erste Punct erfordere. Brauchen wir einen Rath, so dürfen wir ihn nur bei einem verständigen Arzte suchen. Die Forderungen des zweiten Punctes, die das Gefühl selbst an die Hand giebt, wird der gemeine Menschenverstand noch leichter befriedigen. Wir richten uns hier unter andern nach dem Clima, der Jahreszeit, und der Witterung. Bei dem dritten Puncte halte ich mich auch nicht auf. Aber wie steht es mit der Schönheit? Hierüber müssen wir den bildenden Künstler zu Rathe ziehen. Er wird uns solche Vorschriften geben, die auf das wahre Schöne gehen, die sich mit den übrigen Erfordernissen vereinbaren, die Mannigfaltigkeit und Abwechselung gestatten, und durch welche die Tracht, ohne zwangvolle Nationaltracht zu werden, im Ganzen sowohl, als bei jeder einzelnen Person das gefälligste Ansehen gewinnen wird. Uebrigens werden sich die Stände schon von selbst ordnen, und man lasse immer einem jeden seine Freiheit, zu tragen, was er wil. Wegen der Fehler in der Form wird sich der beleidigte Geschmack schon rächen, und in Ansehung

lung der Güte und des Werthes würde die Einschränkung eine Art von Sklaverei seyn, und der Gedanke sonderbar, als ob die Höhern nicht Mittel genug behielten, sich auszuzeichnen. Bei dieser Anordnung aber werden die Manufacturen und Handwerke sich so wohl befinden, als vielleicht bei der Mode nimmermehr.

Ich glaube, daß ich nicht der einzige bin, der hierüber solche Gedanken hegt. Aber die Frage sehe ich entspringen: wer soll sie geltend machen? Von dem Modejournale darf man es nicht erwarten. Ich meines Orts glaube überhaupt nicht, daß sie in der gegenwärtigen Lage der Sache leicht Eingang finden möchten. Aber wenn doch einmal die Rede davon ist, ob nicht der Mode einiger Einhalt zu thun wäre, und wenigstens einzelne Verbesserungen nach und nach eingeführet werden könnten, so sage ich ja, wenn es von oben herab geschieht; das heißt, wenn Prinzessinnen sich der Sache annehmen wollen. Dies wäre überhaupt eines von den Stücken, wo auch eine Dame einen Einfluß in die Regierung eines Landes zeigen könnte.

Das

Das Gesez würde ihr Beispiel seyn, und also lauten: so wil ich mich tragen, und an andern werde ich es gern sehen, wenn sie sich so tragen. Das beträfe eigentlich die weibliche Tracht, die es am allermeisten bedarf. Mit der männlichen liefs sich auf ähnliche Art verfahren, oder sie würde von selbst sich ordnen.

Ich wolte zeigen, was die Mode sey, und was die Verfasser des Modejournals damit vornehmen wollen; und da muß ich schliefen. Nur etwas erinnere ich noch. Man würde mir sehr unrecht thun, wenn man glauben wolte, daß diese Gedanken, die ich, wie man wohl erwarten kan, flüchtiger hinwarf, als ich es bei einer andern Materie würde gethan haben, im mindesten wider die Person und die Fähigkeiten der Verfasser des Journals gehen solten. Uebrigens aber wünsche ich, daß, wenn die Nachrichten des Modejournals auf die Nachwelt kommen, sie, als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit, auch mit dahin gelangen mögen.

K.

EIN

EIN
SELTENER ZOOPHYT.

Der natürliche Körper, den ich jetzt beschreiben wil, giebt mir Gelegenheit zu einer allgemeinen Betrachtung der Geschöpfe, in deren Classe er gehört. Wenn wir nicht in einer Zeit lebten, da die Naturgeschichte so viel Licht verbreitet hat, so müßte ich freilich befürchten, wenn ich auch nur einigermaßen in die Geschichte dieser Geschöpfe eingehen wolte, ohne daß ich eben die Namen einer Hydra und eines Proteus nente, das Ansehen zu gewinnen, als erzählte ich Fabeln. Denn was kan fabelhafter lauten, als daß es Thiere giebt, die ihren Körper in so mancherlei Gestalten verändern, ihn säulenförmig verlängern, wie eine Schlange krümmen, und zu einer Kugel einziehen können; die sich von einem Ende bis nahe an das andere spalten lassen, die Theile ver-

vol-

vollständigen, und, einem Ungeheuer mit vielen Köpfen und Leibern ähnlich, fort leben; die sich wie ein Handschuh umwenden lassen, daß die innere Seite heraus, die äußere hinein kommt, und immer noch leben; Thiere, deren Junge an den Leibern der Alten wie Sprösslinge hervorschießen, wachsen, und sich absondern; die man in Stücke zerschneiden, und so vervielfältigen kan, indem jedes Stük wieder zu einem neuen Körper aufwächst; Thiere, die von so schwächlichem Baue, und von so weicher gallertiger Materie sind, daß sie mit einem zarten Pinsel zerstöret werden können, und außer ihrem Elemente, dem Wasser, sogleich alle Thätigkeit verlieren, die so klein sind, daß man ohne bewafnetes Auge kaum ihre wenigen Glieder unterscheiden kan, und die doch zum Theil in Gehäusen wohnen, welche, in Massen gleich Felsen aufgethürmt, den Stürmen trotzen, und den Schiffen gefährlich fallen.

Als diese sonderbaren Geschöpfe, von welchen man vorher nur wenig wußte, in den neuern Zeiten näher bekant wurden, entstand der Zweifel, ob man sie für Thiere, oder
für

für Pflanzen halten sollte. Man hatte sie schon aus dem Reiche der erstern heraus gebracht, als sie durch neue Beobachtungen wieder zurück geführt wurden. Man verglich die bemerkten Eigenschaften mit den Eigenschaften der Thiere und der Pflanzen, und die Entscheidung fiel zuletzt dahin, daß sie beides zugleich wären; man nente sie folglich *Pflanzenthiere*, *Zoophyten*. *) Wie, Thier und Pflanze in einer Natur vereinigt? Ist dies möglich? Ich darf die Leser, welchen diese Sache noch fremd ist, nur auf die Schriften eines Marfigli, Trembley, Baker, Rösel, Ellis, Bonnet und Pallas verweisen, um von dem, was ich jetzt nur kurz berührt habe, und überhaupt von der Natur und Geschichte der Zoophyten sich näher zu unterrichten. Ich selbst wil jetzt unter Voraussetzung der

*) Altera est et vera, primis Zoophytorum inventoribus forte nimis audax visa sententia: Zoophyta esse animalia vere vegetantia, in plantae formam excrefcentia, plantarumque alias quoque proprietates affectantia, esse plantas quàm animatas. *Pallas Elench. Zoophyt. p. 19.*

an ihnen gemachten Beobachtungen untersuchen, ob sie ihre Stelle in dem Reiche der Thiere, oder im Reiche der Pflanzen einnehmen müssen, wofern sie nicht in beiden gleiche Rechte behaupten können.

Es kommt hier vornämlich darauf an, den Begriff fest zu setzen, was Pflanze, und was Thier sey, um beide durch eine bestimmte Grenze von einander zu sondern, und dieser muß so gebildet werden, daß der Naturforscher, dessen Gegenstand Körper und körperliche Eigenschaften sind, Anwendung davon machen kan. Das Vermögen, den Ort zu verändern, welches die meisten Thiere besitzen, ist schon längst für ein trügliches Unterscheidungsmerkmal erkant, weil ganz unbezweifelte Thierarten hierin eine Ausnahme machen, und hingegen gewisse Pflanzen eine ähnliche Erscheinung zeigen. In Betracht der Fortpflanzung findet man zwischen beiden Arten organischer Körper so viel Uebereinstimmendes, daß man auch hieraus schwerlich einen allgemeinen Unterschied wird nehmen können. Hingegen glaubt man diesen in dem Baue des organischen Körpers,

insofern er zum Empfang der Nahrung eingerichtet ist, desto sicherer und leichter zu finden. Das Thier sagt man hat eine einfache, aber verhältnismäßig große Oefnung, den Mund, wodurch es seine Nahrung zu sich nimmt; die Pflanzen hingegen ziehen sie durch unzählige kleine Oefnungen in sich. Nun ist zwar wahr, daß der Mund den Thieren, so viel man weiß, ausschließungsweise eigen ist; aber ein allgemeines Kennzeichen ist er doch nur beinahe, denn verschiedene Zoophyten, und besonders das Kugelthier (Volvox), machen noch eine Ausnahme. Auch bezieht sich dieses Merkmal nicht auf die ganze Einrichtung, und auf die vornehmste Anlage des thierischen Körpers, sondern nur auf eine untergeordnete, woraus denn auch folgt, daß immer noch Ausnahmen stat finden können. Endlich bestimmt man den Unterschied zwischen den Thieren und Pflanzen durch die willkührlichen Bewegungen, die man ausschließungsweise, und ganz allgemein den erstern beilegt. Hier fragt sich, was sind willkührliche Bewegungen? Nimt man das Wort im gewöhnlichen Sinne, so sind es solche, die ihren Grund in einem einfachen Wesen

Wesen haben, das wir Seele nennen, und ein solches Wesen liegt auſſer der Sphäre des Naturforschers. Man wird gegen ihn die Seelen, und folglich auch die wilkührlichen Bewegungen der Thiere leugnen, oder ſie doch in Zweifel ziehen, und ſeine Wiſſenſchaft wird ihn bei der Widerlegung verlaſſen.

Ich glaube alſo, daſs der Naturforſcher in dieſer Sache folgenden Gang beobachten muſs, um in ſeinen Grenzen zu bleiben, und doch etwas gewiſſes feſt zu ſetzen. Thiere und Pflanzen ſind organiſche Körper, und alſo Maſchinen. Bei einer Maſchine unterſcheidet man folgende Eigenſchaften: die Materie, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung, oder die Structur, und den Endzwek, wozu ſie dienen ſol, oder die Wirkungen, welche durch ſie hervorgebracht werden können. Dieſe Eigenſchaften geben, wenn ſie näher beſtimmt werden, die verſchiedenen Arten der Maſchinen, und die zweite ſowohl als die dritte, iſt es, durch deren nähere Beſtimmung der Unterſchied zwiſchen Thier und Pflanze entſteht. Der thieriſche Körper iſt künstli-

cher zusammengesetzt, als der vegetabilische. Sie bestehen beide aus Saft- und Luftgefäßen; der erstere aber auch noch aus Nerven und Muskeln. Dieser Unterschied ist in Ansehung der Thiere der höhern Classen sehr deutlich; allein bei den Thieren der niedern Classen nimt er nach und nach so ab, daß zuletzt selbst das bewafnete Auge für ihn zu stumpf wird, und darum ist das aus der Structur hergenommene Merkmal zwar an sich, aber nicht in der Anwendung zureichend.

Es ist nun aber noch der zweite Eintheilungsgrund übrig, die Wirkungen, zu welchen der organische Körper aufgelegt ist, und die überhaupt nichts anders, als Bewegungen seyn können. Diese sind entweder solche, die unmittelbar und zunächst zur Erhaltung und zum Wachstume des organischen Körpers erforderlich sind, die in den innern, und kleinsten Theilen vorgehen, sich durch den ganzen Körper erstrecken, und, so lange derselbe Leben äußert, ununterbrechen fort dauern; oder es sind solche, die in einer entfernten, wiewohl ebenfalls nothwendigen Verbindung mit dem Leben des organischen

Kör

Körpers stehen, die sich an den größern Theilen zeigen, weit mannigfaltiger sind, als die vorigen, und die zu einer Zeit vorfallen, zu einer andern wieder wegbleiben. In die Bewegungen der erstern Art setze ich das vegetativische Leben, das alle organische Körper gemein haben; in die von der zweiten Art das animalische, welches den Thieren allein eigen ist. Man wird leicht erkennen, daß dieser Unterschied sich auf den vorigen gründet; denn bei einem Körper, der gar nichts von Nerven und Muskeln hat, ist auch keine thierische Bewegung möglich; daß aber dieser Unterschied anwendbarer ist, als jener, weil die Bewegungen der Thiere mehr in die Augen fallen, als die Structur ihres Körpers.

Indessen muß man auch hier behutsam verfahren, um nicht gewisse Bewegungen, dergleichen diejenigen sind, die wir Wirkungen der Reizbarkeit nennen, sogleich für Zeichen des thierischen Lebens zu halten. Um die Schwierigkeit, die hier entstehen könnte, zu heben, würde ich in vorkommendem Falle also entscheiden: wenn nur ein Theil eines organischen Körpers solche, den

thierischen ähnliche Bewegungen äussert, der übrige vorzüglichere Theil desselben ein bloßes vegetativisches Leben verräth, so ist der Körper selbst eben so wenig unter die Thiere zu rechnen, als ein anderer organischer Körper, welcher, wie die Conchylie, einen ganz unorganisierten Theil an sich besitzt, unter die Mineralien. Uebrigens kan die Ursache der thierischen Bewegungen blos in einem innern Reize, oder zugleich auch in einer äussern Einwirkung liegen. Die Empfänglichkeit der thierischen Maschine für beide ist das, was wir Empfindung nennen, und die besonders hierzu eingerichteten Theile derselben heissen die sinnlichen Organe.

Man wende nun die Erscheinungen, die sich an den Zoophyten, den sonst so zweifelhaften Geschöpfen, zeigen, hierauf an, und man wird keinen Anstand nehmen dürfen, sie alle, selbst den Volvox, für Thiere zu halten. Ich habe mir vorgenommen, diese Geschöpfe etwas näher zu betrachten, in der Absicht, sie theils mit den andern Thieren, theils unter sich selbst in eine, dem natürlichen Systeme so viel möglich angemessene Ordnung zu stellen.

Was

Was sind die Zoophyten, und welche Stelle nehmen sie in dem Reiche der Thiere ein? Man hat sie, und zwar mit Recht, zu dem Gewürme gerechnet; und wenn ich nun den Character dieser Thierklasse als bekant voraus setzen darf, so komt es nur darauf an, die Zoophyten von den übrigen Würmern zu unterscheiden. Zu dem Ende durchgehe man die Stufenfolge der Thiere, und bemerke, wie der Bau des Körpers sowohl im Innern, als Aeuffern, immer einfacher wird, wie fogar ein Theil nach dem andern sich verlieret. Das Insect hat kein solches Herz, noch Lungen, wie die Thiere der obern Classen besitzen. Den Würmern fehlen noch mehrere Theile; einigen fogar der Darm zur Abführung, dessen Stelle der nämliche Schlund vertritt, welcher die Speise aufnimmt. Doch sind sie noch mit dem besondern Behältnisse versehen, in welchem die Speise gesamlet, und verdauet wird, mit dem Magen. Den Zoophyten aber mangelt auch dieser. Ihr ganzer Körper gleicht einem leeren Schlauche. In diesem wird die Speise aufgenommen, das gröbere von den feinem Nahrungstheilen abgefondert, jenes wird bei

gen durch den Mund wieder ausgeworfen, bei den meisten andern aber scheint es durch feine Gefäße der Oberfläche abzugehen, und sodann noch der Stof der Hüllen zu werden, mit welchen ihre weichen Leiber umgeben sind.

Man pflegt die pflanzenähnliche Natur der Zoophyten, die man besonders in ihrer Fortpflanzung bemerkt, zum Unterscheidungsmerkmale anzunehmen. Allein dieses Kenzeichen ist nicht bestimmt, und allgemein genug. Wenn man die jungen Zoophyten wie Schöslinge der Bäume an dem Mutterstamme entstehen, und wachsen sieht, so nimt man ein ähnliches bei andern Würmern, z. B. bei der Müllerischen Naide, wahr. Auch die Reproductionskraft, wodurch abgeschnittene Theile wieder ersetzt werden, findet sich, wenn auch nicht in gleichem Grade, bei andern Thieren, besonders bei den Würmern. Hier aber, wo sie am stärksten ist, gründet sie sich eben auf den ganz einfachen innern Bau des Körpers. Ich nehme also dieses immer gegenwärtige Merkmal zur Unterscheidung an, und erkenne an dem

Man-

Mangel aller innern Theile, selbst des Magens, den Zoophyt. *)

Welche Stelle diese Thiere unter den übrigen, und insbesondere unter dem Gewürme einnehmen, ist nun leicht entschieden; die unterste, die unmittelbar an die Pflanzen grenzt. Aber schwerer ist es ohne Zweifel, die Zoophyten unter sich in eine natürliche Verbindung zu bringen. Unter den Gattungen, welche Hr. Pallas in seinem Elencho Zoophytorum aufführt, würde ich folgende Ordnung für die natürlichste ansehen: *Tubipora, Tubularia, Hydra, Eschara, Cellularia, Sertularia, Gorgonia, Antipathes, Isis,*
 N 5 *Mille-*

*) Um einer Einwendung, die man wider die Allgemeinheit dieses Begriffs machen könnte, zu begegnen, bemerke ich einmal, daß sich wegen der genauen Verbindungen im Natursysteme bei jeder Abtheilung gewisse Arten finden, welche den Uebergang zu einer andern machen, und von dem allgemeinen Begriffe anfangen abzuweichen; zweitens, daß man aber auch nicht jedes Thier für einen Zoophyt halten muß, weil es bisher dafür angesehen worden ist,

Millepora, *Madrepora*, *Pennatula*, *Alcyonium*, *Spongia*, *Brachionus* (doch mit Ausschluss verschiedener Arten), *Volvox*. Ich behalte mir vor, in einem folgenden Bande der Phil. Unterh. mich über diese Ordnung näher zu erklären, und sie zu rechtfertigen. Ich werde mich dabei auf die bisherigen Beobachtungen, und auf den Satz gründen, daß je einfacher der Körperbau, und je einfacher die thierische Bewegung ist, desto niedriger sey auch die Stufe, welche das Thier im Natursysteme einnimmt. Für jetzt wende ich mich zu der Beschreibung des vor mir liegenden Körpers.

Dieser Körper ist ein Product des Meeres, einfach, und etwas unförmlich gestaltet, und ziemlich gros. Von der platten, länglich runden Grundfläche, womit er dem Ansehen nach fest gefessen hat, steigen die Seiten bogenförmig empor, und schliessen oben ein ganz flaches Gewölbe. Sein Durchmesser beträgt in der Länge 17, in der Breite $14\frac{1}{2}$, in der Höhe $7\frac{1}{2}$ Zol. Das Aeussere besteht in einer höckerigen, unebenen Rinde, die den Körper, so weit er frei liegt, umgiebt, mit
vie-

vielen kleinen Löchern durchbohrt, und etwa eine Linie stark ist. Diese Löcher gleichen Nadelftichen, sie sind länglich rund, auch zirkelrund, und stehen reihenweise dicht an einander, daß zwischen zweien oft kaum noch ein drittes stehen könnte. Zwei, drei oder mehrere solche Reihen neben einander schlängeln sich allenthalben auf der Oberfläche herum, und stoßen wieder zu andern Reihen, da denn an solchen Stellen die Löcher sehr häufig und unordentlich zu stehen kommen.

Das Innere des Körpers sieht einem vom Schifwurme durchbohrten Holze nicht unähnlich. Sehr viele, neben einander liegende, und vom Boden nach der Oberfläche gerichtete Höhlen nehmen den innern Raum ein. Die dazwischen liegenden Wände, die sie umfassen, sind kaum $\frac{1}{2}$ Linie stark, und mit einem schwammigen Netze bekleidet, in welchem man zarte Häutchen wahrnimt, die der vertrocknete Ueberrest einer gallertigen Substanz zu seyn scheinen. Die Höhlen sind mehr lang, als weit. Ihr länglich runder Durchschnitt in die Quere beträgt $\frac{1}{4}$ Zol, und drüber. Ihre Länge ist verschieden; die unter-

tersten, nach der Seite gerichteten, sind ihrer Lage wegen kürzer, die andern gehen nicht alle durchaus, sondern einige sind unterbrochen, und wieder mit andern verbunden, manche theilen sich, einige weichen von der gewöhnlichen Richtung ab. Alle diejenigen aber, welche die Rinde erreichen, treffen auf die neben einander gereiheten, oder in Haufen vereinigten Löcher; die Scheidewände hingegen fügen sich da an, wo die Rinde undurchlöchert ist.

Die Materie dieses Körpers ist durchaus faferig, doch nicht von gleicher Dichtigkeit. Fein, und ziemlich dicht ist die Rinde, die sich wie Kork anfühlen läßt, und mit der Alcyonienrinde sehr übereinkommt; weicher und faferiger ist die Materie, welche die Scheidewände bildet, und noch weicher diejenige, aus welcher das Nez gestrikt ist. Die Rinde ist braun, das Innere graulich von Farbe. Jene riecht, wenn sie auf Kohlen gelegt wird, fast wie verbrantes Horn; die innere Substanz aber giebt im Verbrennen einen ähnlichen Geruch von sich, wie der gemeine Badsehwam (spongia officinal.).

Nun

Nun muß ich an diesem Körper noch einige größere Höhlungen bemerken. Die eine zeigt sich ganz im Innern, und ist von solchem Umfange, daß sich viele von den beschriebenen kleinern Höhlen darin endigen. Ich kan nicht bestimmen, ob sie gleich anfänglich bei dem Baue des Ganzen angelegt, oder ob sie durch eine Verletzung entstanden sey. Aber auch von aussen, und zwar von oben, senken sich eine große, auf vier Zol weite Höhle, und drei kleinere in das Innere hinein, und theilen sich in verschiedene noch kleinere. Man kan aber in ihnen den innern Bau selbst nicht erblicken, denn sie sind ebenfalls mit Rinde umgeben, die mit der äußern Rinde genau verbunden, mit ihr auch von gleicher Substanz, aber undurchlöchert ist. Diese Höhlen scheinen dem Körper natürlich zu seyn, und den Grund ihrer Entstehung in seinem Baue zu haben.

Aus dieser Beschreibung wird man erkennen, daß der gegenwärtige Körper in Ansehung seines innern Theils viele Aehnlichkeit mit einem Seeschwamme (*spongia*) habe. Allein die Rinde unterscheidet ihn davon.
Wenn

Wenn man hingegen die Gattung des *Seckorks* (*Alcyonium*) etwas allgemeiner, als Hr. Pallas, bestimmt, wenn man die Merkmale wegläßt, daß die Rinde mit Warzen, die sich in sternförmige Mündungen öffnen, besetzt, und das inwohnende, belebte Wesen mit Fühlfäden versehen sey, so glaube ich, daß man diesem Körper füglich eine Stelle in dieser Gattung der Zoophyten anweisen, und ihn als ein Bindungsglied zwischen ihr und der Gattung des Schwammes ansehen könne.

Nach der Meinung des Hrn. Pallas ist der Seefchwam thierischer Natur, *) und der gallertige Bestandtheil desselben der Sitz des thierischen Lebens. Bei dem gegenwärtigen Körper wären also die oben bemerkten Häutchen

*) Zwei berühmte Naturforscher, der verstorbene O. F. Müller (in der Gesch. der Dän. und Norweg. Thiere) und Hr. Spallanzani (in einem Schreiben an Hr. Bonnet), sind gegentheiliger Meinung. Es beruht auf richtigen Beobachtungen; nach diesen, und nach den oben festgesetzten Begriffen ist die Sache zu entscheiden. Ich werde künftig wieder hierauf kommen.

chen Ueberreste eines solchen Wesens. Wie aber dasselbe sonst beschaffen, und ob es mit Fühlfaden versehen sey, das läßt sich in dem gegenwärtigen Zustande des Körpers nicht bestimmen.

Die Löcher in der Rinde dienen ohne Zweifel dazu, daß durch sie dem Innern die Nahrung zugeführt werde. Und so läßt sich denn auch mit Wahrscheinlichkeit erklären, aus welcher Ursache die von außen sichtbaren Höhlen vorhanden seyn mögen. Es scheint nämlich zur Erhaltung des Körpers nöthig zu seyn, daß die GröÙe der Oberfläche, durch welche die Nahrung eingenommen wird, mit dem innern Gehalte immer in einem gewissen Verhältnisse bleibe. Nehme ich nun dieses Verhältniß an, wenn der Körper noch klein ist, so wird es sich, wie aus der Größenlehre erhellet, nach und nach verlieren, indem er zu der gegenwärtigen Masse erwächst; und es muß nun entweder der Theil, welcher die Nahrung einnimmt, vergrößert, oder das innere Gebäude verkleinert werden, oder beides zugleich geschehn. Die Natur schlägt den zweiten Weg ein. Es würde

de der letzte stat finden, wenn die Rinde in jenen Höhlen auch mit Löchern versehen wäre; das ist sie aber nicht.

Ob dieses Naturproduct dasjenige sey, welches im Davilaifchen Cataloge (T. I. p. 66.) unter dem Namen *grand Guépier de mer* aufgeführt wird, das läßt sich aus der kurzen Beschreibung des letztern nicht bestimmen. Uebrigens hoffe ich, daß zur Deutlichkeit der gegenwärtigen Beschreibung keine Zeichnung nöthig sey; die aber, wenn sie die Leser verlangen sollten, mit dem künftigen Bande folgen würde.

K.

ÜBER

ÜBER EINIGE
NEUERE
ENGLISCHE KUPFER.

Die englischen Künstler haben seit einiger Zeit verschiedene Werke geliefert, welche in mehr als einer Rücksicht allgemeine Aufmerksamkeit verdienen; einmal in Ansehung ihrer Veranlassung, oder der Gegenstände, die sie enthalten, sodann in Ansehung der Kunst selbst, die sich in ihnen zeigt. So wurden Künstler durch die großen Begebenheiten des leztern Krieges, andere durch die Entdeckungen in den entlegensten Theilen der Erde, wieder andere durch die Naturschönheiten ihres eigenen Landes aufgefordert, durch Pinsel und Grabstichel Denkmäler zu stiften, und Werke hervorzubringen, welche das Auge ergötzen, das Herz rühren,

II. B. © und

und den Verstand belehren. Wäre ich nicht selbst ein Künstler, ich würde, da ich dieses schreibe, mich verleiten lassen, den bildenden Künsten eine große Lobrede zu halten; denn zu was für verschiedenen, allgemein interessanten Absichten lassen sie sich nicht anwenden! Es ist gewis eine sehr edle Art, einem großen Manne ein Denkmal zu errichten, wenn es vermittelt einer schönen Kunst geschieht; und wir alle, die wir noch auf dieser Erde wohnen, und noch diese Sinne haben, wollen wir nicht immer gern auch das mit Augen sehen, was unsern Verstand beschäftigt? Wir suchen den Reisenden zu den Alterthümern Griechenlands, und in die wunderbaren Gebirge der Schweiz zu folgen; aber wir sind bei ihnen, sobald wir diese Gegenstände auf den Kupfern der malerischen Reise erblicken. Die Reisenden erzählen uns von den Nationen, den Naturproducten, und andern Seltenheiten fremder Länder; aber was wir zuweilen lange angehört, und doch kaum begriffen haben, das stellt sich auf einmal unserm Auge lebhaft in einer Zeichnung dar.

So schätzbar diese Vortheile sind, welche die bildenden Künste gewähren, so sind sie doch nicht die wichtigsten. Die höchste Absicht aller schönen Künste ist, den Geschmack zu bilden, erhabene Empfindungen einzuflößen, und so den Geist zu veredeln. Diese Wahrheit ist, wenigstens seitdem Sulzer schrieb, wohl oft gesagt worden; aber ist man auch aufmerksam genug darauf gewesen? Ich glaube, daß sie nicht zu oft wiederholet und angepriesen werden kan, insbesondere denjenigen, welche bloß Liebhaber der Künste seyn wollen. Diese würden den Namen gar nicht verdienen, wenn bei ihrem Umgange mit den Künsten jener Hauptendzweck nicht ganz der ihrige seyn sollte. Die Zahl derselben ist gegenwärtig gewis so gros, als sie nur jemalen gewesen seyn mag; aber wenn man daraus auch auf die Vollkommenheit der Künste, und auf die möglichst beste Anwendung derselben schliefen wolte, so würde man wohl fehlen. Gleichwohl ist es gewis, daß der Geschmack der Liebhaber einen starken Einfluß auf den Künstler hat, und daß dieser oft zurückbleibt, wenn jener nicht der ächte ist. Darum sollte man in den

Kunstschulen, die zum Unterrichte für jederman geöffnet werden, dahin sehen, daß denjenigen, die nicht selbst Künstler werden, oder von den Kunstfertigkeiten in andern Beschäftigungen Anwendung machen wollen, mehr richtige Kentnis in der Kunst, als eigene Geschiklichkeit beigebracht würde, insofern nicht jene die letztere voraussetzt, oder von ihr befördert werden kan. Wenn also Schüler und Schülerinnen, wie ich es aus eigener Erfahrung habe, sagen: o wenn ich nur recht zeichnen könnte, ich wolte alle meine Freunde abzeichnen, oder, ich wolte reisen, und alle schöne Gegenden, die ich zu Gesichte bekäme, mit nach Hause bringen, so lasse man sie bei diesen Gedanken, sie sind gut und dienen zur Ermunterung; aber wenn sie etwas weiter kommen, so mache man sie immer mehr mit der erhabenen Absicht bekant, wohin ihre edlen Beschäftigungen eigentlich gerichtet seyn müssen.

Die öffentliche Beurtheilung der Kunstwerke wird zur Ausbreitung des Geschmaks ebenfalls sehr vieles beitragen. Es scheint
aber,

aber, daß heutzutage über die Künste mehr historisch geschrieben, als nach Grundsätzen und Regeln geurtheilet werde. Ich habe mir vorgenommen, in dieser Schrift bisweilen einige Gedanken über Werke der Kunst zu äußern, und werde mich befriedigen, wenn ich damit nur so viel ausrichte, daß ich Männer, deren Urtheil wichtiger, als das meine, ist, veranlasse, mehr auf eine Sache Bedacht zu nehmen, die gewis für Künstler und Liebhaber von den vortheilhaftesten Folgen seyn würde.

Ich mache einen Versuch mit einigen englischen Kupferstichen. Darunter ist kein Heldentod des General Wolfe's, von Woollet nach West gestochen, keine Zerstörung der spanischen Feuerschiffe, von Fittler nach Paton; es sind auch nicht die Scenen aus den Ländern der Südsee, in deren Darstellung verschiedene Künstler mit einander wetteiferten; sondern Ausichten aus englischen Provinzen, anmuthig, reizend, oft prächtig erhaben, kurz die schönsten aus einem Lande, das vor vielen andern Ländern schöne Gegenden hat. Hr. *S. Middiman* giebt sie

nach Gemälden und Zeichnungen verschiedener Meister mit beigefügten kurzen Beschreibungen seit 1784 heftweise heraus unter dem Titel, *Collection of select views in Great Britain*. Diese Kupfer sind in der That ungemein anziehend für das Auge; denn man nehme, die reizendsten Gegenstände, mit einem überaus faubern Grabstichel behandelt. Ich vermuthete nur, daß der Beifal, den sie sich erwerben, gar zu unbegrenzt seyn möge. Wir wollen sie näher betrachten.

In dem Aufsatze über die bunten Kupfer *) habe ich bereits gesagt, was zu beobachten sey, wenn ein körperlicher Gegenstand auf einer Fläche abgebildet werden sol. Es kommt dabei auf den richtigen Entwurf, auf Schatten und Licht, und auf den Ausdruck der Beschaffenheit seiner Oberfläche an. In Ansehung des Entwurfs, und der Vertheilung des Schattens und Lichts findet zwischen den verschiedenen Arten der Kunstwerke kein Unterschied stat. Dieser fängt erst mit der Ausführung an, welche bei dem Gemäl-

*) S. den vorigen Band.

mälde durch Pinsel und Farbe, bei dem Kupfer mittelst des Grabstichels, oder der Radirnadel geschieht. Das Eigenthümliche eines Kupferstichs, worauf man bei dessen Beurtheilung zu sehen hat, ist also die Beschaffenheit des Stichs.

Da die Körper von verschiedener Materie und Zusammensetzung sind, und diese Verschiedenheit, ohne daß man auf die Farbe sehe, sich schon auf ihrer Oberfläche zeigt; so ist zur getreuen Darstellung nöthig, sich verschiedener Striche und verschiedener Verbindung derselben zu bedienen, um jene Mannigfaltigkeit nachzuahmen. Das Nackende, die verschiedenen Stoffe des Gewandes, die luftige Wolke, der Spiegel des Sees, die schäumende Welle, der grüne Boden, alle diese verschiedenen Gegenstände verlangen auch verschiedene Arten des Stichs. So nöthig diese Forderung ist, so geschieht es doch, daß Künstler dagegen handeln. Es scheint, daß man eine gewisse Geschiklichkeit zu erkennen geben wolle, indem man durch einen ganz einförmigen Stich dennoch mit Hülfe des Lichtes und Schattens Körper hervorzu-
 O 4 brin.

bringen im Stande ist. Ich erkenne diese Geschiklichkeit nicht, suche sie aber mehr in der Fertigkeit der Hand, als in der Stärke und Anwendung des Geistes.

Der Künstler, welcher sich hier der Vorschrift seiner Kunst unterwirft, versucht, Gegenstände nachzuahmen, hält den Versuch gegen die Natur, vergleicht, ändert ab, und das so lange, bis er die möglichste Aehnlichkeit erreicht hat. Und hierzu hat er vorzüglich Erfindung und Beurtheilungskraft nöthig. Ist er mit dem Versuche zum Ziele, und der Stich erfunden, dann sucht er auch die Hand zu üben, und sich die verschiedenen Arten desselben eigen und leicht zu machen. Der Künstler aber, der über diesen Punct gleichgültig ist, verfährt anders; er übt die Hand in einer selbst beliebten Manier, und stat daß jener trachtet, der Natur immer näher zu kommen, so hütet sich dieser nur, sich nicht zu sehr von ihr zu entfernen. Jener zeigt den denkenden, dieser mehr den mechanischen Künstler. Der letztere setzt die Absicht seiner Arbeit in den Stich, der erste in die getreue Vorstellung. Der Stich des
einen

einen ist für sich nichts, er verschwindet dem Auge, und läßt das Bild zurück; der Stich des andern scheint nur um seiner selbst willen da zu seyn. Eine Hauptregel ist es also, daß der Stich die Oberfläche der Körper, so wie sie in das Auge fällt, immer gehörig ausdrücke. Eine Art der Arbeit, welche dieses nicht gestattet, ist darum auch nicht zu empfehlen. Eine solche ist die sogenannte schwarze Kunst, besonders auf Landschaften angewendet.

Nach dieser festgesetzten Regel möchten nun auch die vor mir liegenden Kupfer die Probe nicht wohl aushalten. Die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit des Stichs giebt ihnen ein so gefälliges Ansehen, daß das Auge bei dem ersten Blicke ganz eingenommen wird; aber bei einer nähern und anhaltenden Betrachtung entdeckt sich oft das Täuschende. Man findet hier die Mannigfaltigkeit, und den Ausdruck nicht in dem Grade, welchen die getreue Nachahmung der Natur erfordert, so daß das Auge immer mehr unterhalten wird, je länger es dabei verweilet. Gewisse Gegenstände, ein Berg in der Ferne, die klare Luft, ein lichtiges Gewölke, das stehen-

de Wasser, sind oft natürlich ausgedrückt, weil sie die Einförmigkeit des Stichs eher vertragen, da ihre Oberfläche an sich einfach ist, oder das Mannigfaltige derselben in der Ferne zusammenschmelzt. Man betrachte den äussersten, im Gewölke sich verlierenden Berg in *View at Ambleside* (im 6. Heft); wie schön! Aber die meisten übrigen Gegenstände leisten dem Verlangen des Kenners keine Gnüge. Um einzusehen, dass es die Kunst weiter bringen kan, halte man diese Kupfer gegen einige der *Tableaux pittoresques de la Suisse*. Es zeigt sich, dass der Stich der letztern feiner, zusammengesetzter, mannigfaltiger, und vol natürlichen Ausdrucks ist. Die Stiche laufen oft so durch einander, dass man glaubt, Verworrenheit zu entdecken; aber man sieht, dass der Künstler dabei gedacht, und alles auf das schönste vereiniget hat. Um aber die englischen Kupfer in einen recht auffallenden Contrast zu stellen, so vergleiche man sie mit den Waterloofchen radierten Landschaften, besonders in Ansehung der Bäume. Wenn jene einen überaus grossen Fleis zu erkennen geben, so scheinen diese die grösste Nachlässigkeit

figkeit zu verrathen. So mag es scheinen; aber kurz, in welchen hat die Natur am meisten gewonnen? Es ist wahr, die Schönheit der Waterlooſchen Bäume hängt nicht bloß von der glüklichen Führung der Radier- nadel ab, ſie liegt ſchon im Entwurfe, im Schwunge der Aeſte, in der Anordnung der Partien, und des Lichtes und Schattens. Aber ſo flüchtig die Ausführung zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch mit vieler Ueberle- gung, und der Natur ſehr getreu gemacht, und man unterſcheidet in ihr gar wohl den kraufen Baum von dem ſtruppichten Gebüſche im Sumpfe, und von dem beräſeten Boden. Wenn die Waterlooſchen Stücke fleißiger ge- arbeitet, und noch mehr ausgeführt wären, — das vielleicht nur dem Grabſichel möglich iſt — ſo würden ſie noch einen Vorzug mehr beſitzen, den man aber bei den übrigen hö- hern Vorzügen leicht vermißt. Völlig aus- geführte Stücke ſollen die Waterlooſchen nicht ſeyn, die engliſchen aber ſollen es ſeyn, und dennoch ſtehen ſie hinter jenen zurück.

Ich

Ich habe erwehnt, daß der Stich in den französischen Kupfern feiner sey, als in den englischen; die Striche sind zarter, sie liegen dichter an einander, und die Oberfläche ist also mehr bearbeitet. Die Stärke des Stichs, das ist die Breite und Tiefe der Striche, richtet sich in einem und dem nämlichen Kupfer nach der Lage der Gegenstände, und nach Schatten und Licht, in verschiedenen Kupfern aber nach der Grösse des Blattes, und der darauf abgebildeten Figuren. Denn je größer ein Gegenstand ist, desto entfernter wird er betrachtet, desto stärker muß der Stich seyn, wenn er gehörig wirken sol. Hieraus läßt sich auch die Folge ziehen, daß das Kupfer auf eine gewisse GröÙe eingeschränkt sey. Denn ein solches Kunstwerk wil aus einem Standpuncte betrachtet seyn, aus welchem es ganz übersehen werden kan; da nun ein Körper, je größer er ist, desto entfernter betrachtet werden muß, wenn ihn das Auge ganz fassen sol, so könnte, wenn man sich hier an kein Maas binden wolte, die Entfernung so gros werden, daß der stärkste Stich mit dem erforderlichen Ausdrucke nicht mehr dahin reichte. Eine ganze
Per-

Person in Lebensgröße auf einem Kupfer abzubilden wäre darum ganz unschicklich. Der Maler ist in diesem Puncte weniger eingeschränkt, nur muß er sich in der Bearbeitung danach richten; und darin findet sich denn auch ein Unterschied zwischen einem Gemälde mit lebensgroßen Figuren von Rubens und Spagnoletto, und einem kleinen Gemälde von Netscher, Gerard Douw und van der Werf. Die englischen Kupfer gehören mehr zu den kleinen, als zu den großen, und es ist in Ansehung dessen die Stärke des Stichs desto auffallender.

Ich habe diese Kupfer allgemein, und bloß von Seiten des Stichs betrachtet. Nun wil ich noch einige einzeln durchgehen, und dabei auch auf die übrigen Theile der Kunst Rücksicht nehmen. So wie in Ansehung des erstern Punctes der Tadel nicht alles trifft, so werden sich überhaupt zwar verschiedene Fehler, aber auch nicht wenige Schönheiten an ihnen entdecken.

In dem ersten Blatte des dritten Heftes, *Matlok High-tor*, ist der große bewachsene Fels,

Fels, der Hauptvorwurf dieser Landschaft, im Stiche sehr gut ausgeführet. Ueberhaupt hat dieser Felsen viele Schönheit; nicht nur in dem natürlichen Ausdrücke des bewachsenen, und des kahlen Theils, sondern auch in der wohl getroffenen Beleuchtung und Luftperspectiv. An den entfernten Bergen hingegen zeigt sich der einförmige Stich in einer sehr merklichen Härte.

Coniston Lake, das folgende Blat, stelt eine ungewöhnliche Scene der Natur dar. Wie vortreflich wäre dieses Blat, wenn die Kunst al das ihrige gethan hätte! Dafs der grose, in Wolken gehülte Berg in die Mitte gelegt, der Vorgrund ganz einfach gemacht, das Gewölke auf der einen Seite dunkel gehalten, auf der andern vom Lichte durchbrochen, und dadurch, und durch die prälenden Lichter der Landschaft ein düsteres und schauderhaftes Ansehen gegeben worden ist, das gefällt mir; aber es sind der hervorstechenden Lichter zu viel; ich würde es bei dem Hauptlichte nahe am Vorgrunde, und dem, welches auf den Abhang des Berges hinastreift, und die jenfeit des Wassers lie-

liegenden Häuser trifft, haben bewenden lassen.

Ueberhaupt hat der Künstler die Gegenstände, besonders die Bäume, die es doch am wenigsten vertragen, zu sehr durch starke Schatten und Lichter zu heben gesucht. Dadurch entsteht ein doppelter Nachtheil. Einmal wird das Auge, wie bei dem gegenwärtigen Blatte, durch viele pralende Lichter zerstreut, sodann verliert auch der natürliche Ausdruck viel; denn die Lichtstellen sind zu wenig bearbeitet, der Schatten aber ist so stark, daß darin die Striche nicht mehr unterschieden werden können. In den französischen Kupfern hingegen fließt Licht und Schatten sanft in einander, und den Gegenständen ist durch eine gute Bearbeitung Rundung und Leben gegeben.

Um näher über die Bäume zu urtheilen, betrachte man auf dem vierten Blatte dieses Heftes, *View near Beath*, die Gruppe dreier Linden. Die Vergleichung wird am meisten ausrichten; man halte sie gegen die Bäume des 52. Blattes der *Tableaux pitt. de la Suisse*, beson-

besonders gegen den groſen in der Mitte. Wenn man auch dabei auf die verſchiedene Art der Bäume ſieht, ſo ſind doch die Partien dort einſörmig, ſchwehr, und hart abgeſchnitten, hier ſehr mannigfaltig, und mit vieler Leichtigkeit entworfen, verbunden und ausgeführt. Doch ich würde dem Künſtler zu nahe treten, wenn ich nicht auch einige ſchöne Bäume bemerken wolte. Zu den vorzüglichſten rechne ich die Eiche auf dem erſten, und die drei hohen Linden auf dem dritten Blatte des fünften Heftes, an welchen letztern auch die Luſtperſpectiv gut beobachtet iſt. Bei dieſen und andern Ausnahmen ſind die bemerkten Fehler ſehr vermieden, der Stich iſt zwar noch immer von ſeiner Art, aber doch zu einem höhern Grade des Natürlichen gebracht und vielleicht mögen auch die Originale, wonach gearbeitet wurde, das ihrige mit beigetragen haben.

Auf dem erſten Blatte des ſechſten Heftes ſtellt der Künſtler mit dem See *Winandernere* eine ſtille, melancholiſche Ausſicht dar. Die Wahl und Anordnung, und die Beleuchtung im Ganzen iſt ſchön. Die Bäume aber
ha-

haben zu helles Licht, und der hohe im Vorgrunde ist wider die Luftperspectiv durchaus gleich stark beleuchtet, da der entfernte-
re Gipfel matter seyn sollte. Die auf der linken Seite im Vorgrunde liegenden Felsenmassen können von dem zu starken und ein-
förmigen Stiche ein Beispiel geben.

Das nachfolgende Blat, *View near Canterbury*, halte ich für eines der schönsten. Die Wahl der Gegend und des Standpunctes, und was der Künstler aus eigener Erfindung hinzugethan hat, ist harmonisch, und den vornehmsten Regeln der Kunst gemäs. Drei Partien von Bäumen und Gesträuche machen die Hauptgruppen aus, und liegen, wie es die Anordnung gern wil, in ein Dreieck vertheilt. Die Partie zur linken, welche noch ein bewachsenes Stük Felsen vor sich hat, ist die nächste, die zur rechten etwas entfernter, noch mehr die mittelfte. Jene beiden verbinden sich mit mehrern Gesträuche, an welchem sich der Weg hin krümmt, der zur rechten hervorkommt, und sich über den Mittelgrund, so weit das Auge reicht, hinaus hebt. Die beiden entfernten Partien lassen zwischen sich ein stilles, mit niederm Gebü-

sche umkränzttes Wasser erblicken. Das Hauptlicht trifft den Weg mit den beiden vordern Gruppen, und die Luft; die dritte Gruppe enthält die Ruhestelle. Das stärkste Licht ist zur rechten im Wege, und geht durch eine leichte Verbindung zu dem auf der linken Gruppe über. In einer überaus guten Lage ist das dritte Licht angebracht, theils wegen des Contrastes, den es mit den davor stehenden Bäumen macht, theils wegen des Gleichgewichtes, das es in die Luft, und mit der dritten Gruppe in die ganze Landschaft bringt. Die Luft heitert sich auf, die Gegend ruhet, ein einzelner Reiter belebt sie. Das Stük hat seinen Character, indem es alle Merkmale einer lieblichen, anmuthigen, und dabei einsamen Gegend in sich vereiniget, die sich einer sanften, gefühlvollen Seele zur Betrachtung darlegt. Darin zeigt sich die kluge Wahl und Zusammenfetzung; ein einziger anderer Gegenstand, ein wildes Gesträuche, ein düsteres, oder feuriges Gewölke, ein schneller Bach, oder ein tobender Wasserfal, würde den ganzen Character verändern. Diese Wahl steigt bis auf die Figur hinab. Unter dem Reiter denkt

denkt man sich etwa einen Reisenden; wenn man ein Gebäude erblickte, oder einen Ackersman, oder einen Hirt, so vermuthete man mehrere Menschen in der Nähe, und dies wäre der Einsamkeit des Ortes entgegen. Ich breche hier ab. Von der Ausführung könnte ich ebenfalls viel gutes sagen, besonders ist der Stich in der Ferne ganz flach gehalten, welches einen schönen Ton in das Ganze bringt.

Oben wünschte ich, durch diese Betrachtung Kenner zu einem wichtigen Dienste für die Kunst zu veranlassen. Hier muß ich noch gedenken, daß ich auch wünschte, ein Wort an die Liebhaber geredet zu haben. Denn wie viel fand ich über ein einziges Kupfer zu sagen, und wie viel mehreres hätte ich noch sagen können. Aber bei einer flüchtigen Betrachtung der Kunstwerke, und bei dem Wunsche, nur immer etwas neues zu sehen, wird das Gefühl niemals rege, und die meisten Schönheiten bleiben unbenutzt.

E. K.



SIN-

SINGEDICHTE.

Das Singedicht.

Du meinst, ich steche gern?
Alcantor, sey kein Kind;
du weißt doch wohl, was eine Biene ist?

Meine Poesie.

Selinde ist mein Lied.
O Kenner, kom und richte!
Ist meine Poesie nicht schön?

An den Frühling.

Kömmst du wieder, schöner,
Hingeblicher holder,
Wonnevoller Frühling?
Ach! Nur eine einzige

Auf.

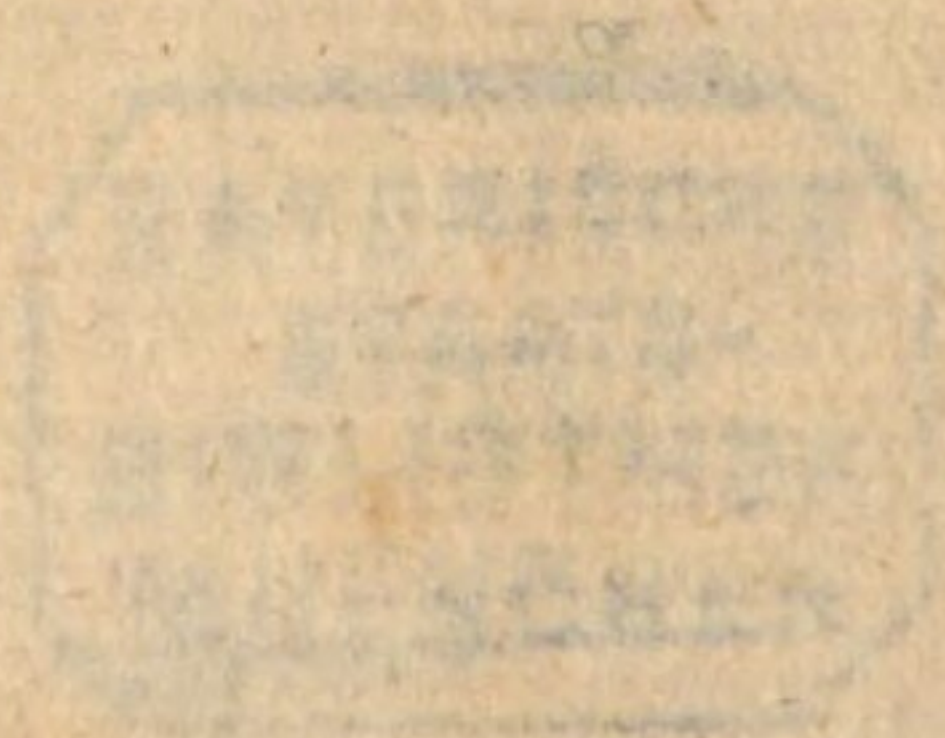
Aufgeblühte volle
Jugendliche Rose!
Oder wilst du lieber
Aus der Flor das erste
Frohe Kind der Liebe,
Dein geliebtes Veilchen?
Sieh! Noch immer einsam
Wandl' ich an dem Ufer,
Das die Silberwelle
Küssen darf und schmachte.
Kömst du wieder, schöner,
Hingeblicher holder,
Wonnevoller Frühling?
An dem Ufer wil ich
Dir entgegen wandeln,
Bis ich an der Quelle
Ruhend dich erwarte,
Und die aufgeblühte
Jugendliche Rose,
Oder, ja, dein liebes
Frohes Veilchen küsse.

Dem Veilchen.

Der falsche Zephyr, liebes Veilchen!
 Bis ihm dein Knöspgen sich entfaltete,
 war er so lau, so angenehm und mild,
 nun ist er wieder schneidend kalt,
 und droht mit Frost und Schnee.
 O Unschuld, hüte dich, der Schmeichler
 wird,
 wenn er dich täuschen wil, sein eigner Feind.

W.

THE
11th
[Faint, illegible text]







Philosophische Unterhaltungen

Bd.: Erster Band.

Jena 1790

Ph.sp. 904 y-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044663-7

VD18 90613686